This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4XR9 E

801
Kinderwater
v. 2

יהוה

136.7

~~1623~~

1624

Ueber nützliche

Verwaltung des Predigtamts,

Schulunterricht,

Bildung der Gemeinden,

und

Lebensgenuß auf dem Lande.

Zweyter Band.

Von

M. Christian Victor Kindervater,

Generalsuperintendent zu Eisenach.

Leipzig,

bey Georg Joachim Göschen. 1806.

Sr. Hochwürdigen Magnificenz

Herrn

D. Franz Volkmar Reinhard,

Churfürstl. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberkonsistorialassessor zu Dresden

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Seit mehrern Jahren, innigſt von mir verehrter Mann, iſt mir es eine Angelegenheit des Herzens geweſen, das, was ich immer lebhaft empfunden, was ich Ihnen ſchriftlich verſichert habe, auch vor dem Publikum ſagen zu können: wie ſehr ich Sie als Gelehrten und als Menſchen verehre, und wie dankbar ich lebenslang für die Beweiſe von thätigem Wohlwollen ſeyn werde, die Sie mir öfters gegeben haben. Ich thue das zwar ſpäter, als ich gewünſcht habe, jedoch mit dem Gefühle, welches einen ehrlichen Mann erheitert, wenn er einer Schuld ſich entledigt, die ihn lange Zeit gleichſam gedrückt hatte. Laſſen Sie

ſich alſo dieſes kleine Denkmal der Achtung und Liebe gefallen, ſo gut ich es jetzt geben kann. Möge mein ewig von mir geliebtes Vaterland Sie, den ſorgſamen Pfleger jedes Zweiges wahrer Gelehrſamkeit, den unermüdeten Beförderer des bleibenden Guten in Kirchen und Schulen, noch lange beſitzen und Ihrer ausgebreiteten Thätigkeit ſich erfreuen! Niemand wünſcht das aufrichtiger als

Ew. Hochwürden

Eiſenach, den 1. May, 1806.

bleibender Verehrer

Chriſtian Victor Kindervater.

Vorrede.

Ich übergebe hiermit dem Publikum noch einen zweyten Band über Amtsführung und damit verwandte Gegenstände. Da ich hoffen darf, daß der erste nicht unnütz gewesen ist, selbst mehr als ein Herr Prediger mir versichert hat, mein Buch habe seine [illegible] Thätigkeit wieder geweckt; so darf ich, in der Erwartung, daß auch dieser zweyte Theil nicht zwecklos seyn dürfte, ihn

getrost nachfolgen lassen. Dazu bestimmt mich unter andern auch der Umstand, weil noch vieles, was zu einer fruchtbaren und gewissenhaften Amtsführung des Predigers, besonders auf dem Lande, gehört, im ersten Bande umsonst gesucht wird. So war es meines Erachtens durchaus nöthig, daß die Aufgaben über den rechten Gebrauch der Schrift im Volksunterrichte, über beichtväterliche Behandlung der Kranken, u. d. m. ausführlicher untersucht und, nach Möglichkeit, entschieden würden. Ob das zur Befriedigung von mir geschehen sey, darüber habe ich selbst keine Stimme.

Was ich noch in diesen Briefen dem Publikum mittheile, gründet sich meistentheils auf wiederholte Beobachtungen und Erfahrungen, die ich auf dem Lande zu machen Gelegenheit hatte. Daß

ich selten eine der mir sich darbietenden Veranlassungen dazu unbenutzt ließ, bin ich mir sattsam bewußt. Daß aber die Resultate, welche ich daraus gezogen habe, immer richtig seyn sollten, bilde ich mir nicht im Geringsten ein.

Manche meiner Leser wird es vielleicht befremden, daß ich verschiedenes Alte, welches seit zwanzig Jahren in einer Menge theologischen und Schulschriften, als alter Sauerteig behandelt, und bey Seite geworfen worden ist, gewissermaßen wieder in Schutz nehme. Es wird manchen befremden, daß ich noch rathe, die zehen Gebote von dem rohen Haufen auswendig lernen zu lassen, den Gebrauch des Alten Testaments bey dem Volksunterrichte nachdrücklich empfehle, mehr für Predigten über die Perikopen, als über Vorträge nach-

freygewählten Texten, stimme, es für eben so unnütz als schädlich halte, dem Volke den Deismus vorzutragen, und ähnliche Dinge mehr. Allein man prüfe meine Gründe; mehr habe ich hierüber nicht zu sagen. Nicht alle Neuerungen, die man seit einiger Zeit im Schulunterricht, in Liturgie und öffentlicher Volksbelehrung versucht hat, sind deßhalb auch Verbesserungen. Und gesetzt, daß es manche im Schulunterrichte auch wirklich seyn würden; so ist das Lokale und eine Menge anderer Dinge bey vielen Gemeinden noch gar nicht so beschaffen, daß durch die Neuerung wirklich etwas Gutes hervorgebracht werden könnte. Doch hierüber wird der einsichtsvolle Leser am richtigsten urtheilen können, wenn er diese Sammlung Briefe unpartheyisch durchgelesen, und ihren Inhalt geprüft hat.

Soll es in Absicht wahrer Erleuchtung und zweckmäßiger Bildung des Volks wirklich besser werden; so wird es vornehmlich darauf ankommen, daß die anzustellenden Lehrer zuvor aus sich selbst etwas gemacht haben. Um gerade heraus zu sagen, was ich hierbey denke: Es ist unumgänglich nothwendig, daß sie mit gebildeterem Geiste und mit gründlichern Kenntnissen bereichert in das Amt kommen, als man jetzt bey einer großen Menge unter ihnen gewahr wird. Die Unwissenheit und Barbarey, ich setze noch hinzu, die epidemische Trägheit ist ja bey vielen so groß, daß ich überzeugt bin, Handwerksleute von einigen Anlagen, zumal wenn sie in guten Postillen etwas belesen wären, möchten leicht eben so erbaulich predigen, als viele sogenannte öffentliche Seelsorger. Was helfen für diese alle Vorschläge zu Verbesserungen?

Ich habe diesem Buche zu seiner Abreise in das Publikum nichts weiter mitzugeben, als den Wunsch: daß es bey denen, für welche es bestimmt ist, nicht ohne Nutzen seyn möge! Der

Verfasser.

Erster

Erſter Brief.

Unſre Korreſpondenz, mein werther Freund, hat ſeit einiger Zeit ganz geſtockt. Lag es bloß an uns? Hauptſächlich wohl daran, daß weder Briefpoſten, noch andere Gelegenheiten ein unbeſchwertes ſchriftliches Verkehr zwiſchen uns unterhalten konnten. Unannehmlichkeiten des Landlebens! Es iſt wahr, ich habe ſeit den drey Jahren und drüber, die Sie allbereits auf dem Lande leben, wenig von Ihnen erfahren, ſelten eine Zeile von Ihrer Hand empfangen, einen einzigen ausführlichen Brief abgerechnet, der nicht viel Tröſtliches enthielt. Sie ſprachen darin vom Tode und ſetzten Ihr Lebensziel höchſtens noch auf ein halbes Jahr. Ich ließ das gut ſeyn. Der Kakodämon Hypochondrie hatte Sie angefochten; aber noch ſchienen ſeine Waffen gegen Sie nicht von der ſchlimmſten Art, und es war deßhalb erlaubt, Ihre Klagen etwas kürzer abzufertigen, als Sie unſtreitig von mir erwartet hatten. Ich bin alle Klaſſen in dieſer lebenspeinigenden Schule durchgegangen, habe eine geraume Zeit in Selekta zugebracht, frequentire ſie noch, wiewohl viel nachläſſiger als ſonſt. Die Erfahrungen, die ich mir hier er-

worben habe, kommen mich zwar theuer zu ſtehen; aber ich beſitze doch welche, und kann Anfängern in dieſer Schule damit aushelfen. Dem zufolge, da Sie wirklich nur noch Noviz waren, hielt ich für das Rathſamſte, in Ihre Klaglieder nicht einzuſtimmen, ſondern Ihnen den Rath zu geben, den Sie bey mehrerem Zutrauen zu Ihrer Kraft ſich ſelbſt geben konnten. Ein gemeinſchaftlicher Freund von uns verſicherte mir unlängſt, daß Ihr Uebel wieder verſchwunden ſey; und wie freue ich mich darüber!

Ihr letzter Brief an mich enthält eine Aufforderung, unſre ſchriftliche Unterhaltung über Gegenſtände der Amtsführung wieder anzufangen, zumal da Sie durch die Bekanntſchaft des Herrn v. B., der faſt wöchentlich mit ſeinem ſich hier angeſiedelten Bruder korreſpondirt, einen Weg gefunden haben, Ihre Briefe mir zuzuſenden. Ich freue mich darauf, welche von Ihnen zu erhalten, und meine Antworten ſollen nicht außen bleiben.

Daß, wie Sie verſichern, meine Briefe über Amtsführung Ihnen nicht unnütz geweſen ſind, iſt keine kleine Belohnung für mich. Sie wünſchen noch über verſchiedene andere Dinge meine Urtheile zu hören, und das Reſultat mancher Amtserfahrungen von mir zu wiſſen. Ich bin bereit, mit der Offenheit, die Sie längſt an mir gewohnt ſind, Ihnen, was ich geben kann, mitzutheilen. Ein älterer Prediger wird dem Jüngern wenigſtens auf Steine des Anſtoßes aufmerkſam machen, und rathen

können, wie ſie zu umgehen ſeyen. Einige haben Sie, Ihrer Verſicherung nach, ſchon mehrmals angetroffen.

„Soll man alle, im Landeskatechismus enthaltene, Lehren auf der Kanzel vortragen? Bey öffentlichen Katecheſationen keine übergehen? Darf man, wo, nach unſrer individuellen Ueberzeugung, der Katechismus Irrthümer enthält, die der Vernunft und der Schrift widerſprechen, geradezu das Gegentheil lehren, und freymüthig erklären, das, oder das iſt falſch?" „Warum, fügen Sie endlich die Frage hinzu, überhaupt eine vom Staat ſanctionirte Lehrnorm für die Jugend einführen, da es doch wohl beſſer ſey, Predigern und Schulmeiſtern ſelbſt zu überlaſſen, was ſie ſich, nach den Bedürfniſſen ihrer Gemeinde, für eines Leitfadens, bey dem Jugendunterrichte, bedienen wollen?"

Ich will mit meiner Beantwortung bey dem letzten Punkte anfangen. Es war unumgänglich nothwendig, daß zu den Zeiten der Reformation für einen kleinen Entwurf zum öffentlichen Religionsunterrichte der Jugend geſorgt wurde. Bekannt iſt es, wie tief Luthers ſtark fühlende Seele das Elend der Unwiſſenheit, welche unter der gemeinen Volksklaſſe herrſchte, empfand, und daß ihn dieſe bewogen hat, ſeinen ſogenannten kleinen Katechismus, wie er ſich ausdrückt, „in ſolche ſchlechte (ſchlichte) Form zu ſtellen". Sein kleiner Katechismus war die größte Wohlthat, die er ſeinem Zeitalter erwei-

ſen konnte; und es geſchah ſchon viel für den Unterricht, wenn er, ſeiner eignen Vorſchrift gemäß, nur auswendig gelernt wurde, da zu jenen finſtern Zeiten ſelten ein Pfarrer oder Schullehrer Kenntniſſe und Geſchicklichkeit genug beſaß, eine Lehre, nur nothdürftig, zu erklären. Eine Unwiſſenheit, wovon wir in unſern Zeiten uns kaum einen Begriff zu machen im Stande ſind, war ja die Hyder, womit Luther zu kämpfen hatte! Jener kleine Katechismus wurde unter die Bekenntnißbücher unſrer Kirche, die Sache aus dem damaligen Geſichtspunkte angeſehen, mit Recht aufgenommen; und ſo iſt er eine öffentliche Schulnorm für die nachfolgenden Zeitalter geblieben, iſt es noch. Ob das wohlgethan ſey; davon nachher. So viel iſt aber gewiß, daß der Staat wiſſen muß, was öffentlich in Kirchen und Schulen gelehrt wird. Soll er eine Religionsgeſellſchaft ſchützen, ſo iſt er unſtreitig befugt, zu wiſſen, was ſie für ein Religionsbekenntniß habe. Ihr eigenmächtig eins vorzuſchreiben, iſt wider die Rechte der Vernunft, widerſpricht dem Geiſte des Evangeliums. Will die Kommun von Staatsbürgern ihr Glaubensbekenntniß abändern; ſo ſteht es ihr frey, es ſey nun, daß die einzelnen Stimmen derſelben ſich dazu vereinigen — was wohl nur in thesi anzunehmen ſeyn dürfte — oder es geſchehe durch Männer, zu denen ſie in dieſer wichtigſten Angelegenheit das Vertrauen hat. Eine öffentliche Lehrnorm wird, aus zuvor angegebnem Grunde, immer bleiben müſſen, und die Meinung, daß jedem Pre-

diger, mit Zuziehung ſeines Schullehrers, es frey gegeben werden könne, was er für ein Lehrbuch, mit Ausſchließung einer öffentlichen Norm, einführen wolle, iſt unſtatthaft. Geſchieht es, daß Prediger und Schullehrer es ſich herausnehmen, den Landeskatechismus ganz zu exiliren, und, an deſſen Stelle, ein Lehrbuch ſetzen, welches nicht öffentlich autoriſirt iſt, mag es immerhin das möglichſt beſte ſeyn, ſo iſt in bürgerlicher Rückſicht widerrechtlich von ihnen gehandelt worden. Der Staat braucht eine ſolche Gemeinde nicht zu ſchützen — er weiß ja nicht, bey was er ſie ſchützen ſoll — und alles, was er thun kann, iſt zu konniviren. Das wird er jedoch nur ſo lange können, als keine Beſchwerden ſich erheben. Was meinen Sie nun aber wohl, daß geſchehen könnte, wenn kein vom Staate genehmigtes Lehrbuch zum Religionsunterrichte für die Jugend eingeführt wäre? Ich gebe gern zu, daß viele Prediger und Schullehrer eine lobenswerthe Wahl treffen, und ſich entſchiedene Verdienſte um ihre Gemeinden erwerben würden. Aber auch alle? Auch die Mehrheit? Bey dem noch fortwirkenden Entdeckungsgeiſte der Neopädagogik, bey den vielfältigen Umkehrungen auf dem Gebiete der Theologie, bey den ſeltſamen Fehden, die eine gewiſſe poetiſche Scholaſtik auf allen Feldern der Wiſſenſchaften, nach Potenzen eines reinen philoſophiſchen Fauſtrechts, ſchon lange beſtanden hat, möchte wohl manches Seltſame, um den gelindeſten Ausdruck zu gebrauchen, eingeführt werden. Indem ich dieſes ſchreibe,

thue ich unwillkührlich einen Blick auf ein Journal, welches aufgeſchlagen neben meinem Pulte liegt, und was leſe ich da? „Die religiöſen Gefühle liegen im Menſchen; ein Begeiſterter faßt ſie in Worte, Bilder, Gebräuche (?), Lehren und Gleichniſſe, und ſtellt ſie ſo ſeinen Zeitgenoſſen dar. Nun ſtößt der Staatsmann auf ſie, und prüft, wozu ſolch eine Religion wohl zu gebrauchen ſey (woran er gar nicht übel thut; zumal bey einer ſolchen Religion) — was als ein himmliſches Geſchenk (nach des Verfaſſers heller Anſicht, eine Poeſie ohne Zweck!) gar keinen irdiſchen Zweck und Gebrauch haben ſollte.“ *) Solche und ähnliche Behauptungen werden von einer Menge periodiſchen Blättern verbreitet; ſelbſt eigentlich ſogenannte theologiſche Schriften, Predigten und andere Erbauungsbücher ſetzen dieſe Ideen in Umlauf. Man ſteuert darauf hin, auch den Dorfknaben bey Zeiten die Meinung beyzubringen, daß Religion und Poeſie eins ſey. Ein Theil des jungen Völkleins, welches durch Predigten, mit ſolchen Ideen illuminirt, den Menſchen zur Seligkeit helfen will, beeifert ſich ſehr, die chriſtliche Welt von ihrem alten Vorurtheile, daß Religion einen vernünftigen Zweck haben müſſe, zu befreyen. Es glänzen uns Hoffnungen, daß der Jugendunterricht bald eine wohlthätige Umkehrung dadurch erleiden werde; wenigſtens kenne ich ſchon Beyſpiele, daß preiswürdige Hauslehrer die alte

*) Im Freymüthigen Nro. 88. 1805.

abgeſtandene Idee von einem außerweltlichen Gotte, etwan wie proteſtantiſche Theologen die Glockentaufe der Katholiken, geradezu wegwerfen. Doch auf dieſe poetiſchen Wohlthäter der Menſchheit komme ich ſchon in einem andern Briefe wieder zurück.

Laſſen Sie es nun einmal den Predigern anheim geſtellt ſeyn, mit gänzlicher Abſchaffung eines vom Staate genehmigten öffentlichen Lehrbuchs zum Religionsunterricht für die Jugend einzuführen, was ihnen heilſam dünkt; was würden an vielen Orten die glückſeligen Folgen davon ſeyn? Irre ich nicht, ſo dürfte wohl hier und da ein fruchtbarer Auszug aus Jacob Böhmen die Jugend zur Seligkeit führen ſollen. Ein anderer würde ein Büchlein einführen, es auch wohl erſt ſelbſt ſchreiben, in welchem lichtvoll gezeigt würde, was Jeſus und ſeine Apoſtel, um klüger zu Werke zu gehen, eigentlich hätten lehren ſollen; ein dritter die humane Veranſtaltung treffen, daß nur gelegentlich, etwan bey der Naturgeſchichte oder Kalenderlehre, der Jugend etwas von Religion beygebracht würde. Doch warum weiſſage ich nur, was geſchehen würde? Es giebt ja ſchon officinae sapientiae, wo die Weisheit nicht vom Himmel, ſondern aus dem Irrhauſe, gekommen zu ſeyn ſcheint. Daß ſonach ein Landeskatechismus, oder was das Buch ſonſt für einen Titel haben möge, nothwendig ſey, liegt, dünkt mich, am Tage, und Sie werden ſich als Unterthan Ihres Vaterlandes beſcheiden, den einmal eingeführten ſo lange zu

dulden, bis es der Kirchenrath für gut findet, ihn abzuſchaffen. Ich wünſchte, es geſchehe bald! Die Nothwendigkeit, dem gemeinen Manne eine beſſre Geiſtesnahrung zu geben, und in einigen Rückſichten ſogar eine Quelle des Aberglaubens ihm zu verſtopfen, muß längſt eingeleuchtet haben. Unſtreitig mögen Hinderniſſe verſchiedener Art bisher vorgewaltet haben.

Ich komme auf Ihre Frage: „Sollen Sie alles das lehren, was der Dresdener Landeskatechismus enthält?“ Wenigſtens nicht geradezu dagegen polemiſiren. Dieſer Katechismus, als eine ausführliche Erklärung des kleinern Lutheriſchen, wurde unter Johann Georg dem dritten Churfürſten von Sachſen im Jahre 1683 vom geiſtlichen Miniſterio zu Dresden abgefaßt, den theologiſchen Fakultäten zu Wittenberg und Leipzig vorgelegt, von den Landesſtänden nachher genehmigt, und 1688 vom Kirchenrathe publicirt. Das Land hat ihn angenommen; die Superintendenten ſind angewieſen, in Schulen darauf zu halten; er hat beynahe die Autorität eines ſymboliſchen Buchs. Noch hat man, ſo viel mir wenigſtens bekannt iſt, nicht den Entſchluß gefaßt, ihn zu verbeſſern, die Weitſchweifigkeit abzukürzen, unnütze Wiederholungen wegzulaſſen, ſchwankende Begriffe feſter zu beſtimmen, was ſchlechterdings unbibliſch iſt auszuſchließen, die Beweisſtellen, die, bey dem damaligen faſt gänzlichen Verfall richtiger Exegeſe, dem größern Theile nach, nur aus

Konkordanzen, wie man ſie hatte, mögen zuſammengerafft worden ſeyn, mit erforderlicher Strenge zu ſichten, was ganz beſtimmt als Aberglaube ſich ausſpricht, auch myſtiſchen Schematismus, zu vertilgen. In dieſer Geſtalt muß er uns freylich ſehr elend genug erſcheinen, und es iſt traurig, daß er noch fortdauernde Autorität hat, gleichſam als wenn er ein Meiſterſtück in ſeiner Art wäre! Doch, wir wollen uns ja hüten, Churſachſen als ein Land der Finſterniß zu verläſtern, welches immer hinter andern Ländern zurückbleibe. Als der Dresdener Katechismus erſchienen war, wünſchten viele einſichtsvolle Männer in andern Fürſtenthümern, ihr Land möchte einen ſolchen beſitzen, aus dem ſehr richtigen Grunde, weil ihre Landeskatechismen, d. h. die promulgirten Erklärungen des kleinern lutheriſchen, ungleich ſchlechter waren, als dieſer. Was den moraliſchen Theil, den ekeln Ausdruck abgerechnet, anlangt, ſo iſt er immer noch um vieles beſſer, als die alten dürftigen Landeskatechismen in andern Fürſtenthümern. Zu bedauern iſt es nur, daß der praktiſche Theil, ich meine insbeſondere die Fragen: „Wie dient uns das zu einem gottſeligen Wandel u. a.?“ von jeher in Churſachſen, bey dem Schulunterrichte, am wenigſten ſind getrieben worden. Es giebt noch Schulen genug, wo die Schulmeiſter ſie friſch weg überſchlagen; giebt ſogar Prediger, die bey der Vorbereitung der Katechumenen von keiner einzigen derſelben Notiz nehmen, unſtreitig auch mit darum, damit die eigne Gerechtigkeit des

Menſchen ſich nicht rühme. Es ſteht z. B. in einer ſolchen Frage: „Weil Chriſtus das Geſetz für uns erfüllt habe, ſo müſſe der Chriſt nun auch Jeſu Exempel nachahmen.“ Warum etwas ſo Nothwendiges weglaſſen? Ein Freund erzählte mir vor einigen Jahren, nachdem er zum Inſpektor in Pf. ſey befördert worden, ſo habe er ſogleich die Schule auf dem Dorfe K. beſucht, und da er gefunden, daß der Schulmeiſter eine ſehr dunkle Frage im Dr. Katechismus durch ſeine Erklärung noch weit unverſtändlicher gemacht, ſo habe er ihm angedeutet, ſie ganz wegzulaſſen. „Recht wohl, antwortet der Schulmeiſter, wir laſſen, wie es Herkommens iſt, in unſrer Schule gar viel aus dem Katechismo weg.“ „Das iſt?“ „Alle die Fragen von chriſtlichem Leben und Wandel.“ Doch ich nehme Ihre wichtige Frage wieder auf: Dürfen Sie dieſem Landeskatechismus geradezu entgegen lehren, ſo daß Sie dawider polemiſiren? Was ſoll der Bauer oder Handwerksmann, der ſeinen Katechismus von Jugend auf für etwas eben ſo untrügliches hat anſehen lernen, als die Bibel, denken, wenn Sie durch ein auffallendes Widerlegen ihm ſolchen verdächtig machen? Können Sie ihn erſt auf die Akademie gehen laſſen, um einen theologiſchen Kurſus zu machen? Ihm mehrere Jahre Zeit geben, um Geſchichte der Dogmen, insbeſondere die des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, zu ſtudiren? Machen Sie ihm z. B. die Lehre von der Auferſtehung des Leibes verdächtig; und wer ſteht Ihnen dafür, daß er

die von ſteter Lebensbeſſerung, aus Gründen, deren der ψυχικὸς ἄνθρωπος mehr als zu viel in ſich ſelbſt hat, noch zweifelhafter findet? Es wird es zwar nicht jeder; aber einer und der andere doch wohl. Am beſten alſo mit ſchriftmäßigen Ausdrücken von Dingen dieſer Art geſprochen, und die praktiſche Seite in das möglichſt hellſte Licht geſetzt, immer eingedenk der Regel des Apoſtels, „daß alles geſchehen ſolle zur Beſſerung.“ Sie werden freylich eine Menge höchſt unbeſtimmter Begriffe in dem genannten Buche finden: ſuchen Sie ihnen durch eine lichtvollere und beſtimmtere Erklärung nachzuhelfen, damit der zu Belehrende unvermerkt etwas beſſeres aufnehme. Berühren Sie gar nicht, was ſchlechterdings nicht zu berühren iſt, oder ſuchen auch hier eine fruchtbare Wendung. „Das möchte zuweilen ſchwer halten,“ werden Sie erwiedern; und ich will Ihnen nicht widerſprechen. Wenn z. B. die ſieben und zwanzigſte Frage anhebt: „Was heißt zaubern?“ „Es heißt nicht nur mit Hülfe des Teufels dem Nächſten an Leib oder Gut Schaden thun u. ſ. w.“ oder die vierhundert und eilfte: „Welches iſt das Uebel an unſerm Gut?“ „Aller Schade, der uns an unſerm zeitlichen Vermögen geſchieht, durch Feuer, Waſſer, Ungewitter, Zauberey (!) u. ſ. w.“ ſo iſt wohl kaum möglich, nicht unwillig zu werden. Heilige Pflicht gegen die Menſchheit iſt es, den Aberglauben, deſſen Saame von Natur in uns liegt, unterdrücken, vernichten zu helfen. Und hier ſteht er in

einem öffentlichen Unterrichtsbuche für die Jugend! Es ist übrigens sehr gut, daß viele Bauern die in der Jugend wörtlich auswendig gelernten Fragen wieder vergessen haben, folglich gegen Warnungen vor dieser Gattung Aberglauben aus dem Katechismo nicht zu argumentiren wissen. Bey der Jugend kann schon anders zu Werke gegangen werden. Der Prediger darf nur den Schullehrer veranlassen, solche zweydeutige Philosopheme zu überschlagen, und dafür jede Art des Aberglaubens männlich zu bekämpfen. Wird dieser bessre Saame frühzeitig ausgestreut, und hebt sich bald mit einiger Kraft empor; empfängt der Lehrling bey Zeiten Zutrauen zu seinem Schullehrer und Prediger, so lernt er endlich über den Aberglauben, der in ihm liegt, siegen; er wird sich in der Folge nicht irre machen lassen, wenn er die einfältige Beschreibung von Zaubern, die ich nicht wieder hierher setzen mag, hören oder lesen sollte. „Wer weiß, wird er bey sich denken, wie das muß ausgelegt werden!“ ohne eben im Allgemeinen ein Mistrauen in seine Katechismuslehren zu setzen. Als ich noch auf dem Lande lebte, habe ich, nach meinen Kräften, gegen das Scheusal des Aberglaubens, bey jeder schicklichen Gelegenheit, gekämpft. Ich glaube nicht, daß ich bey den Erwachsenen viel mag ausgerichtet haben, ob ich gleich hoffen darf, daß nicht alles umsonst gewesen ist. Jedoch, was die Jugend anlangt, so bin ich überzeugt, ihr etwas mehr genutzt zu haben als den Erwachsenen. Ich brachte unter andern mit den

Katechumenen viele Stunden zu, ihnen den Glauben an Zaubereyen, Hexen, Geſpenſter, u. ſ. w. zu entreißen, wobey ich gewöhnlich die Stelle 5 B. Moſe 18. „Unter dir ſoll nicht funden werden ein Weiſſager ꝛc.“ zum Grunde legte, auffallende Geſchichten beyher erzählte und zuletzt zeigte, wie Leichtgläubigkeit und Betrug dabey gewirkt hatten. Die heranwachſende Jugend männlichen Geſchlechts — das andere Geſchlecht iſt ſchwerer von dieſem chroniſchen Geiſtesübel zu heilen — zeigte ſich weit mißtrauiſcher gegen Spinnſtubentraditionen und Hausdämonologie der Alten, und einige offnere Köpfe erklärten laut: „Das wüßten ſie beſſer: der Pfarr habe ihnen das ganz anders ausgelegt.“ Werden ſolche Jünglinge einſt Männer und Hausväter, dann beſtreiten ſie ſelbſt dieſen Unfug, erziehen ihre Kinder vernünftiger, erzählen bey Tiſche dem abergläubiſchen Geſinde manches, was ſie noch aus den Unterredungen des Predigers, „da ſie auf die Pfarre gingen,“ behalten haben; und wir dürfen hoffen, daß, wenn wir allen den Fleiß anwenden, der uns obliegt, die Generationen von Zeit zu Zeit dem Lichte ſich nähern werden.

Um auf das Vorige zurückzukommen, ſo halte ich es für entſchieden, daß der öffentliche Katechismus, auf der Kanzel und bey Katecheſationen vor der Gemeinde, geſchont werden müſſe. Wollte man auch öffentlich ſagen, daß der Glaube an Teufelsbeſitzungen, an nähere Verbindungen mit dem Satan

ist?" Hohe Zeit wäre es allerdings. Ich bin auch überzeugt, daß diese äuserst wichtige Angelegenheit längst schon ist erwogen worden, indem man mit regem Eifer an Schulverbesserungen, so wie an Bildung künftig brauchbarer Lehrer arbeitet. Was der Erfüllung des sehnlichen Wunsches von tausenden noch im Wege stehe, weiß ich nicht. So viel weiß ich aber, daß man nie einen Schritt vorwärts zu thun versucht, ohne vollkommen sicher zu seyn, daß auch der zweyte ihm folgen könne.

Zweyter Brief.

Also, Ihr Herr Kirchenpatron ist so einsichtsvoll, weiter kein Lehrbuch in der Schule gestatten zu wollen, als den privilegirten Katechismus, wie er ihn nennt? Jedoch er giebt Gründe an. „Das Privilegium, sagt er, — man sollte denken, es wäre die Rede von einem Scheerenschleifer! — sey von hoher Landesobrigkeit gegeben worden, und als ein Vasall derselben, halte er sich für verpflichtet über dessen Aufrechthaltung zu wachen." Ein edler Patriot! „Bey Neuerungen, zumal in Religionssachen, komme nie etwas gutes heraus." Wie scharfsinnig, wie einsichtsvoll! „Wer stünde dafür, daß in dem Hannöverschen Katechismus, dem der Pfarrer so vielen Werth beylege, nicht schädliche Neologie ent-

enthalten ſey. Als Gerichtsherrn komme es ihm zu, auch für das ewige Heil ſeiner Unterthanen zu ſorgen.“ Vermuthlich, damit der Geiſt ſelig werde, wenn etwa, durch ſeine Fürſorge für ihr Zeitliches, das Fleiſch verderben ſollte. „Als Kirchenpatron müſſe er ſeine Schuldigkeit thun, und auf das, was in Kirchen und Schulſachen einmal legal ſey, unverbrüchlich halten.“ Sehr löblich! Wenn er doch lieber dafür ſorgen wollte, daß unordentliche Aeltern ihre Kinder fleißiger zur Schule hielten! Lieber dafür, daß es in der armſeligen Wohnung Schulmeiſter und Kindern nicht auf die Köpfe regnete! Lieber dafür, daß dem armen Lehrer ſein kleines Schulgeld richtig bezahlt würde! Lieber ſeinem Schäfer verbieten, auf Pfarrers und Schulmeiſters Grundſtücken auf keine ſo illegale Weiſe, die Sömmerung weg zu hüten, und dem Verwalter nicht nachſehen, wenn er die Hofknechte von Jahr zu Jahr etwas von der Pfarrwieſe wegackern läßt! Doch das unumſtößlichſte Argument kommt noch. „Er und ſeine Familie hätten auch keinen andern Katechismus gelernt, und meinten, gewiß ſelig zu werden.“ Aus chriſtlicher Liebe wollen wir das ſelbſt hoffen. Was läßt ſich dagegen einwenden? Wobey eine Standesperſon ſelig zu werden glaubt, das wird für das Grobzeug, die Bauern, hoffentlich gut genug ſeyn.

„Was iſt nun da zu thun?“ fragen Sie mich. Daß Sie nicht durchkommen, wenn Sie die Sache an das Konſiſtorium gelangen laſſen. Und geſetzt

auch, es geschehe; so werden die Bauern wohl Anstand nehmen, irgend ein Schulbuch zu kaufen, welches der Gerichtsherr verwirft. Was Ihnen übrig bleibt, sehen Sie ohne mein Erinnern selbst ein; vernünftige Vorstellungen. Es ist schlimm, daß so viel Menschen die Befugniß haben, in Kirchen- und Schulsachen einzugreifen, wohl gar, nach ihrer Willkühr, sie zu ordnen, die doch nicht die mindeste Kenntniß davon besitzen! In allen andern, menschlichen Angelegenheiten wird folgerechter zu Werke gegangen. Soll das Forstwesen in einem Lande eingerichtet werden, so übergiebt man nicht die Hauptaufsicht darüber den Theologen, oder errichtet ein Oberkriegskollegium, in dem die Majorität aus Apothekern bestünde. Warum läßt man es also, um auf den gegenwärtigen Fall zu kommen, zu, daß z. B. Kirchenpatrone in eigentlichen Kirchen- und Schulsachen, eine solche Gewalt ausüben? Daß es achtungswerthe Männer unter ihnen giebt, die jede erprobte Verbesserung gern unterstützen oder auch selbst auf die Bahn bringen, ist eine bekannte Sache; aber daraus folgt nicht, daß sie z. B. eine Schuleinrichtung verwerfen, oder die Einführung eines verbesserten Gesangbuchs, wofür der Pfarr sich interessirt, hindern dürften. Ihren vorhergegangenen Studien zufolge, so fern sie nämlich welche besitzen, macht es ihnen keine Schande, in solcherley Aufgaben nicht kompetente Richter zu seyn. Der Prediger muß in der Regel treffender darüber entscheiden können. Setzt der Kirchenpatron ein Mißtrauen in

Vorschläge seines Pfarrers, und kann sich nicht mit ihm vereinigen; so sollte nicht Er, sondern eine höhere und kompetentere Instanz den Ausschlag geben. Es folgt daraus zwar nicht nothwendig, daß diese immer am hellsten sehen würde, aber irgend jemand, der, seinem Posten nach, Einsichten in der Sache besitzen soll, wird doch das Urtheil sprechen müssen.

Ich habe auf die Bedenklichkeiten Ihres Kirchenpatrons gegen den Hannöverschen Katechismus, (daß er nämlich Neologien enthalten könnte) und seine übrigen stattlichen Einwendungen gegen die Aufnahme desselben zuvor schon geantwortet. Sie sind kaum werth, daß man noch ein Wort darüber hinzusetzt. Neologie? Das Buch enthält alle Lehren der lutherischen Konfession. Wenn die Herrn, die immer über Neologie schreyen, sich doch nur erst darum bekümmern wollten, was eigentlich wider das kirchliche System wäre! Sie würden sich wundern, daß sogar in den symbolischen Büchern manches mit dürren Worten steht, was ihre Unwissenheit für Neologie hält, weil in dem mystischen Tröster, den sie vielleicht zu ihrem Führer gewählt haben, nichts davon vorkommt. Erstaunen würden sie über manche Aeußerung in Luthers Schriften, die sie bey einem Neuern nicht minder als Neologie verwerfen müßten, weil sie unter den Gefühlständeleyen und mystischen Nonsens ihres armen Sünders nichts davon gelesen haben. Doch Luther, oder ein anderer; wir sind nicht Christen von Luthers Gnaden. Seine

Menſchen ſich nicht rühme. Es ſteht z. B. in einer ſolchen Frage: „Weil Chriſtus das Geſetz für uns erfüllt habe, ſo müſſe der Chriſt nun auch Jeſu Exempel nachahmen.“ Warum etwas ſo Nothwendiges weglaſſen? Ein Freund erzählte mir vor einigen Jahren, nachdem er zum Inſpektor in Pf. ſen befördert worden, ſo habe er ſogleich die Schule auf dem Dorfe K. beſucht, und da er gefunden, daß der Schulmeiſter eine ſehr dunkle Frage im Dr. Katechismus durch ſeine Erklärung noch weit unverſtändlicher gemacht, ſo habe er ihm angedeutet, ſie ganz wegzulaſſen. „Recht wohl, antwortet der Schulmeiſter, wir laſſen, wie es Herkommens iſt, in unſrer Schule gar viel aus dem Katechismo weg.“ „Das iſt?“ „Alle die Fragen von chriſtlichem Leben und Wandel.“ Doch ich nehme Ihre wichtige Frage wieder auf: Dürfen Sie dieſem Landeskatechismus geradezu entgegen lehren, ſo daß Sie dawider polemiſiren? Was ſoll der Bauer oder Handwerksmann, der ſeinen Katechismus von Jugend auf für etwas eben ſo untrügliches hat anſehen lernen, als die Bibel, denken, wenn Sie durch ein auffallendes Widerlegen ihm ſolchen verdächtig machen? Können Sie ihn erſt auf die Akademie gehen laſſen, um einen theologiſchen Kurſus zu machen? Ihm mehrere Jahre Zeit geben, um Geſchichte der Dogmen, insbeſondere die des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, zu ſtudiren? Machen Sie ihm z. B. die Lehre von der Auferſtehung des Leibes verdächtig; und wer ſteht Ihnen dafür, daß er

die von ſteter Lebensbeſſerung, aus Gründen, deren der ψυχικὸς ἄνθρωπος mehr als zu viel in ſich ſelbſt hat, noch zweifelhafter findet? Es wird es zwar nicht jeder; aber einer und der andere doch wohl. Am beſten alſo mit ſchriftmäßigen Ausdrücken von Dingen dieſer Art geſprochen, und die praktiſche Seite in das möglichſt hellſte Licht geſetzt, immer eingedenk der Regel des Apoſtels, „daß alles geſchehen ſolle zur Beſſerung.“ Sie werden freylich eine Menge höchſt unbeſtimmter Begriffe in dem genannten Buche finden: ſuchen Sie ihnen durch eine lichtvollere und beſtimmtere Erklärung nachzuhelfen, damit der zu Belehrende unvermerkt etwas beſſeres aufnehme. Berühren Sie gar nicht, was ſchlechterdings nicht zu berühren iſt, oder ſuchen auch hier eine fruchtbare Wendung. „Das möchte zuweilen ſchwer halten,“ werden Sie erwiedern; und ich will Ihnen nicht widerſprechen. Wenn z. B. die ſieben und zwanzigſte Frage anhebt: „Was heißt zaubern?“ „Es heißt nicht nur mit Hülfe des Teufels dem Nächſten an Leib oder Gut Schaden thun u. ſ. w.“ oder die vierhundert und eilfte: „Welches iſt das Uebel an unſerm Gut?“ „Aller Schade, der uns an unſerm zeitlichen Vermögen geſchieht, durch Feuer, Waſſer, Ungewitter, Zauberey (!) u. ſ. w.“ ſo iſt wohl kaum möglich, nicht unwillig zu werden. Heilige Pflicht gegen die Menſchheit iſt es, den Aberglauben, deſſen Saame von Natur in uns liegt, unterdrücken, vernichten zu helfen. Und hier ſteht er in

einem öffentlichen Unterrichtsbuche für die Jugend! Es iſt übrigens ſehr gut, daß viele Bauern die in der Jugend wörtlich auswendig gelernten Fragen wieder vergeſſen haben, folglich gegen Warnungen vor dieſer Gattung Aberglauben aus dem Katechismo nicht zu argumentiren wiſſen. Bey der Jugend kann ſchon anders zu Werke gegangen werden. Der Prediger darf nur den Schullehrer veranlaſſen, ſolche zweydeutige Philoſopheme zu überſchlagen, und dafür jede Art des Aberglaubens männlich zu bekämpfen. Wird dieſer beßre Saame frühzeitig ausgeſtreut, und hebt ſich bald mit einiger Kraft empor; empfängt der Lehrling bey Zeiten Zutrauen zu ſeinem Schullehrer und Prediger, ſo lernt er endlich über den Aberglauben, der in ihm liegt, ſiegen; er wird ſich in der Folge nicht irre machen laſſen, wenn er die einfältige Beſchreibung von Zaubern, die ich nicht wieder hierher ſetzen mag, hören oder leſen ſollte. „Wer weiß, wird er bey ſich denken, wie das muß ausgelegt werden!“ ohne eben im Allgemeinen ein Mißtrauen in ſeine Katechismuslehren zu ſetzen. Als ich noch auf dem Lande lebte, habe ich, nach meinen Kräften, gegen das Scheuſal des Aberglaubens, bey jeder ſchicklichen Gelegenheit, gekämpft. Ich glaube nicht, daß ich bey den Erwachſenen viel mag ausgerichtet haben, ob ich gleich hoffen darf, daß nicht alles umſonſt geweſen iſt. Jedoch, was die Jugend anlangt, ſo bin ich überzeugt, ihr etwas mehr genutzt zu haben als den Erwachſenen. Ich brachte unter andern mit den

Katechumenen viele Stunden zu, ihnen den Glauben an Zaubereyen, Hexen, Geſpenſter, u. ſ. w. zu entreißen, wobey ich gewöhnlich die Stelle 5 B. Moſe 18. „Unter dir ſoll nicht funden werden ein Weiſſager ꝛc.“ zum Grunde legte, auffallende Geſchichten beyher erzählte und zuletzt zeigte, wie Leichtgläubigkeit und Betrug dabey gewirkt hatten. Die heranwachſende Jugend männlichen Geſchlechts — das andere Geſchlecht iſt ſchwerer von dieſem chroniſchen Geiſtesübel zu heilen — zeigte ſich weit mißtrauiſcher gegen Spinnſtubentraditionen und Hausdämonologie der Alten, und einige offnere Köpfe erklärten laut: „Das wüßten ſie beſſer: der Pfarr habe ihnen das ganz anders ausgelegt.“ Werden ſolche Jünglinge einſt Männer und Hausväter, dann beſtreiten ſie ſelbſt dieſen Unfug, erziehen ihre Kinder vernünftiger, erzählen bey Tiſche dem abergläubiſchen Geſinde manches, was ſie noch aus den Unterredungen des Predigers, „da ſie auf die Pfarre gingen,“ behalten haben; und wir dürfen hoffen, daß, wenn wir allen den Fleiß anwenden, der uns obliegt, die Generationen von Zeit zu Zeit dem Lichte ſich nähern werden.

Um auf das Vorige zurückzukommen, ſo halte ich es für entſchieden, daß der öffentliche Katechismus, auf der Kanzel und bey Katecheſationen vor der Gemeinde, geſchont werden müſſe. Wollte man auch öffentlich ſagen, daß der Glaube an Teufelsbeſitzungen, an nähere Verbindungen mit dem Satan

ist?“ Hohe Zeit wäre es allerdings. Ich bin auch überzeugt, daß diese äußerst wichtige Angelegenheit längst schon ist erwogen worden, indem man mit regem Eifer an Schulverbesserungen, so wie an Bildung künftig brauchbarer Lehrer arbeitet. Was die Erfüllung des sehnlichen Wunsches von tausenden noch im Wege stehe, weiß ich nicht. So viel weiß ich aber, daß man nie einen Schritt vorwärts zu thun versucht, ohne vollkommen sichet zu seyn, daß auch der zweyte ihm folgen könne.

Zweyter Brief.

Also, Ihr Herr Kirchenpatron ist so einsichtsvoll, weiter kein Lehrbuch in der Schule gestatten zu wollen, als den privilegirten Katechismus, wie er ihn nennt? Jedoch er giebt Gründe an. „Das Privilegium, sagt er, — man sollte denken, es wäre die Rede von einem Scheerenschleifer! — sey von hoher Landesobrigkeit gegeben worden, und als ein Vasall derselben, halte er sich für verpflichtet über dessen Aufrechthaltung zu wachen.“ Ein edler Patriot! „Bey Neuerungen, zumal in Religionssachen, komme nie etwas gutes heraus.“ Wie scharfsinnig, wie einsichtsvoll! „Wer stünde dafür, daß in dem Hannöverschen Katechismus, dem der Pfarrer so vielen Werth beylege, nicht schädliche Neologie ent-

enthalten ſey. Als Gerichtsherrn komme es ihm zu, auch für das ewige Heil ſeiner Unterthanen zu ſorgen.“ Vermuthlich, damit der Geiſt ſelig werde, wenn etwa, durch ſeine Fürſorge für ihr Zeitliches, das Fleiſch verderben ſollte. „Als Kirchenpatron müſſe er ſeine Schuldigkeit thun, und auf das, was in Kirchen und Schulſachen einmal legal ſey, unverbrüchlich halten.“ Sehr löblich! Wenn er doch lieber dafür ſorgen wollte, daß unordentliche Aeltern ihre Kinder fleißiger zur Schule hielten! Lieber dafür, daß es in der armſeligen Wohnung Schulmeiſter und Kindern nicht auf die Köpfe regnete! Lieber dafür, daß dem armen Lehrer ſein kleines Schulgeld richtig bezahlt würde! Lieber ſeinem Schäfer verbieten, auf Pfarrers und Schulmeiſters Grundſtücken auf keine ſo illegale Weiſe, die Dämmerung weg zu hüten, und dem Verwalter nicht nachſehen, wenn er die Hofknechte von Jahr zu Jahr etwas von der Pfarrwieſe wegackern läßt! Doch das unumſtößlichſte Argument kommt noch. „Er und ſeine Familie hätten auch keinen andern Katechismus gelernt, und meinten, gewiß ſelig zu werden.“ Aus chriſtlicher Liebe wollen wir das ſelbſt hoffen. Was läßt ſich dagegen einwenden? Wobey eine Standesperſon ſelig zu werden glaubt, das wird für das Grobzeug, die Bauern, hoffentlich gut genug ſeyn.

„Was iſt nun da zu thun?“ fragen Sie mich. Daß Sie nicht durchkommen, wenn Sie die Sache an das Konſiſtorium gelangen laſſen. Und geſetzt

auch, es geschehe; so werden die Bauern wohl Anstand nehmen, irgend ein Schulbuch zu kaufen, welches der Gerichtsherr verwirft. Was Ihnen übrig bleibt, sehen Sie ohne mein Erinnern selbst ein; vernünftige Vorstellungen. Es ist schlimm, daß so viel Menschen die Befugniß haben, in Kirchen- und Schulsachen einzugreifen, wohl gar, nach ihrer Willkühr, sie zu ordnen, die doch nicht die mindeste Kenntniß davon besitzen! In allen andern, menschlichen Angelegenheiten wird folgerechter zu Werke gegangen. Soll das Forstwesen in einem Lande eingerichtet werden, so übergiebt man nicht die Hauptaufsicht darüber den Theologen, oder errichtet ein Oberkriegskollegium, in dem die Majorität aus Apothekern bestünde. Warum läßt man es also, um auf den gegenwärtigen Fall zu kommen, zu, daß z. B. Kirchenpatrone in eigentlichen Kirchen- und Schulsachen, eine solche Gewalt ausüben? Daß es achtungswerthe Männer unter ihnen giebt, die jede erprobte Verbesserung gern unterstützen oder auch selbst auf die Bahn bringen, ist eine bekannte Sache; aber daraus folgt nicht, daß sie z. B. eine Schuleinrichtung verwerfen, oder die Einführung eines verbesserten Gesangbuchs, wofür der Pfarr sich interessirt, hindern dürften. Ihren vorhergegangenen Studien zufolge, so fern sie nämlich welche besitzen, macht es ihnen keine Schande, in solcherley Aufgaben nicht kompetente Richter zu seyn. Der Prediger muß in der Regel treffender darüber entscheiden können. Setzt der Kirchenpatron ein Mißtrauen in

Vorschläge seines Pfarrers, und kann sich nicht mit ihm vereinigen; so sollte nicht Er, sondern eine höhere und kompetentere Instanz den Ausschlag geben. Es folgt daraus zwar nicht nothwendig, daß diese immer am hellsten sehen würde, aber irgend jemand, der, seinem Posten nach, Einsichten in der Sache besitzen soll, wird doch das Urtheil sprechen müssen.

Ich habe auf die Bedenklichkeiten Ihres Kirchenpatrons gegen den Hannöverschen Katechismus, (daß er nämlich Neologien enthalten könnte) und seine übrigen stattlichen Einwendungen gegen die Aufnahme desselben zuvor schon geantwortet. Sie sind kaum werth, daß man noch ein Wort darüber hinzusetzt. Neologie? Das Buch enthält alle Lehren der lutherischen Konfession. Wenn die Herrn, die immer über Neologie schreyen, sich doch nur erst darum bekümmern wollten, was eigentlich wider das kirchliche System wäre! Sie würden sich wundern, daß sogar in den symbolischen Büchern manches mit dürren Worten steht, was ihre Unwissenheit für Neologie hält, weil in dem mystischen Tröster, den sie vielleicht zu ihrem Führer gewählt haben, nichts davon vorkommt. Erstaunen würden sie über manche Aeußerung in Luthers Schriften, die sie bey einem Neuern nicht minder als Neologie verwerfen müßten, weil sie unter den Gefühlständeleyen und mystischen Nonsens ihres armen Sünders nichts davon gelesen haben. Doch Luther, oder ein anderer; wir sind nicht Christen von Luthers Gnaden. Seine

und ſeiner Mitarbeiter Schriften bleiben uns ehrwürdig, als Geſchichte ihrer theologiſchen Anſichten, als Urkunden von der Entſtehung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs; die öffentlichen Bekenntnißbücher unſerer Kirche zeigen uns die Gründe an, warum, und in welchen Punkten die Proteſtanten von den Katholiken ſich trennten: ſie ſind die Gränzpfähle, welche hiermit aufgeſteckt wurden, um dem Proteſtanten immerfort das Gebiet anzuzeigen, binnen welchem er ſich halten müſſe. Das erſte und einzige Prinzip der Erkenntniß war die Schrift; aus dem freyen von den damaligen kirchlichen Dekreten unabhängigen Gebrauche iſt jener Lehrbegriff entſtanden. Dieß bleibt der Poſten, auf dem der proteſtantiſche Theologe ſich halten ſoll. So bald er ihn aufgiebt; ſo bald er bey ſeinen Forſchungen in den Urkunden des Chriſtenthums von Meinungen und Formeln ſich abhängig macht, die die freymüthige Unterſuchung und Auslegung der Schrift gewiſſen Autoritäten von Obern unterwerfen; ſo hat ihn der Geiſt des Katholicismus angeweht; er geht über die Markſäulen, die die Wachſamkeit der Reformatoren errichtet hat, in fremdes Gebiet über, und macht, wohl ohne es ſelbſt zu wiſſen, Parthey mit den Katholiken. Wir dürfen, wir wollen uns ja mit ihnen nicht vereinigen, was auch immer gewiſſe gutmüthige, der Sache unkundige, Männer unſrer Kirche, oder ſchlaue Politiker der andern Parthey, uns vorſpiegeln. Die erſten Grundſätze der Römiſchen Konfeſſion ſind Unterwerfung des Glaubens unter die Autorität der

Kirche und ihres Oberhaupts, und sie wird sie nicht aufheben, so lange sie eine hierarchische Verfassung bleiben will. Das Hauptprinzip der unsrigen ist gerade das Gegentheil, und wir wollen es nicht aufheben. Die Bekenntnißbücher unsrer Kirche hindern uns, ihrer wahren Absicht und Bestimmung nach, nicht, können uns nicht hindern, unser kirchliches System zu prüfen, und zwar nach der Regel, die die Reformatoren selbst anwendeten, nach der Schrift. Auf richtige Forschung ihres Sinnes kommt alles an; die Bekenntnißbücher schreiben niemanden vor, wie er hier forschen solle — daß es mit Unpartheylichkeit geschehen müsse, versteht sich von selbst — hindern niemanden, das hierbey anzuwenden, was unerläßlich ist, daß der Lehrer ausgerüstet sey mit gründlichen Kenntnissen der alten Sprachen, der Geschichte, der Alterthümer, des Geistes jener Zeiten, der ältern und neuern Philosopheme, um den Geist von dem Buchstaben abzusondern und rein auszumitteln, was wesentlich als Christenthum bestehen muß. Das ist denn nun freylich so manchen Theologen und theologischen Laien unter uns ein Aergerniß, und die letztern pflegen oft noch schneller, als die erstern, Feuer zu schreyen, wo es nicht brennt. „Man lehrt nicht mehr nach den symbolischen Büchern,“ heißt es, und man hat sie nicht gelesen, weiß noch weniger etwas vernünftiges von ihrer wahren Bestimmung und Absicht, und schreyt dennoch! Aber was will man denn eigentlich? Soll der Prediger sich etwan auch an die Form jener

methode und ähnliche Dinge ankommt; so sollte man doch wohl die Entscheidung denen überlassen, die den schönsten Theil ihres Lebens solchen Untersuchungen gewidmet, und den Ruf ehrlicher und unpartheyischer Männer vor sich haben. Wird der Jurist, da ich einmal von diesem spreche, bey Aufgaben über die Fragmente der zwölf Tafeln, wenn es ihm um richtige Einsicht in sie zu thun ist, wohl lieber in einem trivialen Schullexiko deßhalb blättern, als einen Gothofredus oder Gravina zu Rathe ziehen? Wenn unter andern ein in Forschung der Schrift grau gewordener Teller die drey ersten Kapitel der Genesis für ein altes Philosophem erklärt, in welchem die Weisheit und Güte Gottes, im Betreff des Ursprungs der Uebel, gerechtfertigt werde, ein Löffler *) und andere patres conscripti im Fache gelehrter Theologie und Schriftauslegung, diese Meinung mit Achtung behandeln; so folgt daraus an und für sich zwar noch nicht, daß hiermit die Sache auf immer entschieden, und keine richtigere Auslegung möglich sey; aber unverschämt ist derjenige doch gewiß, der sie, ohne Kenntniß der Sache, deßhalb verschreyt, weil ihm nichts aus dem Kompendio, worüber er, oder sein in Gott ruhender Vater, ehedem bey Hofmann in Wittenberg, oder einem andern Theologen der Art, des Wohlstands wegen, Dogmatik gehört hat, davon erinnerlich ist.

*) Magazin für Prediger. B. 1. St. 1. 6. 20. ff.

Doch Ihr Herr Kirchenpatron iſt ja ein Gelehrter, der auch theologiſche Kollegia gehört, ſogar Hebräiſch gelernt haben will! Das mag er immerhin; helle kann es in ſeinem Kopfe unmöglich dadurch geworden ſeyn. Das Pfuſchen in den Wiſſenſchaften taugt gemeiniglich nicht viel; am ſchädlichſten iſt es, wenn die γνῶσις aufblähet. In theologiſcher Rückſicht führt ſie oft zur Intoleranz.

Wir wollen aber auch nicht vergeſſen, daß bey Menſchen, die Ihrem Kirchenpatrone ähnlich ſind, vielmals ganz andere Rückſichten wirken, die ſie nicht gern laut ſagen mögen, ſich aber deutlich genug dabey zu erkennen geben. Man will mit Vorbedacht Finſterniß erhalten, Finſterniß, wo möglich, noch weiter verbreiten. Eigendünkel, Menſchenverachtung, Herrſchſucht, ſind hierbey die gewöhnlichſten Triebfedern. Sollen Menſchen aus mittlern, wohl gar aus niedern, Ständen klüger werden, als die Bequemlichkeit es uns zu werden erlaubt hat? Dieſer Grundſatz darf niemanden auffallen. Man befolgt ihn in mehrern Verhältniſſen. Man mißbilligt es ja wohl an einem Sekretär, wenn er auch noch ſo gut und pünktlich arbeitet, daß er ſich z. B. mit dem Studium des Naturrechts oder ähnlichen Dingen beſchäftigt. Er möchte, fürchtet man, als Geſchäftsmann dadurch verſchlechtert werden. Man beſorgt das eigentlich nicht, ſondern, er möchte uns vielleicht etwas zu weit überſehen. Hinc illae lacrymae!

und ſeiner Mitarbeiter Schriften bleiben uns ehrwürdig, als Geſchichte ihrer theologiſchen Anſichten, als Urkunden von der Entſtehung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs; die öffentlichen Bekenntnißbücher unſerer Kirche zeigen uns die Gründe an, warum, und in welchen Punkten die Proteſtanten von den Katholiken ſich trennten; ſie ſind die Gränzpfähle, welche hiermit aufgeſteckt wurden, um dem Proteſtanten immerfort das Gebiet anzuzeigen, binnen welchem er ſich halten müſſe. Das erſte und einzige Prinzip der Erkenntniß war die Schrift; aus dem freyen von den damaligen kirchlichen Dekreten unabhängigen Gebrauche iſt jener Lehrbegriff entſtanden. Dieß bleibt der Poſten, auf dem der proteſtantiſche Theologe ſich halten ſoll. So bald er ihn aufgiebt; ſo bald er bey ſeinen Forſchungen in den Urkunden des Chriſtenthums von Meinungen und Formeln ſich abhängig macht, die die freymüthige Unterſuchung und Auslegung der Schrift gewiſſen Autoritäten von Obern unterwerfen; ſo hat ihn der Geiſt des Katholicismus angeweht; er geht über die Markſäulen, die die Wachſamkeit der Reformatoren errichtet hat, in fremdes Gebiet über, und macht, wohl ohne es ſelbſt zu wiſſen, Parthey mit den Katholiken. Wir dürfen, wir wollen uns ja mit ihnen nicht vereinigen, was auch immer gewiſſe gutmüthige, der Sache unkundige, Männer unſrer Kirche, oder ſchlaue Politiker der andern Parthey, uns vorſpiegeln. Die erſten Grundſätze der Römiſchen Konfeſſion ſind Unterwerfung des Glaubens unter die Autorität der

rung noch nie einen deutlichen und bestimmten Begriff gehabt hat, würde seine Stimme darüber erheben: „Seht da die Folgen der Aufklärung!“ gleichsam, als wenn ein solches Verbilden, Verhunzen, den ehrwürdigen, so unverantwortlich gemißbrauchten, Namen verdiente! Ihr, die ihr immer fürchtet, der Bauer oder Handwerker möchte euch zu klug werden, habt ihr denn die Erfahrung schon gehabt, daß geläuterte Begriffe von Religion und Sittenlehre, diese Volksklasse unthätig, weichlich, widerspenstig gegen die Obrigkeiten machen? Oder liegt es in der Natur der Sache selbst, daß ihr es so dreist behauptet? Oder meint ihr, daß auch eine gewisse Verstandeskultur unausbleiblich seyn müsse, wenn der Bauer Religion mit dem Verstande, nicht bloß ein Etwas davon mit dem Gedächtnisse auffaßte? Das dürfte denn wohl seyn. Und dann meint ihr, würde er über manches in der Welt urtheilen, was er bisher nur, wie ein Hausthier, angestaunt hat? Das würde er allerdings; aber dennoch ein besserer Hausvater, ein treuerer Unterthan seines Fürsten seyn, weil es ihm einleuchten würde, warum er es seyn sollte, und die guten Folgen davon seinem Verstande jetzt weit näher liegen. Aber er soll auch nicht einmal urtheilen, worüber es euch nicht behaglich ist? Plantagenbesitzer in Amerika schlagen ihren Negersklaven, von welchem sie das Fortlaufen fürchten, einen Fuß entzwey und machen ihn zum Krüppel. Das thut eure christliche Liebe an den Bauern freylich nicht, unter andern

auch darum, weil ihr nicht dürft. Aber die Krüppel am Verstande sind euch so willkommen, und zu dieser Operation fühlt ihr euch berufen. Ihr dürft das noch weniger; ein heiliges Recht der Menschheit ist es, seine Vernunft in den höchsten Angelegenheiten des Geistes zu gebrauchen. Jemanden daran vorsätzlich hindern, ist ein Verbrechen, das unter den schwärzesten den ersten Rang mit behauptet. Doch wie aufgeklärt ist denn bisher die gemeine Volksklasse in Angelegenheiten der Religion geworden? Der Verständige sieht überall noch die dichte Finsterniß, überall noch klägliche Unwissenheit, überall noch unzählbare Arten des Aberglaubens, überall noch einen dumpfen Sinn der Werkheiligkeit, der die ganze Religion in Kirchengehen und äußere Gebräuche setzt, und vom öffentlichen und häuslichen Leben sondert. Dieser armselige Zustand, meint ihr, müsse bleiben bis an das Ende der Tage? Dem zufolge wollt ihr zweckmäßigere Lehrbücher, verbesserte Liedersammlungen, erbaulichere Andachtsbücher verhindern? „Man weiß schon, antwortet ihr ziemlich dreist, was die Aufklärer unsrer Zeiten wollen; dem Volke Bibel und Christenthum entreißen, und ihren Deismus an dessen Stelle setzen.“ Daß es Brauseköpfe dieser Art geben könne, geben möge, will ich nicht leugnen; aber zeigt uns doch die Ortschaften, wo sie dieses öffentlich thun dürften, ohne von Obern deßhalb in Anspruch genommen zu werden? Es ist nicht wahr, daß verständige Theologen dieses beabsichten. Sie wissen es zu gut, welchen

kostbaren Schatz von Belehrung, von Trost und Hoffnung das, von Menschen unverfälschte Evangelium enthält, wissen es zu gut, daß sie nichts bessers an die Stelle desselben setzen können. Die große Angelegenheit der Menschheit, die Religion, liegt ihnen am Herzen; aber eben darum wünschen sie, daß sie unter der zahlreichsten Volksklasse mehr Geist und Leben werde, als man bisher die Erfahrung davon hat. Das scheint ihr nicht zu wollen; oder ihr wißt selbst noch nicht, was eigentlich Religion ist. Wäre das; so würde niemand von euch die Einführung eines guten Lehrbuchs verhindern, und was ihr nicht kennt, nicht beurtheilen könnt — verzeiht immer einmal meiner Offenherzigkeit — als unchristlich verschreyen, keine Schwierigkeiten gegen Annahme eines bessern Gesangbuchs erheben, in der frommen Ueberzeugung, daß es doch heilsamer für den Bauer seyn möge, „In dulci jubilo," und „Nun ruhen alle Wälder," anzustimmen, als Lieder, wobey sich etwas vernünftiges denken und empfinden läßt. Ist euer ganzes Wesen nur planmäßige Heucheley; desto schlimmer! In keinem Falle kommt an das Licht, und fragt einen Verständigen:

Qualis videtur opera tibi vocis meae?

Er möchte die richtige Antwort hierauf in Bereitschaft haben.

methode und ähnliche Dinge ankommt; so sollte man doch wohl die Entscheidung denen überlassen, die den schönsten Theil ihres Lebens solchen Untersuchungen gewidmet, und den Ruf ehrlicher und unpartheyischer Männer vor sich haben. Wird der Jurist, da ich einmal von diesem spreche, bey Aufgaben über die Fragmente der zwölf Tafeln, wenn es ihm um richtige Einsicht in sie zu thun ist, wohl lieber in einem trivialen Schullexiko deßhalb blättern, als einen Gothofredus oder Gravina zu Rathe ziehen? Wenn unter andern ein in Forschung der Schrift grau gewordener Teller die drey ersten Kapitel der Genesis für ein altes Philosophem erklärt, in welchem die Weisheit und Güte Gottes, im Betreff des Ursprungs der Uebel, gerechtfertigt werde, ein Löffler *) und andere patres conscripti im Fache gelehrter Theologie und Schriftauslegung, diese Meinung mit Achtung behandeln; so folgt daraus an und für sich zwar noch nicht, daß hiermit die Sache auf immer entschieden, und keine richtigere Auslegung möglich sey; aber unverschämt ist derjenige doch gewiß, der sie, ohne Kenntniß der Sache, deßhalb verschreyt, weil ihm nichts aus dem Kompendio, worüber er, oder sein in Gott ruhender Vater, ehedem bey Hofmann in Wittenberg, oder einem andern Theologen der Art, des Wohlstands wegen, Dogmatik gehört hat, davon erinnerlich ist.

*) Magazin für Prediger. B. 1. St. 1. 6. 2a. ff.

Erachtens muß man allenthalben darauf hinarbeiten, daß verhältnißmäßig der Geist des Nachdenkens bey dem gemeinen Manne geweckt werde; und am sichersten in den Dingen, die er längst gewußt zu haben glaubt, und von Jugend an gehört und gelernt hat. Auf diese Weise wird er unvermerkt, durch eigne Kraft, vorschreiten. Sagen Sie ihm z. B. oft, daß er, bey allem was er unrechtes begeht, selbst die Schuld tragen müsse; daß er Freyheit habe, zwischen Guten und Bösen zu wählen, daß ihn sein Herz auf tausendfältige Weise überliste, sein Gewissen ihn deßhalb in Anspruch nehme, welches nicht geschehen könnte, wenn er nicht Freyheit und Kraft besäße, Gutes zu thun, und Böses zu unterlassen; er wird, wenn Sie oft hierauf zurückkommen, und ihn mit sich selbst bekannter machen, unvermerkt nicht mehr daran denken, ob ihn auch wohl der Satan überlistet haben möge; denn von diesem werden Sie am besten gar nichts sagen, oder wenn Sie ja seiner einmal erwähnen müssen, gleich mit der Stelle des Apostels Jacobi beweisen, „daß der Mensch von seiner eignen Lust gereizt und gelockt werde.“ Der gemeine Mann kommt in dem genannten Punkte wirklich, durch sich selbst, weiter, wenn er immer den forschenden Blick in sich kehren lernt, übrigens um den Satan sich unbekümmert läßt. Fangen Sie hingegen an, die Ideen vom bösen Geiste als Philosopheme zu beleuchten, wodurch man in frühern Zeiten der Welt den Ursprung des menschlichen Uebels habe anschaulich machen wol-

len; oder tragen exegetische Resultate aus Semmlers und Farmers Dämonologie vor, wenden sogar alle ihre Künste an, den Satan aus dem Neuen Testamente wegzuexegesiren, welches doch ein ganz unphilologisches Verfahren bliebe; Sie würden den geradsinnigen Bauer nicht vom Gegentheile überzeugen. Er wird sich auf seine Bibel berufen, und Recht haben; ein anderer wird zugleich Mißtrauen in die ganze Schrift setzen, auch in das, woran niemand zweifelt, so fern es ihm, aus andern Gründen, nicht behaglich seyn sollte.

Sie werden einwenden: Die Idee von Teufel veranlaßt doch immerfort zum Aberglauben, der unter der niedern Volksklasse noch in höchst widriger Gestalt sich zeigt; und niemand wird es leugnen. Wie dem entgegen zu arbeiten sey, darauf habe ich schon im ersten Briefe hingewiesen und Ihnen meine eignen Amtserfahrungen darüber mitgetheilt. Die Hauptsache bleibt, daß man der Jugend die Traditionen von übernatürlichen Wirkungen der Dinge bey Zeiten verdächtig mache, und das Richtige davon, durch entgegengesetzte Erfahrungen, oft beleuchte. Der Aberglaube kommt nicht in den Menschen hinein; er liegt von Natur in ihm. Dieß ist ein Gegenstand, den ich hier nicht anführen kann, weil ich eine weitläuftige Abhandlung darüber schreiben müßte. Jedoch einige Ideen davon zu berühren, wird nicht zweckwidrig seyn. Der Aberglaube ist allerdings ein großes Uebel für die Menschheit; aber

aber der Mensch könnte, was er seiner geistigern Natur nach ist, nicht seyn, wenn er nicht auch des Aberglaubens fähig und von Natur schon desselben theilhaftig wäre. Er besitzt Freyheit in dem Gebrauche seiner Vorstellungskräfte, und zufolge dieser unbegränzten Anlage, geht er über die Gränzen der, ihn umgebenden, erkennbaren Natur hinüber, und sucht im Reiche der Einbildungen Ursachen auf, durch welche er Zusammenhang und Wirkungen in den Dingen um ihn erklären will. Er versucht Mittelglieder ausfindig zu machen, die er, bey dem Aufeinanderwirken der Dinge in der Welt, zu vermissen glaubt. Es ist schwer von den eigentlichen Gränzen menschlicher Erkenntniß sich zu überzeugen. Und überzeugt sich endlich die Vernunft davon, so ist der Hang, jene Schranken zu überspringen, dennoch immer mächtig. Der Mensch sieht die Beschränkung seiner Erkenntniß für einen Zwang an, der dem freyen Gebrauch seiner Erkenntnißkräfte angethan werde. Dazu kommt, daß es weit schwerer ist, dasjenige, was wir erkennen können, hinlänglich zu erforschen, als nach willkührlichen Ursachen im Reiche der Einbildungen zu haschen. Je mehr die Menschen die Natur um und neben sich beobachten, und dieses Geschäft oft und mit Anstrengung wiederholen; desto mehr wird sich auch objektiv der Aberglaube vermindern. Aber das kostet Arbeit, und erfordert ein wohl geordnetes Denken, wozu die Menschen, im Allgemeinen, wenig geneigt sind. Zwar fühlen sich die meisten zu träge, als daß sie von selbst auf aber-

gläubiſche Ideen verfallen würden. Allein weil der Hang von Natur in uns dazu da iſt; ſo hält ſich der Menſch gern an die Traditionen der Vorfahren. Wir werden finden, daß verſchiedene Arten derſelben ſchon Jahrtauſende auf der Erde geherrſcht, immer noch faſt dieſelbe Bedeutung haben, beynahe dieſelbe Furcht erwecken. Fand doch Moſes die Achtſamkeit auf Vogelgeſchrey, das Beſchwören, und eine gewiſſe Zigeunerpraxis ſchon unter dem gangbaren Aberglauben ſeiner Zeit; und wo iſt heut zu Tage ein chriſtliches Dorf, in dem nicht irgend etwas davon ſich abgeſetzt hätte? Lieſt man nicht ſchon im Homer, daß die Götter nicht allen Menſchen erſcheinen, die Hunde ſie aber ſehen, nicht bellen, ſondern ſich fürchten und mit Gewinſel fortlaufen? *) Und wer kennt nicht heut zu Tage noch alte Jäger oder Fuhrleute, die, um Geſpenſtererſcheinungen zu beweiſen, auf ihre Hunde oder Pferde ſich berufen? Man ſieht hieraus, daß ſeit Jahrtauſenden derſelbe Hang zum Aberglauben bey unſerm Geſchlechte geherrſcht hat; aber auch immer dieſelbe Trägheit, die, den Stumpfſinn an der Seite, ſich mit dem, was

*) Στῆ δὲ παρ' ἀκτίθυρον κλισίης (Ἀθήνη) Οδυσῆϊ φανεῖσα,
Οὐδ' ἄρα Τηλέμαχος ἴδεν ἀντίος, οὐδ' ἐνόησεν·
Οὐ γάρ πω πάντεσσι θεοὶ φαίνονται ἐναργεῖς·
Ἀλλ' Οδυσεύς τε, κύνες τε ἴδον, καί ῥ' οὐχ ὑλάοντο,
Κνυζηθμῷ δ' ἑτέρωσε διὰ σταθμοῖο φόβηθεν.

Odyss. XVI. 164. seqq.

die älteste Superstition schon ausgesprochen hat, vollkommen begnügt, und von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Ich weiß nicht, welches schlimmer ist, der Aberglaube, welcher absurde Auflösungen selbst erfindet, oder der, welcher die schon vorhandenen willig aufnimmt und dafür streitet? Der erstere ist eine Art poetischer Metaphysik, oder, wenn man lieber will, metaphysischer Poesie. Es gehört dazu eine gewisse Unruhe des Geistes, welche Erscheinungen in der Natur oder im Menschen erklären will, ohne den langsamen Weg der Naturkenntniß, Seelenlehre u. dergl. gehen zu wollen, oder auch, nach den Vorarbeiten seines Zeitalters, gehen zu können. Er möchte gewisse Aufgaben über Schicksal, Zukunft, moralische Mißverhältnisse in der Welt, gern lösen; sein Hang zum Excentrischen hindert, daß er nicht von Vernunftprincipien ausgeht, und die Erfahrung wenig zu Rathe zieht; er entscheidet vorschnell, nach Eingebung einer irre geleiteten Phantasie. Jedoch er ist in seiner Art ein schaffender Metaphysiker — gut oder schlecht, bedarf hier keiner Erinnerung. Jener, der passiv Superstitiöse, ist gar nichts. Manche Art des Aberglaubens, aus dem Gesichtspunkte des frühern Zeitalters der Welt, und nach den Begriffen angesehen, die die Menschen damals haben konnten, ist an sich so schlimm nicht, als er scheint. Angenommen, die Idee von einem bösen Geiste sey eine Vorstellung Persischen Ursprungs, oder wohin man sie sonst versetzen wolle, sey nach dem babylonischen Exil nach Judäa gebracht worden, habe

ſich mit der Maſſe der Volksbegriffe vereinigt, zu mancherley metaphoriſchen Ausdrücken Veranlaſſung gegeben, Jeſus und ſeine Apoſtel haben eine Sprache reden müſſen, wie ſie ſie vorfanden; bliebe ſie dann, nach dieſer Vorausſetzung, nicht immer eine Art von Verſuch, den die Vernunft, bey dem auffallenden Widerſpruche des moraliſchen, auch vieler Gattungen des phyſiſchen Uebels, mit einer weiſen und gütigen Weltregierung, gewagt hat, den Schöpfer zu rechtfertigen? Es bliebe doch immer eine Art von Theodicee. Gott iſt gut, wird vernunftmäßig vorausgeſetzt. Woher das Uebel? Es kann nicht von ihm ſeyn; nein, von einem böſen, mit Macht begabten Weſen muß es herkommen. Dieſer Urheber muß ſelbſt, als ein Monarch, in ſeinem finſtern Reiche herrſchen; er braucht Diener; daher untergeordnete böſe Geiſter. Die Dämonologie war nun da, und organiſirte ſich immer mehr. Dieſer Spielraum für die im Menſchen liegende Superſtition war ſo ausgedehnt, auch ſo ſchauerlich behaglich für die dichtende Phantaſie, daß er mit immer mehrern Geſtalten feindſeliger Weſen und Kräften ausgedehnt wurde. Jedoch, der bloß dahin gebende, nicht dichtende, Aberglaube von Millionen hat von jeher nur, träger Weiſe, aufgenommen, was von böſen Geiſtern geſchrieben und mündlich fortgepflanzt war; und das iſt eins der nachtheiligſten Uebel.

Was iſt nun aber im Volksunterrichte dagegen zu thun? Der unbefangene Ausleger des N. T. wird

zugeben müssen, daß alle exegetischen Künste vergeblich sind, die Existenz des Satans aus dem N. T. wegzuschaffen, so viel er auch Stellen nachweisen mag, wo eine andere Erklärung zulässig ist. Ich habe im ersten Briefe schon bemerkt, was hier zu thun seyn möchte. Wird der Verstand der Menge immer mehr zum Nachdenken angeleitet; bey jeder Gelegenheit ihr einleuchtend gemacht, daß die Schuld auf den Menschen selbst falle, wenn er sündigt; wird der gesunde Menschenverstand immer in Anspruch genommen, wenn Aufgaben über Zauberey und Hexerey vorkommen, immer auf natürliche Ursachen hin gewiesen, die dem Verstande selbst der untersten Volksklasse begreiflich sind; bringt man Thatsachen von verübten Betrügereyen in dieser Art oft bey; so muß der Superstition von Zeit zu Zeit dadurch Abbruch geschehen. Es braucht gar nicht gelehrt gegen den Satan polemisirt zu werden; es wird von selbst, auch unter der gemeinen Volksklasse, eine deminutio capitis mit ihm vorgehen, welche heilsam ist.

Doch muß man sich auch etwas duldsamer, nicht gegen den Aberglauben, sondern gegen abergläubische Menschen betragen, als viele von uns zu thun pflegen, eben darum, weil der Hang dazu gleichsam einen Theil der Erbsünde in uns ausmacht. Eine Menge Dinge, die kaum in unsrer Gewalt stehen, nähren die Superstition immerfort. Vernachlässigte Erziehung, bey der sich das Denkvermögen fast gar nicht entwickelte, übelgeleitete Frömmeley, fehlerhafte

Richtung des moraliſchen Gefühls, Kränklichkeit des Körpers, wovon die Nerven empfindlich gereizt werden; dieß alles befördert den Aberglauben bey der Menge außerordentlich. Geſchäfte, die ganz mechaniſch bey einer ſich gleichbleibenden Form und einer ſitzenden Lebensart verrichtet werden, haben von jeher dieſelben Wirkungen hervorgebracht. Man wird daher finden, daß Handwerker, bey welchen dieſes der Fall iſt, noch viel reizbarer für den Aberglauben ſind, als die Bauern, die auf dem Felde und oft in Geſellſchaft arbeiten, bey ihren Geſchäften auch mehr reflektiren müſſen, als z. B. Schuſter oder Schneider, die Tagelang in ihrer Werkſtätte ſitzen, den Unterleib zuſammenpreſſen, mechaniſch mit der Nadel ſtechen, oder ihren Schuhdraht ziehen, ſo daß die Phantaſie, wenn nämlich von dieſer Geiſtesgabe etwas in ihnen vorhanden iſt, recht bequem in ihren Regionen umherſchweifen kann. Grobſchmiede oder Zimmerleute haben daher auch von jeher weniger geiſtliche Anfechtungen erlitten, als die Schneider und Schuſter.

Doch es geht den Gelehrten, ſelbſt Philoſophen und Naturkundigen, vielmals nicht beſſer. Eine excentriſche Einbildungskraft, ein zu reizbares Nervenſyſtem, ein erhöhter Grad von Hypochondrie, die nicht bloß da, wovon ſie den Namen hat, ſondern in dem feinern Nervengewinde ihr lebenspeinigendes Spiel treibt, ein Skepticismus der Hypochondrie, oder einer gewiſſen Kraftloſigkeit, welche

hindert von Religionstheorien die Principien, oder philoſophiſche Syſteme bis in ihre erſten Elemente zu zergliedern, führen nicht ſelten zum Aberglauben. Nur iſt hierbey der Unterſchied, daß Männer dieſer Art ihren Aberglauben meiſtentheils wiſſen, der Verſtand ihn einſieht, oft unwillig darüber wird, aber die momentane Gewalt der Phantaſie und der Empfindungen nicht überwältigen kann. Ich will jetzt nicht von Gelehrten oder eigentlichen Reformatoren aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſprechen, die ſich ſelbſt erſt aus der Finſterniß zum Lichte emporarbeiten mußten. Dem zufolge wird es nicht befremden, daß Luthers exaltirte Einbildungskraft die nähere Zudringlichkeit des Teufels lebhaft fühlte, und Melanchthon einen myſtiſchen Glauben an das Bedeutſame der Wünſchelruthe hegte. Ungleich mehr wird es auffallen, daß Gaſſendi faſt gleichen Reſpekt für das Mirakulöſe der Wünſchelruthe empfand. Mehrere Geſchichtſchreiber erzählen, daß Hobbes ſich in der Dunkelheit vor Geſpenſtern und Todtenerſcheinungen gefürchtet habe. *) Doch

*) Merſennus ſagt zwar in einem Briefe über Hobbes (im Auctario vitae Hobbianae zur Vita Thomae Hobbes. Carolop. 1681. p. 80.) Falso a nonnullis insimulatus est, tanquam solitudinem fugeret, spectra metuens et phantamata vana stultorum terriculamenta, quae philosophiae suae lumine dissipaverat ſ. ſ. Daß er mit dem Lichte ſeiner Philoſophie den Verſtand auf beſſere Wege geleitet hatte, wird jeder gern zugeben. Damit hatte er aber ſeine Einbildungskraft noch nicht überwältigt. Dieſe brachte das

Man wird sagen, der Einfluß jener Zeiten, in welchen diese Männer lebten, sey noch zu mächtig gewesen, als daß er nicht etwas Epidemisches, sogar für Philosophen und Naturforscher, hätte haben sollen. Es ist hellen Köpfen aus dem letzten Jahrzehend nicht besser ergangen. „Ich habe selbst als Knabe nie geglaubt, schreibt Heydenreich von sich selbst, daß zwischen dem Fluge irgend eines Vogels und der Zukunft irgend ein Zusammenhang sey; allein ich erinnre mich sehr lebhaft, daß ich damals gewünscht, mich ganz in die Gemüthsstimmung jener Männer versetzen zu können, die an einem solchen Aberglauben hingen. Und ich gestehe es, daß ich auch jetzt in vielen Zeitpunkten keinen Raben im Fluge sehen kann, ohne daß meine Einbildungskraft eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Gefühle von Furcht und Hoffnung herbeyführte, die ich nicht unterdrücken kann, obwohl ich von ihrer Lächerlichkeit auf das Innigste überzeugt bin. So hat der Gedanke der Seelenwanderung, dem ich mich in frühern Jahren oft sehr schwärmerisch hingab, noch immer für mich so viel verführendes, daß ich zuweilen, wenn ich gewisse Thiere, gewisse Stellungen, Handlungen und Mienen derselben sehe, bey dem hellsten Lichte der Vernunft, in jene Stimmung gerathe, in der sich

Unkraut noch immer zum Aufkeimen; und Hobbes schien dieses selbst zu wissen. Ein Unterschied, Wahrheiten mit dem Verstande gehörig gefaßt haben, und gleichförmig darnach handeln!

in Hinsicht seiner Einbildungen und Gefühle der phantastische Anhänger der Metempsychosis befindet." *) Der helldenkende Lichtenberg, der unter dem Plagegeiste der Nervenhypochondrie viele Jahre hindurch aushalten mußte, sagt in seinen „Bemerkungen über sich selbst" dieses: „Ich habe die Hypochondrie studirt; mich so recht darauf gelegt. — Meine Hypochondrie ist eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben, wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eignem Gebrauch auszusaugen. Ja, meinen Aberglauben recht aus einander zu setzen, z. B. daß, wenn ein frisch angesteckes Licht wieder ausgeht, ich meine Reise nach Italien daraus beurtheile. Dieses ist ein sehr merkwürdiger Umstand in meinem Leben."

„Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beschreiben, indem ich mich hier nur allzuwohl verstehe. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik?" **)

*) Heydenreichs psychologische Entwickelung des Aberglaubens. S. 22. 23.

**) Vermischte Schriften von Lichtenberg, nach dessen Tode herausgegeben. B. 1. S. 25. 26.

Daß bey Männern dieſer Art der Aberglaube, den ſie ſelbſt wiſſen, auf das praktiſche Leben keinen Einfluß hat, kommt natürlich daher, weil ſie ihn wiſſen; aber ſie haben ihn doch, und leiden ihr Theil davon. Beyſpiele dieſer Art müſſen uns wenigſtens duldſam gegen die gemeine Volksklaſſe machen, bey der die Vernunft ſo wenig Waffen beſitzt, um dagegen zu kämpfen. Hätten mehrere Männer von Kultur die Offenherzigkeit, mit der ein Lichtenberg und Heydenreich von ſich ſelbſt ſprechen, was würden wir da nicht alles erfahren, von Männern, die unter den Denkern einen hohen Rang behaupten! Ich bin zwar kein Menſch von Bedeutung; aber auch ich will, da es einmal die Gelegenheit hier giebt, geſtehen, daß ich in gewiſſen traurigen Lebensperioden, wo Hypochondrie mich ängſtete, eben ſo viel vom Aberglauben erlitten habe, zuweilen noch leide. Die Sonderbarkeiten, womit meine Einbildungskraft den Verſtand neckte, theile ich nicht mit. Genug, daß ich ſie deutlich einſahe; aber doch wohl in dem Augenblicke, da ich einen Bauer ohne Schonung tadelte, wenn er, eingedenk der Tradition ſeiner Großmutter, in ſeiner Einfalt eine Aelſter geſchoſſen hatte, und in dem Kuhſtall aufhing, um wohlgenährtes Melkvieh dadurch zu bekommen, mir ſelbſt Beſorgniß machte, wenn etwan der Schatten von mir größer erſchien, als ich glaubte, daß er um die oder die Stunde des Tages ſich ausbreiten müßte.

Doch es wird Zeit hiervon abzubrechen, da ich noch von mehrern Dingen, die Volksbildung betreffend, mit Ihnen zu reden habe.

Der Gegenstand betraf im Allgemeinen das Weitervorschreiten.

Daß der Prediger selbst immer gründlicher forschen, immer unpartheyischer prüfen und die Fortschritte des Zeitalters nach seinen Kräften benutzen solle, versteht sich von selbst. Aber daraus folgt nicht, daß er frisch weg auf die Kanzel bringen müsse, was er etwan acht oder zwey Tage zuvor gelesen hat. Dieß ist ein Fehler, welchen Kandidaten und junge Prediger mehrmals begehen. „Ich kann doch nicht heucheln!“ pflegt mancher zu sagen. Freylich nicht. Aber hat man denn alles schon genau untersucht, was uns beym Lesen als Wahrheit gleichsam beschlichen hat? Muß man nicht vielmehr sein Urtheil aufschieben, und wieder zu einer andern Zeit untersuchen, wenn der Reitz der Neuheit erloschen ist? Da ich in diesen Briefen vornehmlich auch Erfahrungen mitzutheilen die Absicht habe; so stehe hier zur Erläuterung folgende. Als ich noch in Pedelwitz Prediger war, ging ich einmal in ein benachbartes Städtchen. Es begegnete mir unterwegs ein Bauer, den ich nicht kannte. Er gesellte sich zu mir, wurde zutraulich, sprach endlich auch von Religionslehren. Mit einer Besorgniß, die nicht erheuchelt schien, eröffnete er mir endlich, daß sein Herr Pfarrer etwas gepredigt habe,

worein er sich nicht finden könne. Es ergab sich folgendes: Der Prediger hatte das Evangelium von der Versuchung Christi erklärt, und nach seiner Art bewiesen, daß der Satan ein Pharisäer gewesen sey, welcher Jesu gleichsam habe Schlingen legen wollen. Diese exegetische Taschenspielerey verdient freylich kaum gewürdigt zu werden. Indeß, der ehrliche Bauer war verlegen darüber, weil er wohl fühlte, ohne es bestimmt sagen zu können, daß bey einer solchen Auslegungsfreyheit der Sinn von beynahe keiner Stelle im N. T. sicher seyn würde. Was da zu thun? Den Prediger wollte ich doch bey Ehren erhalten, und das Mißtrauen des Bauers gegen ihn nicht vermehren. Ich antwortete ihm also: daß er die Erklärung seines Herrn Pastors wohl nicht hinlänglich verstanden haben möchte, und er war so gutmüthig, ein Mißtrauen in seine Fassungskraft zu setzen. Wahrscheinlich hatte der Herr Pfarrer diese Erklärung kurz zuvor bey einem kühnen Exegeten aufgelesen; sie hatte ihm eingeleuchtet; und nun wollte er in flagranti die Bauern damit aufklären. Zweifelte er daran, daß Jesus wirklich vom Satan sey versucht worden; so gab es praktische Sätze genug, die er aus der Perikope ableiten, und damit seiner Gemeinde etwas nützliches vortragen konnte, und — er blieb ein ehrlicher Mann.

„Was nützt mir denn da mein Lesen und Studiren, wenn ich das Gelesene nicht lehren soll?“

Gewiß sehr viel. Desto besser wird man dasjenige vortragen, was sich zum Volksunterricht eignet, wenn man viel studirt, viel eingesammelt, gedacht und — geprüft hat. Was braucht der Bauer zu wissen, ob sich bey den Worten, „Gott ist offenbaret im Fleisch," auch eine andere Lesart finde, daß es mithin eine Beweisstelle weniger für das bekannte Dogma gebe? Was braucht er zu wissen, daß der Schluß vom Evangelio Johannis unstreitig von einer fremden Hand seyn müsse? Zu was soll ihm bewiesen werden, daß die Kindertaufe kein Gebot Jesu und der Apostel sey? Wird er dadurch frömmer, sittlich besser? Ein großer Fehler, daß Kandidaten, was sie bey ihren Docenten auf der Akademie gehört, oder Prediger, die Frucht ihrer jüngsten Lektüre, gleich Sonntags darauf mittheilen wollen, in der Meinung, sie müßten ja das Volk auch weiter führen. In hundert Fällen kann man annehmen, daß Prediger, die so verfahren, noch nicht eben viel gelernt haben mögen, wenigstens nicht Lehrweisheit. Manche wollen es durchaus nicht begreifen, daß man bey dem Volksunterrichte gerade von den Begriffen ausgehen müsse, die man bey seiner Versammlung voraussetzen darf, und daran die übrigen Belehrungen oder Ermahnungen, welche dahin einschlagen, anzuknüpfen habe. So wie manchem Studenten fast alles neu war, was er im Kollegio hörte, so meint er nun, als junger Prediger solle er die Kanzel zu einem Katheder machen, von dem er den Bauern Vorlesungen hielte. Diese unnütze Kunst will eigentlich

er limitirt manches und trägt, was er beſſer gelernt hat, wieder vor. Nach Verlauf eines Jahres bekömmt ſeine Theorie abermals eine andere Geſtalt. In der Meinung, auch ſeine Gemeinde weiter führen zu müſſen, giebt er auch dieſe Ideen hin, mit denen er ſelbſt vielleicht noch lange nicht im Klaren iſt. Zu was ſollen dieſe Großthaten führen? Wird hingegen die evangeliſche Lehre, abgeſondert von allem, was die Schulen aus Sekten- oder Syſtemgeiſt hinzugefügt haben, dem Volke vorgetragen; werden die Begriffe deutlich beſtimmt; wird überall dahin gearbeitet, daß der Zuhörer nach ſeinen Kräften immerfort zum vernünftigen Denken ſich erhebe; wird das Praktiſche jeder Lehre allenthalben in das Licht geſetzt, und zwar ſo, daß eine ächt religiöſe Stimmung des Gemüths dabey erhalten wird; ſo kann es nicht fehlen, die Zuhörer kommen weiter, weil ſie aus eignen Kräften ſelbſt weiter gehen. Das Emporwachſen des jungen Fichtenholzes kann man zwar nach vielen Jahren erſt merklich gewahr werden; aber es wächſt doch.

Vierter Brief.

„Wäre es nicht besser," werfen manche die Frage auf, und die Ausführung scheint ihnen Ernst zu seyn, „wenn dem Volke nur Vernunftreligion vorgetragen würde?" Man kann hierauf sogleich die Gegenfrage thun: „Was hat die Vernunft gegen das geläuterte Christenthum einzuwenden? Sind nicht alle vernunftmäßige Religionswahrheiten im Christenthume mit enthalten? Oder verwirft das Christenthum etwa die Beweise, welche die forschende Vernunft für das Daseyn Gottes, für eine allweise und wohlthätige Regierung der Welt, für die Bestimmung des Menschen zur Tugend, für ein zukünftiges Leben aus ihren eignen Mitteln darbietet?" „Aber," erwiedert man ferner, „es bleibt doch nur ein Autoritätsglaube!"

Die Absicht dieser Briefe ist nicht, die Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion darzulegen. Ich darf sie mit Recht bey jedem öffentlichen Religionslehrer voraussetzen, weil er seines Postens unwerth seyn würde, so fern er sie nicht kennte, ihren Gehalt nicht erwogen und beherzigt hätte. Ich will nur über die Möglichkeit, dem Volke den reinen Deismus vorzutragen, meine Gedanken mittheilen.

Man wird sagen, der Einfluß jener Zeiten, in welchen diese Männer lebten, sey noch zu mächtig gewesen, als daß er nicht etwas Epidemisches, sogar für Philosophen und Naturforscher, hätte haben sollen. Es ist hellen Köpfen aus dem letzten Jahrzehend nicht besser ergangen. „Ich habe selbst als Knabe nie geglaubt, schreibt Heydenreich von sich selbst, daß zwischen dem Fluge irgend eines Vogels und der Zukunft irgend ein Zusammenhang sey; allein ich erinnre mich sehr lebhaft, daß ich damals gewünscht, mich ganz in die Gemüthsstimmung jener Männer versetzen zu können, die an einem solchen Aberglauben hingen. Und ich gestehe es, daß ich auch jetzt in vielen Zeitpunkten keinen Raben im Fluge sehen kann, ohne daß meine Einbildungskraft eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Gefühle von Furcht und Hoffnung herbeyführte, die ich nicht unterdrücken kann, obwohl ich von ihrer Lächerlichkeit auf das Innigste überzeugt bin. So hat der Gedanke der Seelenwanderung, dem ich mich in frühern Jahren oft sehr schwärmerisch hingab, noch immer für mich so viel verführendes, daß ich zuweilen, wenn ich gewisse Thiere, gewisse Stellungen, Handlungen und Mienen derselben sehe, bey dem hellsten Lichte der Vernunft, in jene Stimmung gerathe, in der sich

Unkraut noch immer zum Aufkeimen; und Hobbes schien dieses selbst zu wissen. Ein Unterschied, Wahrheiten mit dem Verstande gehörig gefaßt haben, und gleichförmig darnach handeln!

in Hinsicht seiner Einbildungen und Gefühle der phantastische Anhänger der Metempsychosis befindet." *) Der helldenkende Lichtenberg, der unter dem Plagegeiste der Nervenhypochondrie viele Jahre hindurch aushalten mußte, sagt in seinen „Bemerkungen über sich selbst" dieses: „Ich habe die Hypochondrie studirt; mich so recht darauf gelegt. — Meine Hypochondrie ist eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben, wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eignem Gebrauch auszusaugen. Ja, meinen Aberglauben recht aus einander zu setzen, z. B. daß, wenn ein frisch angesteckes Licht wieder ausgeht, ich meine Reise nach Italien daraus beurtheile. Dieses ist ein sehr merkwürdiger Umstand in meinem Leben."

„Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beschreiben, indem ich mich hier nur allzuwohl verstehe. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik?" **)

*) Heydenreichs psychologische Entwickelung des Aberglaubens. S. 22. 23.

**) Vermischte Schriften von Lichtenberg, nach dessen Tode herausgegeben. B. 1. S. 25. 26.

Daß bey Männern dieſer Art der Aberglaube, den ſie ſelbſt wiſſen, auf das praktiſche Leben keinen Einfluß hat, kommt natürlich daher, weil ſie ihn wiſſen; aber ſie haben ihn doch, und leiden ihr Theil davon. Beyſpiele dieſer Art müſſen uns wenigſtens duldſam gegen die gemeine Volksklaſſe machen, bey der die Vernunft ſo wenig Waffen beſitzt, um dagegen zu kämpfen. Hätten mehrere Männer von Kultur die Offenherzigkeit, mit der ein Lichtenberg und Heydenreich von ſich ſelbſt ſprechen, was würden wir da nicht alles erfahren, von Männern, die unter den Denkern einen hohen Rang behaupten! Ich bin zwar kein Menſch von Bedeutung; aber auch ich will, da es einmal die Gelegenheit hier giebt, geſtehen, daß ich in gewiſſen traurigen Lebensperioden, wo Hypochondrie mich ängſtete, eben ſo viel vom Aberglauben erlitten habe, zuweilen noch leide. Die Sonderbarkeiten, womit meine Einbildungskraft den Verſtand neckte, theile ich nicht mit. Genug, daß ich ſie deutlich einſahe; aber doch wohl in dem Augenblicke, da ich einen Bauer ohne Schonung tadelte, wenn er, eingedenk der Tradition ſeiner Großmutter, in ſeiner Einfalt eine Aelſter geſchoſſen hatte, und in dem Kuhſtall aufhing, um wohlgenährtes Melkvieh dadurch zu bekommen, mir ſelbſt Beſorgniß machte, wenn etwan der Schatten von mir größer erſchien, als ich glaubte, daß er um die oder die Stunde des Tages ſich ausbreiten müßte.

Doch es wird Zeit hiervon abzubrechen, da ich noch von mehrern Dingen, die Volksbildung betreffend, mit Ihnen zu reden habe.

Der Gegenstand betraf im Allgemeinen das Weitervorschreiten.

Daß der Prediger selbst immer gründlicher forschen, immer unpartheyischer prüfen und die Fortschritte des Zeitalters nach seinen Kräften benutzen solle, versteht sich von selbst. Aber daraus folgt nicht, daß er frisch weg auf die Kanzel bringen müsse, was er etwan acht oder zwey Tage zuvor gelesen hat. Dieß ist ein Fehler, welchen Kandidaten und junge Prediger mehrmals begehen. „Ich kann doch nicht heucheln!“ pflegt mancher zu sagen. Freylich nicht. Aber hat man denn alles schon genau untersucht, was uns beym Lesen als Wahrheit gleichsam beschlichen hat? Muß man nicht vielmehr sein Urtheil aufschieben, und wieder zu einer andern Zeit untersuchen, wenn der Reitz der Neuheit erloschen ist? Da ich in diesen Briefen vornehmlich auch Erfahrungen mitzutheilen die Absicht habe; so stehe hier zur Erläuterung folgende. Als ich noch in Pedelwitz Prediger war, ging ich einmal in ein benachbartes Städtchen. Es begegnete mir unterwegs ein Bauer, den ich nicht kannte. Er gesellte sich zu mir, wurde zutraulich, sprach endlich auch von Religionslehren. Mit einer Besorgniß, die nicht erheuchelt schien, eröffnete er mir endlich, daß sein Herr Pfarrer etwas gepredigt habe,

worein er sich nicht finden könne. Es ergab sich folgendes: Der Prediger hatte das Evangelium von der Versuchung Christi erklärt, und nach seiner Art bewiesen, daß der Satan ein Pharisäer gewesen sey, welcher Jesu gleichsam habe Schlingen legen wollen. Diese exegetische Taschenspielerey verdient freylich kaum gewürdigt zu werden. Indeß, der ehrliche Bauer war verlegen darüber, weil er wohl fühlte, ohne es bestimmt sagen zu können, daß bey einer solchen Auslegungsfreyheit der Sinn von beynahe keiner Stelle im N. T. sicher seyn würde. Was da zu thun? Den Prediger wollte ich doch bey Ehren erhalten, und das Mißtrauen des Bauers gegen ihn nicht vermehren. Ich antwortete ihm also: daß er die Erklärung seines Herrn Pastors wohl nicht hinlänglich verstanden haben möchte, und er war so gutmüthig, ein Mißtrauen in seine Fassungskraft zu setzen. Wahrscheinlich hatte der Herr Pfarrer diese Erklärung kurz zuvor bey einem kühnen Exegeten aufgelesen; sie hatte ihm eingeleuchtet; und nun wollte er in flagranti die Bauern damit aufklären. Zweifelte er daran, daß Jesus wirklich vom Satan sey versucht worden; so gab es praktische Sätze genug, die er aus der Perikope ableiten, und damit seiner Gemeinde etwas nützliches vortragen konnte, und — er blieb ein ehrlicher Mann.

„Was nützt mir denn da mein Lesen und Studiren, wenn ich das Gelesene nicht lehren soll?“

Gewiß sehr viel. Desto besser wird man dasjenige vortragen, was sich zum Volksunterricht eignet, wenn man viel studirt, viel eingesammelt, gedacht und — geprüft hat. Was braucht der Bauer zu wissen, ob sich bey den Worten, „Gott ist öffenbaret im Fleisch," auch eine andere Lesart finde, daß es mithin eine Beweisstelle weniger für das bekannte Dogma gebe? Was braucht er zu wissen, daß der Schluß vom Evangelio Johannis unstreitig von einer fremden Hand seyn müsse? Zu was soll ihm bewiesen werden, daß die Kindertaufe kein Gebot Jesu und der Apostel sey? Wird er dadurch frömmer, sittlich besser? Ein großer Fehler, daß Kandidaten, was sie bey ihren Docenten auf der Akademie gehört, oder Prediger, die Frucht ihrer jüngsten Lektüre, gleich Sonntags darauf mittheilen wollen, in der Meinung, sie müßten ja das Volk auch weiter führen. In hundert Fällen kann man annehmen, daß Prediger, die so verfahren, noch nicht eben viel gelernt haben mögen, wenigstens nicht Lehrweisheit. Manche wollen es durchaus nicht begreifen, daß man bey dem Volksunterrichte gerade von den Begriffen ausgehen müsse, die man bey seiner Versammlung voraussetzen darf, und daran die übrigen Belehrungen oder Ermahnungen, welche dahin einschlagen, anzuknüpfen habe. So wie manchem Studenten fast alles neu war, was er im Kollegio hörte, so meint er nun, als junger Prediger solle er die Kanzel zu einem Katheder machen, von dem er den Bauern Vorlesungen hielte. Diese unnütze Kunst will eigentlich

er limitirt manches und trägt, was er beſſer gelernt hat, wieder vor. Nach Verlauf eines Jahres bekömmt ſeine Theorie abermals eine andere Geſtalt. In der Meinung, auch ſeine Gemeinde weiter führen zu müſſen, giebt er auch dieſe Ideen hin, mit denen er ſelbſt vielleicht noch lange nicht im Klaren iſt. Zu was ſollen dieſe Großthaten führen? Wird hingegen die evangeliſche Lehre, abgeſondert von allem, was die Schulen aus Sekten- oder Syſtemgeiſt hinzugefügt haben, dem Volke vorgetragen; werden die Begriffe deutlich beſtimmt; wird überall dahin gearbeitet, daß der Zuhörer nach ſeinen Kräften immerfort zum vernünftigen Denken ſich erhebe; wird das Praktiſche jeder Lehre allenthalben in das Licht geſetzt, und zwar ſo, daß eine ächt religiöſe Stimmung des Gemüths dabey erhalten wird; ſo kann es nicht fehlen, die Zuhörer kommen weiter, weil ſie aus eignen Kräften ſelbſt weiter gehen. Das Emporwachſen des jungen Fichtenholzes kann man zwar nach vielen Jahren erſt merklich gewahr werden; aber es wächſt doch.

Vierter Brief.

„Wäre es nicht beſſer,“ werfen manche die Frage auf, und die Ausführung ſcheint ihnen Ernſt zu ſeyn, „wenn dem Volke nur Vernunftreligion vorgetragen würde?“ Man kann hierauf ſogleich die Gegenfrage thun: „Was hat die Vernunft gegen das geläuterte Chriſtenthum einzuwenden? Sind nicht alle vernunftmäßige Religionswahrheiten im Chriſtenthume mit enthalten? Oder verwirft das Chriſtenthum etwa die Beweiſe, welche die forſchende Vernunft für das Daſeyn Gottes, für eine allweiſe und wohlthätige Regierung der Welt, für die Beſtimmung des Menſchen zur Tugend, für ein zukünftiges Leben aus ihren eignen Mitteln darbietet?“ „Aber,“ erwiedert man ferner, „es bleibt doch nur ein Autoritätsglaube!“

Die Abſicht dieſer Briefe iſt nicht, die Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion darzulegen. Ich darf ſie mit Recht bey jedem öffentlichen Religionslehrer vorausſetzen, weil er ſeines Poſtens unwerth ſeyn würde, ſo fern er ſie nicht kennte, ihren Gehalt nicht erwogen und beherzigt hätte. Ich will nur über die Möglichkeit, dem Volke den reinen Deismus vorzutragen, meine Gedanken mittheilen.

Sind sie falsch; so können sie vielleicht bey andern Veranlassung zu richtigern werden.

Man kann eigentlich, jetzt abgesehen von allen Offenbarungstheorien, niemanden einen reinen Vernunftglauben lehren. Ein gewisses Interesse an den Aufgaben, welche die Vernunft, im Betreff dessen, was der Mensch von einer ersten Ursache der Welt und seinem Verhältniß zu derselben wissen kann, was er als ein moralisches Wesen thun soll, und ob er dem zufolge nach diesem Leben etwas hoffen dürfe, beantworten soll; ein Interesse an diesen Gegenständen läßt sich wohl erwecken, so fern einige Empfänglichkeit in der Seele dazu vorhanden ist. Es läßt sich auch der Weg zeigen, den die Vernunft einschlagen muß, um zur Auflösung jener Fragen zu gelangen; das Resultat davon wird immer jedes nachdenkenden Menschen eignes Werk bleiben. Und gesetzt auch, dieses Resultat wäre im Ganzen dasselbe mit den Ueberzeugungen dessen, der dem Andern zum Wegweiser gedient hat; es wird dennoch in mancherley Rücksichten in dem Verstande des Andern, je nachdem seine intellektuelle oder moralische Kultur beschaffen ist, eine verschiedene Modifikation erhalten. Was man also eigentlich thun kann, ist, Wege zeigen, Principien darlegen, den Forschungsgeist wecken, Resultate ahnen lassen, mit einem Worte, vorbereitende oder leitende Ideen geben, nach welchen der Andere in teleologischer und moralischer Rücksicht sich jene Fragen selbst beantworten

könne. Der Deismus will so nachgesucht, und aus den dargelegten einzelnen Elementen selbst zusammengesetzt seyn; dann kann er erst Geisteseigenthum eines Menschen werden. Nicht wohl wird es also gethan seyn, wenn selbst ein öffentlicher Lehrer der Vernunftreligion auf dem Katheder nur sein System vorträgt, nur den Weg eröffnet, der zu seinen Resultaten führen könnte, und die übrigen, die sich anders wohin endigen, für Irrwege erklärt. Er thut bey einem solchen Verfahren dem Verstande seiner Zuhörer Gewalt an, und zwingt am Ende die Mehrheit der Schwachen, nur sein sogenanntes System für wahr zu halten. Was sie nun wissen, oder für ausgemacht ansehen, ist nicht Resultat ihrer Abstrakrion und der Freyheit ihres eignen Vernunftgebrauchs, weil eben dieser Freyheit von allen Seiten Zwang angelegt wurde. Eine Menge freymüthiger Geständnisse lehren zwar, daß Viele von den abgeschlossenen Resultaten, die der Lehrer ihnen darlegte, überzeugt zu seyn glauben, wohl gar mit Hitze dafür kämpfen; und sie sind es dennoch nicht. Diese Selbsttäuschung findet sich auch bey andern Wissenschaften. War der Weg mühsam, den man gehen mußte, und man übersieht endlich den logischen Zusammenhang in der Gliederreihe der aneinander gehängten Schlüsse, so ist man alsdann sehr geneigt sich von den Resultaten der Untersuchung überzeugt zu glauben, eben weil man Konsequenz in der Ideenfolge wahrnimmt, oder wahrzunehmen meint. Denn die Konsequenz

ist es, was den Menschen am stärksten zum Beyfalle nöthigt. Um die Probe zu machen, ob man wirklich überzeugt sey, und es seyn könne, dazu gehört, daß man den Weg zurück bis auf die ersten Principien gehe, von welchen das Uebrige abgeleitet wurde, und den Gehalt von diesen so scharf als möglich untersuche. Findet man diese schwankend, so wird sich die Ungewißheit, der Natur der Sache nach, durch alle folgende Glieder hindurch, bis auf die Resultate fortpflanzen, und man wird inne werden, was uns bisher zur Ueberzeugung gefehlt hat. Was für den Lehrer hieraus folgt, wäre sonach klar genug, nämlich, nie streng dogmatisch zu verfahren, seine eignen Resultate zwar nicht vorzuenthalten, aber doch immer mit einem skeptischen Geiste zu unterrichten, weil man, wie mir es scheint, die Menschen philosophiren, aber, genau genommen, nicht Philosophie lehren kann. Ich kenne einen großen Mann in dieser Art, der seit einigen und dreyßig Jahren in Leipzig so zu Werke gegangen, das Organ einer gesunden Philosophie gewesen ist, und aus dessen Schule weit weniger Sektirer und blinde Nachbeter herausgegangen sind, als aus mancher andern durch die Zeitumstände berühmten.

Da nun der Deismus, selbst derjenigen, die aus philosophischen Hörsälen ihn mit hinwegbringen, so fern sie ihn nicht selbst aus gewissen vorgearbeiteten Begriffen, die sie dort überkamen, bil-

deten, am Ende eigentlich nichts weiter als ein Autoritätsglaube ist; — denn was wissen sie eigentlich als die Ideen, welche andere über jene Gegenstände sich gebildet haben? — so liegt am Tage, was daraus werden würde, wenn der Deismus dem Volke in Masse vorgetragen werden sollte. Es bekäme schlechterdings nichts weiter als ebenfalls einen Autoritätsglauben. Oder meint man, daß der gemeine Haufe als Selbstdenker zu Werke gehen, und aus dem zu empfangenden Unterrichte sich selbst den Vernunftglauben bilden werde? Nach der Kenntniß, die ich von der gemeinen Volksklasse habe, kann ich mich nicht davon überreden.

„Der Glaube an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit u. s. w., wie er in der Offenbarung enthalten ist," wiederholt man immer, „ist ja nur ein Autoritätsglaube!" Nun so sey er es! Was hat man eigentlich dagegen? Wer versagt dabey der Vernunft, den Ursprung und Gehalt einer gegebenen Offenbarung, nach den schärfsten Kriterien, die es hier geben kann, zu prüfen; und wenn derjenige, der eine Prüfung für nöthig findet, sich nach Würdigung der innern und äußern Merkmale, die die Wahrheit dieser Offenbarung beurkunden, von ihrer Gewißheit überzeugt hat, wird er sich dann nicht desto fester an sie halten? Die Kriterien hiervon darzulegen, gehört nicht in diese Untersuchung, da ich sie bey jedem, der einem Predigtamte nahe ist, oder es schon verwaltet, im Allgemeinen voraussetzen darf.

„Aber,“ heißt es, „man muß endlich die Menge frey machen, muß das Volk lehren auf eignen Füßen feſt zu ſtehen!“ Es fragt ſich nur, ob es das Letztere kann, ja ſogar, ob es will? Daß manche Lehrer es wollen, glaube ich ſehr gern.

Männer, die mit Scharfſinn über Offenbarung geſchrieben, *) haben bewieſen, daß es mit der Weisheit und Güte Gottes vollkommen übereinſtimme, dem Menſchengeſchlechte ſeinen Willen auf übernatürliche Weiſe bekannt zu machen. Sie hätten auch das dabey mit anführen ſollen, daß der Menſch von Natur ſchon den leiſen Wunſch empfindet, daß es geſchehen möge, oder zu irgend einer Zeit ſchon geſchehen ſey, mithin auch darum eine nähere Offenbarung Gottes den Eigenſchaften deſſelben nicht widerſpreche, da der Menſch, ſeinen Anlagen zufolge, ſchon wünſcht, eine Offenbarung zu beſitzen. Das Menſchengeſchlecht, ſo bald es aus dem Zuſtande der erſten Rohheit herausgeht, denkt ſich in einer nähern Verbindung mit einem höhern Weſen, und kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß ſich ſolches auf irgend eine Art ihm näher mittheilen möge. Wie wäre es ſonſt zu erklären, daß Perſer, Indier und mehrere alte Völker ſich einer vorgeblichen Offenbarung rühmen konnten? Man darf nicht ſagen, daß die Verfaſſer oder Sammler ihrer heiligen Schriften Betrüger geweſen ſeyen. Nein, die Geneigtheit der Völ-

*) Z. B. Jeruſalem in ſeinen Betrachtungen über die natürliche Religion. 2ten Bandes erſte Betr.

ker war da, Aussprüche weiser Männer, die über ihr Zeitalter hervorragten, für Wirkungen einer höhern Eingebung anzunehmen. Wirft man aber die Frage auf: Warum Gott doch nur einem Volke eine Offenbarung mitgetheilt, andere hingegen durch vorgebliche Offenbarungen sich habe täuschen lassen? so fragt man hiermit mehr, als sich beantworten läßt.

Doch dieß nun alles bey Seite gestellt; so ergiebt sich aus dem eben Gesagten so viel (was Bestreiter sowohl als Vertheidiger einer wirklichen Offenbarung zugeben müssen): daß es im Allgemeinen leichter für die Menschen sey, eine Offenbarung anzunehmen, die sogar die Prüfung nicht aushält, als eine zu verwerfen, die sie aushält; denn die in dem Menschen liegende Sehnsucht darnach nimmt sie auf, noch ehe die Merkmale davon mit kritischer Strenge geprüft werden können. Ich werde nicht nöthig haben dieses zu beweisen, da die Erfahrung entscheidend dafür spricht. Wie viel tausend Menschen glauben, daß die Schrift unmittelbare Belehrung von Gott sey, ohne den mindesten Beweis, der in den Schulen der Gelehrten geführt wird, dazu beybringen zu können; und es ist sehr gut, daß sie dieser Beweise nicht bedürfen, und sich dennoch fest darauf verlassen, daß die Lehre der Schrift von Gott sey. Man sieht hieraus, wie die moralischen, auch noch unentwickelten, Anlagen im Menschen, da wo es auf das höchste Geistesinteresse ankommt, ungleich mehr wirken, als historische Beweise, oder logische

Auseinandersetzung von innern Merkmalen der Wahrheit an sich selbst. Hieraus, jetzt nur von der Ausführbarkeit und Nutzbarkeit der Sache gesprochen, ergiebt sich, daß das Volk übel berathen seyn würde, wenn die Lehrer desselben ihm den Deismus lehren wollten. Das, „Es steht geschrieben," hat von jeher weit mehr gewirkt, als die stringentesten schwer zu fassenden Vernunftbeweise. Man nehme dem Volke die Lehren der Offenbarung, und dann versuche man, ob man einen stärkern, auf das Leben wirksamen Glauben, z. B. an ein zukünftiges Leben, durch bloße Vernunftgründe hervorbringen werde, als durch die bestimmten Aussprüche der Schrift. In moralischer Rücksicht wird man den Unterschied unstreitig noch mehr gewahr werden. Jenes, „Der Herr hat es verboten, das heiligste und mächtigste Wesen," wird die Gegenargumentationen weniger zulassen, die gegen die bloße Vernunft von der Menge versucht werden. Das Gebot, „Du sollst nicht stehlen," muß stärkern Einfluß auf die rohe Menge haben, als alle Gründe aus dem Naturrechte und der philosophischen Sittenlehre. Freylich wird der moralisch gebildete Mensch nicht stehlen oder betrügen, jenes geschriebene Gebot möchte vorhanden seyn, oder nicht; aber es ist hier die Rede vom größern Haufen.

So wie nun der Lehrer des Volks übel thun würde, wenn er bey seinen Zuhörern den Glauben an jene Urkunden vernichtete; eben so nöthig ist es

aber auch, daß er bey dem Gebrauche derſelben immer zweckmäßig und mit kluger Auswahl zu Werke gehe. Weitläuftige exegetiſche Erörterungen können dem Volke nichts nutzen, weil eine ganz gründliche Interpretation hier einmal nicht an ſeiner Stelle iſt. Eine ausführliche Unterſuchung über Veranlaſſung und Zweck des Briefs an die Ebräer wäre gewiß in der Volksbelehrung unnütz, eben ſo exegetiſche Vorträge z. B. über die Allegorie von der Hagar und Sara im Briefe an die Galater und ähnliche Dinge. Der Theologe muß jene Aufgaben für ſich löſen; aber was geht es den gemeinen Chriſten in unſern Zeiten an, ob die Korinther Fleiſch von Götzenopfern eſſen ſollten oder nicht, ob die Beſchneidung für Proſelyten aus dem Judenthum noch nöthig war, oder abgeſchafft werden mußte, und ähnliche Dinge, die nur auf gewiſſe Zeiten und ein beſonderes lokale Beziehung hatten. Giebt es Prediger — und man ſagt, es fänden ſich hier und da noch welche — die ihren Zuhörern ſagen, daß die Beſchreibung vom Bau der Stiftshütte eben ſowohl göttliche Belehrung zur Seligkeit ſey, als die Reden Jeſu, ſo mögen ſie ſehen, wie ſie das bey der Schrift ſelbſt verantworten. Ein Prediger, dem es darum zu thun iſt, die Zuhörer im ächt apoſtoliſchen Sinne zu erbauen, wird bey dem Gebrauche der Bibel ſeinen Zuhörern allerdings ſagen müſſen, daß die Schrift nicht allein Religion, ſondern auch Geſchichte derſelben, und, anlangend das Alte Teſtament, auch die Geſchichte der Nation enthalte. Hiermit werden

eine Menge Fragen und Einwürfe wegfallen, die auch vom gemeinen Manne erhoben werden. Wird er auf den eben angezeigten Punkt bey gehöriger Veranlassung aufmerksam gemacht, und ihm gesagt, daß eine National- und Volksgeschichte auch das Leben von Personen enthalte, die unmoralisch gelebt haben; so wird es ihn dann nicht mehr befremden, z. B. von den Patriarchen, Richtern und Königen der Israeliten Dinge zu lesen, die sehr unrühmlich sind. Er muß sogar bestimmt hierauf aufmerksam gemacht werden, weil er geneigt ist, mit Beyspielen der Art seine Vergehungen zu entschuldigen, wohl gar zu rechtfertigen. So habe ich selbst einen alten Bauer, der nicht zu den Auserwählten der Gemeinde gehörte, sagen hören: „Unser Herr Gott könne es doch wohl mit den Sünden wider das sechste Gebot so genau nicht nehmen; denn Abraham, Judas, David u. a. hätten ja auch dergleichen begangen, und wären doch fromme und heilige Leute gewesen, von denen in der Schrift geredet würde.“ Es ist sehr nöthig, die Tugend jener Männer auf ihren wahren Gehalt zu setzen, nöthig insbesondere bey David — das Beyspiel von diesem ist von jeher am übelsten angewendet worden — zu erinnern, daß er aus keiner andern Ursache der Mann nach dem Herzen Gottes genannt werde, als weil er die Abgötterey durchaus verabscheut; und sein Volk davon abzuhalten gesucht habe, nicht seiner ausgezeichneten Tugend wegen. Man darf auch seinen Feindeshaß nicht unbemerkt lassen; man muß vielmehr dem Unmoral-

schen seiner Fluchpsalmen die reinere Sittenlehre Jesu mit Nachdruck entgegen setzen, denn auch hier habe ich selbst mehr, als eine Erfahrung, daß die Leidenschaft der Rachgier sich auf das Exempel des frommen Davids berufte, welcher auch seinen Feinden recht viel Böses gewünscht habe. Jedoch was thun hier manche Prediger? Sie geben zwar ganz leise zu, daß David und andere bekannte Männer im Alten Testamente eigentlich nicht recht gehandelt hätten, entschuldigen und bemänteln aber so viel nach den damaligen Zeitbegriffen, nach dem Grade von Sittlichkeit, den zu erreichen ihnen möglich gewesen sey, und ähnlichen Dingen, daß man wohl sieht, sie möchten den Männern gern mit Ehren durchhelfen. Man versucht sogar, die am Urias begangene Abscheulichkeit jenes jüdischen Alcibiades zu mildern, gleichsam als wenn es auf eine juristische Kriminaldefension abgesehen wäre. Es ist freylich unbillig, den Handlungen von Menschen aus dem frühern Zeitalter diejenigen Entschuldigungsgründe zu versagen, die aus dem damals zu erreichenden Grade von Moralität hervorgehen; aber das gehört für den pragmatischen Geschichtschreiber und Beurtheiler jener Zeiten. Auf der Kanzel taugt das, meines Erachtens, nichts. Entschuldigt man den Patriarch Jacob mit dem Drange gewisser Umstände, daß er seinen alten blinden Vater getäuscht und um den Segen betrogen hatte, so wird der Bauer leicht, mit den Umständen auch sich entschuldigen, daß er oft seinen Landesherrn um die Accise betrogen, oder armen

Leuten, die Korn von ihm kauften, mit einem kleinern Scheffel gemessen hat. Man bemerke bey der Unredlichkeit Jacobs gegen seinen Vater lieber dieses, daß ihm in der Folge seine eignen Kinder viel Herzeleid verursacht, und er das zum Theil an seinem Vater mit verschuldet habe, so wird man auch eine solche Geschichte lehrreich machen. Man hüte sich ja, dem David es zu einem großen Verdienst anzurechnen, — was ich mehrmals gehört habe — daß er seine Sünden innig bereut und einen so schönen Bußpsalm verfertigt habe. „Den Psalm, wird mancher Bauer denken, bete ich Gottlob! selbst allemal, wenn ich zur Beichte gehe, und die sechs übrigen Bußpsalmen dazu, und hoffe, so auch selig zu werden.“ Ist es denn das mindeste Verdienst, wenn ein Ehebrecher und feiger Mörder endlich empfindet, daß er schwer gesündigt hat und Gewissensangst darüber empfindet? Der Quell seiner Buße wollte ja nicht einmal von selbst fließen, hätte Nathan nicht Kunstmaschinen angebracht. Dieser Umstand giebt zu ganz andern Betrachtungen Veranlassung. Es dürfte überhaupt sehr gut seyn, wenn Prediger zuweilen, statt der Perikopen, über die sich manche erschöpft haben, Geschichten der Art aus dem Alten Testamente wählten. Wie vieles würde sich da sagen lassen, was weit in das häusliche Leben eingriffe! Wie trefflich würden die erzählten Thatsachen und die Charaktere der handelnden Personen so manche heilsame Wahrheit erläutern, vorausgesetzt, daß der Prediger den Menschen studirt hat, und mit den

Bedürfnissen und moralischen Mängeln seiner Zuhörer genugsam bekannt ist. Als Fingerzeig gegen falsche Anwendung biblischer Beyspiele mag dieß genug seyn. *)

Der Gebrauch der Bibel bey dem Volksunterrichte ist, wie bekannt, mannigfaltig. Es gehört aber eben so viel Studium der Menschen, mit denen man zu thun hat, als Kenntniß des Inhalts jener Religionsurkunden dazu, um sie zweckmäßig zu gebrauchen. Ohne das Letztere wird der Lehrer selbst im Finstern tappen; ohne das Erstere nichts fruchtbares sagen. Daß aus dem Neuen Testamente wesentlich, was zum Volksunterrichte sich eignet, geschöpft werden müsse, bezweifelt niemand. Aber warum sind manche Prediger in unsern Zeiten so sehr gegen das Alte? „Es wird oft gemißbraucht.“ Diesem Uebel muß aber vorgebeugt werden; und dazu gehört Einsicht und Amtsklugheit. Wird das Alte Testament, es sey auf der Kanzel, oder bey dem Schulunterrichte, nicht mit gehöriger Auswahl, wie sich von selbst versteht, benutzt, so entsteht ein Mangel, der schwer zu ersetzen seyn möchte. Die Jugend verliert ein treffliches Bildungsmittel zur Humanität. Die Mannigfaltigkeit der lehrreichen Geschichten verringert sich. Eine Menge schöner Gnomen und Sentenzen, die für das ganze Leben

*) Die Disputation vom Herrn D. Wolf in Leipzig: De exemplis biblicis caute adhibendis ist hier sehr zu empfehlen.

zu Regeln praktischer Weisheit dienen können, fallen weg, und sehr viel moralische Vorschriften, die durch die Stärke des Ausdrucks mächtig wirken, gehen ebenfalls verloren.

Das Alte Testament enthält ja von jeder Gattung Poesie, sie sey episch, lyrisch, elegisch, oder didaktisch, die trefflichsten Stücke, und der Einfluß, den diese auf das jugendliche Gemüth haben, ist nicht ohne Wirkung für das folgende Leben. Das starke morgenländische Colorit trägt ungemein viel bey, die trägere Einbildungskraft des kältern Abendländers aufzuregen, seinen Geist zu erheben, und religiöse Gefühle hervorzubringen. Die Gottheit wird dem fühlenden Menschen darin immer sehr nahe gebracht. Versieht man doch die Schulbücher mit einigen Liedern, und giebt Sammlungen von Gedichten verschiedenen Inhalts für die Jugend heraus, die oft wässerig genug sind. Man ist einverstanden, daß Gesänge, die bey dem öffentlichen Gottesdienste gebraucht werden sollen, noch etwas mehr als Richtigkeit in den Gedanken enthalten müssen, damit der Geist sich hebe, und das Herz Nahrung empfange; warum denn also die dichterischen Stücke des Alten Testaments nicht auch zu diesem Zweck mit Auswahl gebrauchen? Die Eindrücke davon werden sich lebenslang erhalten. Mit welcher Rührung hat nicht Lichtenberg, oft in der Einsamkeit, auch in der Halle zu Westmünster unter den Monumenten d[illegible] berühmten Männer Britanniens, den

neunzigsten Psalm für sich gesprochen: „Ehe denn die Berge worden!“ *) Die in der Kindheit stark berührte religiöse Saite des Herzens tönte fort, so lange er lebte! Er gesteht offen, daß jenes „Ehe denn die Berge worden“ ihm jederzeit unendlich mehr sey, als das „Sing' unsterbliche Seele.“ Die Erinnerung an solche und ähnliche Stellen im höhern Alter, wo die Quelle der Empfindung zu versiegen anfängt, und der Verstand die Gottheit von sich so weit entfernt denkt, wird unvermerkt, oft wie ein elektrischer Schlag, das Herz wieder erschüttern, und der Gott der Kindheit und Jugend, dem in jenen unschuldsvollen Jahren der offne Knabe zuweilen mit einer gewissen Dreistigkeit sich näherte, und von dem er immer Gutes empfing, wird auch jetzt lebhafter gefühlt werden. Es ist gar nicht zu leugnen, was man dem Alten Testamente häufig zum Vorwurfe macht, daß der Anthropomorphismus von der Gottheit oft stark ist. Wenn z. B. der Herr auf dem Donnerwagen daher fährt, auf den Fittigen der Winde schwebt, Dampf von seiner Nase ausgeht, und Blitze von seinen Händen geschleudert werden; der Heilige vom Gebirge Paran im Lichtglanze kommt, und bey seinem Herabsteigen der Himmel ein Loblied singt, wenn er auf einmal stille steht, und das Land mißt, mit einem Blick die Heiden aus den Gränzen verscheucht, die Berge ihn

*) In den Nachrichten und Bemerkungen über sich selbst. Vermischte Schriften. B. 1. S. 5. S. 15. u. a. m. O.

erblicken und ihnen bange wird, und der Wasserstrom erschrocken dahineilt; so ist das freylich starker Anthropomorphismus; aber wer kann ihn ohne Gefühl der göttlichen Größe lesen? Und vermag denn irgend eine menschliche Sprache so von Gott zu reden, daß alles menschliche von der Vorstellung derselben ausgeschlossen bliebe? Dieser Versuch soll noch gemacht werden. Daß übrigens jeder verständige Lehrer jene zweydeutige Anthropopathie, die Gott beygelegt wird, und unwürdige Begriffe von seiner Heiligkeit hervorbringen könnte, z. B. Zorn, Grimm, Rachgier, müsse unschädlich zu machen suchen, bedarf hier keiner Erinnerung.

Von der Nutzbarkeit der Beyspiele, sowohl zur Ermunterung als zur Warnung und mehrern Zwekken, ist zuvor schon geredet worden.

Ich komme auf die Sentenzen, von welchen ein ungemein guter Gebrauch gemacht werden kann. Die größten Staatsmänner unter alten Völkerschaften lehrten ihre Landesleute durch kurz ausgesprochene Lehren der Weisheit. Es waren das keine Sentenzen, die sie nur auf ihren Studierstuben epigrammatisch zugespitzt, oder aus der Lektüre von Büchern abstrahirt hatten. Wiederholte Beobachtungen, langjährige Erfahrungen, Rathschläge, die auf vorhergegangene Thatsachen sich gründeten, waren es, die sie in Sprüchen und Gnomen für ihre Mitbürger niederlegten. Andere kluge Männer von Alter und Erfahrung thaten dasselbe, und prägten das Nutz-

bar-

harste ihrer Lebensklugheit in eine Sentenz aus. Sie erhielt Umlauf, je nachdem ihr spezifischer Gehalt war. Viele Menschenalter hindurch erhielten sie sich als mündliche Ueberlieferungen, die eine Generation der andern treu übergab, bis sie in folgenden Zeiten auch schriftlich gesammelt wurden. *) Diese Sentenzen, dergleichen jede nicht ungebildete Nation ihr Theil gehabt hat, machen gleichsam einen Nationalschatz von der Lebensweisheit eines Volks aus. Dazu gehören auch Räthsel und Gryphen, die ebenfalls einige Lebensweisheit enthielten, und als eine angenehme Verstandesbeschäftigung der Menge gefielen. Sie waren insbesondere eine Würze der Tischgespräche, und man erwarb sich einen Grad von Achtung, wenn man Räthsel der Art lösen konnte. Perser, Griechen, Sineser, Skythen und Indier haben ihre Denksprüche gehabt, verschieden, je nachdem Klima, Sitten und Landeskultur verschieden waren. Die Hebräer sind aber die ersten, bey denen wir welche finden. Wir haben unter Salomos Namen eine solche Sammlung, die wenigstens aus den Zeiten der jüdischen Könige herzustammen scheint, und worin doch wohl ein Theil, wäre es auch der kleinere, von Salomos Munde gesprochen seyn dürfte. Wie dem immer sey; die Sammlung ist zum Unterrichte der Menge sehr nützlich, wenn nämlich eine

*) Verschiedene Griechische Weisen heiligten ihre Sentenzen dem Apollo, und ließen sie zu Delphi an den Eingängen seines Tempels einhauen. v. Plutarch. L. c. 24.

gehörige Auswahl darin getroffen wird. Daß schöne Weisheitssprüche und räthselhafte Einfälle, vortreffliche und mittelmäßige, auch wohl triviale, Sentenzen, Moral, Politik, Hauswirthschaft und Schafzucht betreffend, hier in gemischter Gesellschaft sich finden, weiß jeder, der sie gelesen hat. Was zur Einschärfung auf der Kanzel und zum Schulunterrichte davon sich eigne, ist eine Sache der klugen Beurtheilung von Seiten des Lehrers.

Das Nämliche gilt von der Sammlung Jesus Sirach, welche noch fruchtbarer an Weisheit ist, mithin auch öfterer in dieser Rücksicht gebraucht werden kann. Es ist gut, wenn die Schuljugend die besten Sprüche aus diesem Zucht- und Hausbuche auswendig lernt; sie wird mehr Nutzen für das künftige Leben daraus schöpfen, als aus manchem gepriesenen Werklein neopädagogischer Fabrik. Altrechtliche Landleute führen sehr oft Sentenzen aus jenen Sammlungen im Munde, und schärfen sie, bey vorkommender Gelegenheit, ihren Kindern ein, und sie bringen Frucht. Wer an der veralteten Sprache ein Aergerniß nimmt, der hat einen wählischen Gaum, dem kräftiges hausbackenes Brod nicht behagen will.

Nun hat aber auch jedes Volk einen gewissen Schatz von Nationalsprüchwörtern, der einen beträchtlichen Theil ihrer Lebensweisheit enthält, und es mögen leicht auch unter den unsrigen welche seyn, die zweytausend Jahre alt sind. Vermindert sich

auch bey zunehmender Kultur ihr Werth unter der gebildetern Volksklasse; so erhält er sich doch immer bey der Menge. Der Mann von sogenanntem guten Tone trägt Bedenken, sie öfter in seine Reden einzumischen, so fern es ihnen nicht darum den Anschein von Witz zu geben hofft. Aber die Menge, welche nicht so kultivirt scheinen will, auch bey ihren Gesprächen immer mehr mit dem Gedächtnisse, als mit den übrigen Seelenkräften arbeitet, bedient sich der Sprüchwörter, weil sie das Gedächtniß einmal aufbewahrt hat. Die Menge liebt sie, denn sie sind schnell zu fassen, leicht zu behalten, und enthalten so vieles, was sich bey verschiedenen Vorfällen des Lebens anwenden läßt; sie haben das ehrwürdige Gepräge des Alterthums, weil Väter und Urältern sich ihrer schon bedienten, sind auch oft witzig. Man entziehe, wenn das möglich wäre, einer Nation auf einmal alle ihre Sentenzen und Sprüchwörter, und man hat den bestehenden Schatz ihrer Lebensweisheit in einem so hohen Grade geschwächt, daß er wohl in einem Jahrhunderte nicht wieder ersetzt werden könnte. Daß sie nicht alle gut sind, ist bekannt. Sehr viele wenigstens enthalten eben so viel Wahrheit, als Irrthum; und das kommt unstreitig daher, weil man Regeln und Erfahrungen, die nur mit einer gewissen Einschränkung richtig sind, als allgemeingeltende Sätze ausdrückte. Die Sprache ist voll davon. Sagt jemand z. B. Aller Anfang ist schwer, so sagt der Satz allgemeine Wahrheiten, Arbeitsamkeit ist Mutter des Glücks, u. Ehrlich

währt am längſten.“ „Einen Hund verhehlen iſt ſo gut als ſtehlen.“ Lauter allgemeingültige Sätze! Viele ſind an ſich richtig; es wird aber eine falſche Anwendung davon gemacht. „Allzu ſcharf macht ſchartig,“ wahr genug! Aber es argumentiren auch zuweilen die zu zärtlichen Mütter gegen die Väter auf dieſe Weiſe, wenn jene Heimtücke oder Widerſpänſtigkeit an den Kindern nachdrücklich beſtrafen. „Armuth ſchändet nicht,“ ſehr wahr, wenn ſie unverſchuldet iſt. Aber mancher unordentliche Menſch, der ſich ſelbſt in das Elend geſtürzt hat, tröſtet ſich auch damit. „Gut Ding will Weile haben; Rom iſt nicht in einem Tage gebaut,“ ſind treffliche Regeln für Hitzköpfe, die alles übereilen; aber die Müßiggänger bedienen ſich ihrer noch lieber. „Noth bricht Eiſen,“ hat ſchon mancher Dieb auf ſich angewendet, um ſein Vergehen zu entſchuldigen. Andere ſind ganz falſch und befördern Unſittlichkeit. Wer z. B. die Sprüchlein: „Umſonſt iſt der Tod,“ „Brätſt du mir die Wurſt, ſo löſch ich dir den Durſt,“ aufbrachte, hätte entweder eine niedrige Seele, die es mit der Moral nicht genau nahm, oder wollte nur ſcherzen.

Verſchiedene Prediger in unſern Zeiten pflegen öfters über Sprüchwörter ganze Vorträge zu halten; auch ſind ſchon mehrere Predigtſammlungen dieſer Art im größern Publikum erſchienen. Die Sache iſt meines Erachtens ſehr nutzbar, nur glaube ich, daß es nicht zu oft, wenigſtens nicht oft hinter einander,

geschehen dürfe, indem das Interesse daran verloren gehen möchte. Wählt der Prediger nur die sonderbarsten aus, so wird der Vortrag für den Zuhörer mehr eine Sache der Neugier, als des religiösen Interesse. Am besten wird es seyn, wenn mitten in Vorträgen dieses und jenes Sprüchwort angewendet, oder der Gehalt der zweydeutigen genauer untersucht und bestimmt wird. Gesetzt es spricht ein Prediger davon, daß man bey seinen Handlungen nach eigner besten Ueberzeugung zu Werke gehen, die Vorschriften und das Beyspiel Jesu zu Rathe ziehen, mithin nicht von Urtheilen und Meinungen anderer Menschen abhangen müsse; so hat er Gelegenheit genug, auch so viel falsche Grundsätze und Lebensregeln, die zu Sprüchwörtern geworden sind, in so weit zu prüfen, als die Gränzen seines Vortrags ihm gestatten. Die niedrigen und platten, deren ich zuvor einige erwähnt habe, wird er schicklicher Weise übergehen.

Noch etwas über den Gebrauch des Alten Testaments bey dem Volksunterrichte. Viele moralische Vorschriften sind dort in einer bestimmtern und stärkern Sprache ausgedrückt, als im Neuen Testamente, ein Umstand, der bey dem Jugendunterrichte sowohl, als auf der Kanzel sehr in Betrachtung kommt. „Warum sollen wir, heißt es, Stellen, worin Handlungen theils geboten theils verboten worden, oder auch Beweggründe dazu aus dem Alten Testamente entlehnen, da wir die vollkommnere Sittenlehre Jesu

Leuten, die Korn von ihm kauften, mit einem kleinern Scheffel gemessen hat. Man bemerke bey der Unredlichkeit Jacobs gegen seinen Vater lieber dieses, daß ihm in der Folge seine eignen Kinder viel Herzeleid verursacht, und er das zum Theil an seinem Vater mit verschuldet habe, so wird man auch eine solche Geschichte lehrreich machen. Man hüte sich ja, dem David es zu einem großen Verdienst anzurechnen, — was ich mehrmals gehört habe — daß er seine Sünden innig bereut und einen so schönen Bußpsalm verfertigt habe. „Den Psalm, wird mancher Bauer denken, bete ich Gottlob! selbst allemal, wenn ich zur Beichte gehe, und die sechs übrigen Bußpsalmen dazu, und hoffe, so auch selig zu werden.“ Ist es denn das mindeste Verdienst, wenn ein Ehebrecher und feiger Mörder endlich empfindet, daß er schwer gesündigt hat und Gewissensangst darüber empfindet? Der Quell seiner Buße wollte ja nicht einmal von selbst fließen, hätte Nathan nicht Kunstmaschinen angebracht. Dieser Umstand giebt zu ganz andern Betrachtungen Veranlassung. Es dürfte überhaupt sehr gut seyn, wenn Prediger zuweilen, statt der Perikopen, über die sich manche erschöpft haben, Geschichten der Art aus dem Alten Testamente wählten. Wie vieles würde sich da sagen lassen, was weit in das häusliche Leben eingriffe! Wie trefflich würden die erzählten Thatsachen und die Charaktere der handelnden Personen so manche heilsame Wahrheit erläutern, vorausgesetzt, daß der Prediger den Menschen studirt hat, und mit den

Bedürfnissen und moralischen Mängeln seiner Zuhörer genugsam bekannt ist. Als Fingerzeig gegen falsche Anwendung biblischer Beyspiele mag dieß genug seyn. *)

Der Gebrauch der Bibel bey dem Volksunterrichte ist, wie bekannt, mannigfaltig. Es gehört aber eben so viel Studium der Menschen, mit denen man zu thun hat, als Kenntniß des Inhalts jener Religionsurkunden dazu, um sie zweckmäßig zu gebrauchen. Ohne das Letztere wird der Lehrer selbst im Finstern tappen; ohne das Erstere nichts fruchtbares sagen. Daß aus dem Neuen Testamente wesentlich, was zum Volksunterrichte sich eignet, geschöpft werden müsse, bezweifelt niemand. Aber warum sind manche Prediger in unsern Zeiten so sehr gegen das Alte? „Es wird oft gemißbraucht.“ Diesem Uebel muß aber vorgebeugt werden; und dazu gehört Einsicht und Amtsklugheit. Wird das Alte Testament, es sey auf der Kanzel, oder bey dem Schulunterrichte, nicht mit gehöriger Auswahl, wie sich von selbst versteht, benutzt, so entsteht ein Mangel, der schwer zu ersetzen seyn möchte. Die Jugend verliert ein treffliches Bildungsmittel zur Humanität. Die Mannigfaltigkeit der lehrreichen Geschichten verringert sich. Eine Menge schöner Gnomen und Sentenzen, die für das ganze Leben

*) Die Disputation vom Herrn D. Wolf in Leipzig: De exemplis biblicis caute adhibendis ist hier sehr zu empfehlen.

Bey Lesung des A. T., dieß will ich sehr gern zugeben, erheben sich in dem gemeinen Manne sowohl, als in dem gebildetern mitunter Zweifel, über und an historischen Thatsachen. Sie entstehen aber auch bey dem Neuen; und sonach ist die Vorkehrung, dem Bauer wenig oder nichts aus dem A. T. bekannt werden zu lassen, unnütz. Soll der gemeine Mann an gar nichts zu zweifeln veranlaßt werden; so muß man verhindern, daß er schlechterdings nicht denke; außerdem ist es unmöglich. Zweifel, wenn sie zu einem gewissen Grade sich erheben, sind Wehen, welche vorbedeuten, daß etwas zum Leben geboren werden soll. Was hat man also so sehr dagegen? Soll lieber alles in den Geistern steril bleiben? Uebrigens ist es auch ein großer Unterschied, an einer Geschichte irre werden, und eine Lehre verwerfen, die wesentlich zur Religion gehört. Zweifel dieser Art sind aber bey dem gemeinen Manne nicht so gefährlich, als manche ängstliche Männer glauben. Freylich, wenn sie aus einem verderbten Herzen kommen, so werden sie bedenklich. Es wird Unglaube daraus erwachsen, und das verderbte Herz, welches den Verstand gleichsam zu einem Rabulistendienste verführt hat, um Wahrheiten unsicher zu machen, die ihm lästig sind, wird durch den Unglauben das moralische Gefühl zum Schweigen zu bringen suchen. Aber um Zweifel dieser Art zu heben, muß von moralischer Seite der Gegenangriff gemacht werden; und wird

das Herz gebessert, so kann auch jener Zweck nicht unerreicht bleiben.

Hieraus folgt im umgekehrten Falle, daß der Mensch von bessern Gesinnungen, bey dem der Verstand immer eher für religiöse Wahrheiten empfänglich ist, nicht eben durch die Zweifel an der Geschichte der Religion, an ihr selbst sich wird irre machen lassen; denn er empfindet zu lebhaft, daß sie ihn verständiger, besser und zufriedener macht. Diese geistliche Erfahrung wird jenen Zweifeln schon ihr Gewicht in dem Grade nehmen, daß Glaube, Liebe und Hoffnung nicht Schiffbruch leiden. Er wird über historische Aufgaben, die ihn befremden, sich schon eine Antwort geben, bey der er sich beruhiget. Sie war freylich zuweilen falsch, mitunter auch höchst sonderbar seyn, welches aber wenig oder nichts zu bedeuten hat. Ist, was wir als Gelehrte über manche schwierige Stellen der Schrift zu sagen wissen, am Ende doch auch nur Meinung, und wenn wir zwanzig Kommentatoren darüber nachschlagen, so haben wir oftmals nur eben so viel Ansichten.

Hierzu diene folgendes Beyspiel aus meiner eignen Amtserfahrung. Ein Bauer, der, seiner Moralität nach, unter die besten meines Kirchspiels gehörte, auch nicht aus Gewohnheit, sondern aus reinem Interesse an der Religion, dem Gottesdienste beywohnte, erzählte mir einmal, daß sein Nachbar, als ich in einer Predigt Hiobs gedacht

hätte, einen Zweifel gegen jene Geschichte erhoben habe, weil selbst die Gelehrten nicht einig darüber wären, wo das Land Uz gelegen habe. Ich war begierig zu wissen, was der Referent über Hiobs Geschichte selbst urtheilen möchte. „Ich glaube," fuhr er fort, „durchaus nicht, daß es einen Hiob gegeben hat, dem in Zeit von einer Stunde alles das Unglück widerfahren sey. Ich stelle mir vor, das Buch Hiob ist ein Gleichniß, so drückte sich der Mann aus, so wie der Herr Jesus ein Gleichniß vom reichen Manne, oder vom barmherzigen Samariter erzählt. Diese sind kurze Gleichnisse, und jenes ist ein langes. Was geht es uns an, ob es einen Hiob gegeben hat? Die Lehre, die in dem Buche steckt, die sollen wir merken: „Ein gutes Gewissen haben, und in der Noth Gott vertrauen." Das andere mögen die Herrn Gelehrten mit einander ausmachen; wir Bauersleute können das einmal nicht." Soll ich hinzusetzen, daß ich ihm seinen Glauben gelassen habe? Dieser Mann las zuweilen ein gutes Buch; aber nicht viel. Was er aber las, dazu kehrte er oft wieder zurück, um nicht bloß gelesen zu haben. Predigten von Reinhard waren ihm eine vorzügliche Geistesnahrung, und er freute sich allemal des Sächsischen Landtags, um die Vorträge des Oberhofpredigers bey dieser Gelegenheit zu lesen. Dieß führt mich auf einen verwandten Gegenstand, über den ich in dem nächsten Briefe meine Gedanken mittheilen will.

und klein; denn wer ſolches thut, der iſt dem Herrn ein Greuel.“ Es giebt unter den Landleuten ſowohl, als unter andern Volksklaſſen, Menſchen, die ihre Rechte mit Härte geltend machen, unbarmherzig gegen die Armen, oder ihre Dienſtboten ſind. Es läßt ſich freylich mit beſtimmten Ausſprüchen der Lehre Jeſu und der Apoſtel dagegen ſprechen; es läßt ſich trefflich ausführen, wie unähnlich ein ſolches Verhalten dem Beyſpiele Jeſu ſey. Aber ich bin dennoch überzeugt, daß gewiſſe Stellen aus den Büchern Moſe bey dem rohen Haufen noch mehr wirken werden. Wenn es unter andern dort heißt: „Du ſollſt das Recht des Fremdlings und des Waiſen nicht beugen, und du ſollſt das Kleid der Wittwe nicht zum Pfand nehmen; denn du ſollſt gedenken, daß du ein Knecht in Aegypten geweſen biſt, und der Herr dein Gott dich von dannen erlöſt hat; darum gebiete ich dir, daß du ſolches thuſt.“ — „Wenn du deine Oelbäume haſt geſchüttelt, ſo ſollſt du nicht nachſchütteln; es ſoll des Fremdlingers, des Waiſen und der Wittwen ſeyn, und ſollſt gedenken, daß du ein Knecht in Aegyptenland geweſen biſt; darum gebiete ich dir, daß du ſolches thuſt;“ oder, „Du ſollſt deinen Knecht nicht würgen, denn du ſollſt bedenken, daß du auch ein Knecht in Aegyptenland geweſen biſt; darum gebiete ich dir, daß du ſolches thuſt.“ Wie trefflich geſagt; wie einleuchtend die Motive, „Du biſt auch ein Knecht im Aegyptenlande geweſen,“ wie kraftvoll die Sprache des ehrwürdigen Geſetzgebers! So ſollte man überhaupt dem gemeinen Volke gebieten.

Bey Lesung des A. T., dieß will ich sehr gern zugeben, erheben sich in dem gemeinen Manne sowohl, als in dem gebildetern mitunter Zweifel, über und an historischen Thatsachen. Sie entstehen aber auch bey dem Neuen; und sonach ist die Vorkehrung, dem Bauer wenig oder nichts aus dem A. T. bekannt werden zu lassen, unnütz. Soll der gemeine Mann an gar nichts zu zweifeln veranlaßt werden; so muß man verhindern, daß er schlechterdings nicht denke; außerdem ist es unmöglich. Zweifel, wenn sie zu einem gewissen Grade sich erheben, sind Wehen, welche vorbedeuten, daß etwas zum Leben geboren werden soll. Was hat man also so sehr dagegen? Soll lieber alles in den Geistern steril bleiben? Uebrigens ist es auch ein großer Unterschied, an einer Geschichte irre werden, und eine Lehre verwerfen, die wesentlich zur Religion gehört. Zweifel dieser Art sind aber bey dem gemeinen Manne nicht so gefährlich, als manche ängstliche Männer glauben. Freylich, wenn sie aus einem verderbten Herzen kommen, so werden sie bedenklich. Es wird Unglaube daraus erwachsen, und das verderbte Herz, welches den Verstand gleichsam zu einem Rabulistendienste verführt hat, um Wahrheiten unsicher zu machen, die ihm lästig sind, wird durch den Unglauben das moralische Gefühl zum Schweigen zu bringen suchen. Aber um Zweifel dieser Art zu heben, muß von moralischer Seite der Gegenangriff gemacht werden; und wird

das Herz gebessert, so kann auch jener Zweck nicht unerreicht bleiben.

Hieraus folgt im umgekehrten Falle, daß der Mensch von bessern Gesinnungen, bey dem der Verstand immer eher für religiöse Wahrheiten empfänglich ist, nicht eben durch die Zweifel an der Geschichte der Religion, an ihr selbst sich wird irre machen lassen; denn er empfindet zu lebhaft, daß sie ihn verständiger, besser und zufriedener macht. Diese geistliche Erfahrung wird jenen Zweifeln schon ihr Gewicht in dem Grade nehmen, daß Glaube, Liebe und Hoffnung nicht Schiffbruch leiden. Er wird über historische Aufgaben, die ihn befremden, sich schon eine Antwort geben, bey der er sich beruhiget. Sie war freylich zuweilen falsch, mitunter auch höchst sonderbar seyn, welches aber wenig oder nichts zu bedeuten hat. Ist, was wir als Gelehrte über manche schwierige Stellen der Schrift zu sagen wissen, am Ende doch auch nur Meinung, und wenn wir zwanzig Kommentatoren darüber nachschlagen, so haben wir oftmals nur eben so viel Ansichten.

Hierzu diene folgendes Beyspiel aus meiner eignen Amtserfahrung. Ein Bauer, der, seiner Moralität nach, unter die besten meines Kirchspiels gehörte, auch nicht aus Gewohnheit, sondern aus reinem Interesse an der Religion, dem Gottesdienste beywohnte, erzählte mir einmal, daß sein Nachbar, als ich in einer Predigt Hiobs gedacht

hatte, einen Zweifel gegen jene Geschichte erhoben habe, weil selbst die Gelehrten nicht einig darüber wären, wo das Land Uz gelegen habe. Ich war begierig zu wissen, was der Referent über Hiobs Geschichte selbst urtheilen möchte. „Ich glaube," fuhr er fort, „durchaus nicht, daß es einen Hiob gegeben hat, dem in Zeit von einer Stunde alles das Unglück widerfahren sey. Ich stelle mir vor, das Buch Hiob ist ein Gleichniß, so drückte sich der Mann aus, so wie der Herr Jesus ein Gleichniß vom reichen Manne, oder vom barmherzigen Samariter erzählt. Diese sind kurze Gleichnisse, und jenes ist ein langes. Was geht es uns an, ob es einen Hiob gegeben hat? Die Lehre, die in dem Buche steckt, die sollen wir merken: „Ein gutes Gewissen haben, und in der Noth Gott vertrauen." Das andere mögen die Herrn Gelehrten mit einander ausmachen; wir Bauersleute können das einmal nicht." Soll ich hinzusetzen, daß ich ihm seinen Glauben gelassen habe? Dieser Mann las zuweilen ein gutes Buch; aber nicht viel. Was er aber las, dazu kehrte er oft wieder zurück, um nicht bloß gelesen zu haben. Predigten von Reinhard waren ihm eine vorzügliche Geistesnahrung, und er freute sich allemal des Sächsischen Landtags, um die Vorträge des Oberhofpredigers bey dieser Gelegenheit zu lesen. Dieß führt mich auf einen verwandten Gegenstand, über den ich in dem nächsten Briefe meine Gedanken mittheilen will.

Fünfter Brief.

Ich habe schon in der ersten Korrespondenz *) es dem Prediger zur Pflicht gemacht, dem Bauer mitunter ein gutes Buch, unter andern auch das Zeitungslesen zu empfehlen. Ich finde, daß über diesen Gegenstand mancherley nachzuholen ist, wovon ich glaube, daß es beherzigt zu werden verdient.

Das Bücherlesen hat sich in unsern Zeiten über alle Stände und Volksklassen verbreitet; es ist bey einer größen Menge ein Luxus des Geistes daraus geworden; und so wie die Ueppigkeit im Allgemeinen sich auch in die Häuser der Landleute theils eingeschlichen hat, theils mit Gewalt eingedrungen ist; eben so verhält sichs mit dieser Art der Verfeinerung. Auch die Landleute lesen an verschiedenen Orten (allgemein ist es noch nicht) mehr, als ihre Vorfahren. Dieß ist an und für sich nicht zu tadeln, vielmehr lobenswerth. Denn warum soll sich diese Menschenklasse nicht auch von der niedrigsten Stufe der Geisteskultur, auf der sie bisher gestanden hat, zu einer menschlichern erheben, so weit das ohne Vernachlässigung ihrer Geschäfte geschehen

*) Band 1. Sechzehnter Br. S. 168 — 202.

kann? Es lernt doch gewiß der Bauer dadurch mehr denken und reflektiren, seine Gedanken anhaltender auf einen Gegenstand richten; er wird mit der Sprache bekannter, lernt die Vorträge des Predigers leichter verstehen, wird von manchen rohen Gesellschaften zurückgehalten; die nützlichen Kenntnisse, die er in Religion, Sittenlehre, praktischer Lebensklugheit, selbst in ökonomischen Gegenständen, sich erwerben kann, mancher sich wirklich erwirbt, nicht gerechnet, und deren Einfluß auf das praktische Leben, und auf ein angenehmeres Gefühl von Existenz sehr bedeutend ist. Ich weiß wohl, es giebt Menschen von so vornehmer Inhumanität, die ein mächtiges Aergerniß daran nehmen, wenn das Bauernthier, was es in ihren Augen wohl seyn muß, es auch wagt, ein Buch zu lesen. „Die Landleute müssen über ihren Kreis nicht hinausgehen. Die Aufklärung ist dieser Volksklasse sehr nachtheilig. Sie vernachlässigt dabey nur ihre Geschäfte. Die Bauern füllen ihre Köpfe mit falschen Begriffen an; sie werden widerspenstig gegen die Obrigkeiten" — ja ja, wir hören es schon: Revolutionen sind unvermeidlich!

Es ist nicht wahr, daß eine vernünftige Lektüre, die in gehörigen Schranken bleibt, diesen Menschen nachtheilig sey. In der Gegend, in welcher ich lange gelebt habe, fand ich, nach vielen, oft wiederholten Beobachtungen, immer die besten, gesittetsten Menschen und Unterthanen, die ehrbarsten

Hausväter und überlegensten Oekonomen unter denen, die zuweilen ein nützliches Buch lasen. Das Grobzeug, welches bey allen Excessen und Schlägereyen in Bierhäusern an der Spitze stand, die unzüchtigsten Reden führte, auf dem Felde und in Gärten arbeiten, wo sie nicht gesäet hatten, ihre Kinder aufwachsen liessen, wie junge Kuraiben, am unfleißigsten in die Kirche gingen, bey Frohnen auf Rittergütern am lässigsten arbeiteten, die Bettler, die aus gänzlicher Abneigung gegen Arbeit, und gleichgültig gegen Ehre und Schande, von ihren thätigen Mitbürgern gefüttert zu werden forderten, und dem Lande eine wahrscheinlich noch schlimmere Nachkommenschaft hinterließen, hatten sich wahrhaftig nicht durch Lektüre verdorben. Was soll, was in aller Welt! kann auch an dem Bauer verdorben werden, wenn er zu seiner Unterhaltung, oder zum Unterrichte, ohne darüber seine Geschäfte zu vernachlässigen — ein Fall, der nur selten vorkommen dürfte — ein nützliches Buch liest? Man müßte dann glauben, das Verständigerwerden sey ihm nachtheilig. Ist das, so muß man konsequenter verfahren. Der Bauer darf schlechterdings mit seinem Pfarrer nicht sprechen, weil er Gefahr läuft, aus dessen Unterhaltung eine vernünftige Idee mit nach Hause zu bringen. Der Kalender, den er brauchen darf, muß mit allen den Hexen- und Gespenstergeschichten angefüllt bleiben, die sein Großvater schon darin gelesen hat. Kurz, man müßte, wo möglich, verhindern, daß er von keinem kultivirten Menschen irgend etwas vernünfti-

über zu geben, oder zu entscheiden: dies eignet sich für den Bauer, jenes nicht; dieses versteht er, jenes nicht, hieße ebenfalls zu weit gehen. Es giebt fähige Köpfe unter der Menge — freylich ist die Zahl klein — die auch wohl ein Buch über Naturlehre, oder Staatswirthschaft verstehen; aber auch wieder solche, denen sogar das leichteste Buch die größte Anstrengung kostet — diese Anzahl ist die weit größere. Von solchen, die ganz roh von Jugend an geblieben sind, auch wohl nicht einmal richtig lesen können, und ehe sie bey einem Satze an das Prädikat kommen, das Subjekt schon vergessen haben, weil sie nie zu einiger Aufmerksamkeit gewöhnt wurden, ist hier gar nicht die Rede. Was ich glaube, daß dem Bauer nützlich seyn könne, sind politische Zeitungen *), eine und die andere Sammlung guter Predigten, Schriften über populäre Sittenlehre, in der Manier wie die von Basedow für alle Stände, ein gutes Andachtsbuch zum Hausbedarf, um Schmolkens, Heinrich Müllers und Konsorten elende Schriften, die auf den Dörfern von Familie zu Familie fortgeerbt sind, zu verdrängen, irgend ein Buch über vaterländische Geschichte, gute ökonomische, welche den Bauer veranlassen, seine eigenen Erfahrungen zu prüfen, und mit einem gewissen Selbstdenken bey seinen Geschäften zu verfahren; dieß wäre vielleicht eine Encyklopädie

*) Meine Gedanken darüber habe ich B. 1. S. 200. 201. dargelegt.

pädie für den Landmann, wobey es denn allemal darauf ankommt, wofür die einzelnen Individuen das lebhaftere Interesse haben. Für gute Kalender — deren wir mehrere schon besitzen — in welchen der Aberglaube des gemeinen Volks widerlegt wird, sollte von Jahr zu Jahr angelegentlich gesorgt werden. In einem Buche der Art läßt sich auch ein gemeinnütziger Unterricht z. B. in geographischer und astronomischer Rücksicht beybringen, der dem Bauer nützlich werden kann. Reizt die Neigung einen ausgezeichneten Kopf unter ihnen zur Lektüre von Büchern, die angestrengteres Nachdenken erfordern; man wird ihn nicht hindern dürfen, weil man kein Recht dazu hat. Will er den Versuch z. B. mit Reimarus Betrachtungen über die natürliche Religion, oder mit einem Werke von Bonnet machen — der Fall dürfte nur selten vorkommen —; er versuche es immerhin!

Der Prediger kann und soll, so weit sein Einfluß reicht, zu einer zweckmäßigen Lektüre bey seinen Kirchkindern mitwirken. Nur stehende Lesegesellschaften muß er nicht anordnen wollen. Auf der einen Seite wird das schon eine Art von Zwang, der bey der Geistescultur nicht zum Zweck führt; auf der andern möchten manche Mitglieder der Gemeinde wohl nur aus Eitelkeit dazu treten, und der Nutzen würde wegfallen. Ueberhaupt glaube ich, daß der Prediger nichts ausrichten würde, wenn er sich vornehmen wollte, auf diese Weise Lektüre unter seinen

zu nennen, oder so davon zu sprechen, daß es verrathen wird. Die Neugier danach möchte vielleicht in einem hohen Grade dadurch aufgeregt werden. Dazu kommt dieses: Man kann vor Leib- und Lebensgefahr in vielen Fällen mit sichrem Erfolg warnen; aber was Geistesgefahren anlangt, so wird vielmals der Muth, sich darein zu begeben, um so lebhafter, je größer die Gefahr geschildert wird; denn die meisten Menschen trauen sich mehr Verstand und Kraft zu, sie zu überwinden, als sie eigentlich besitzen. Auch ist es manchem sehr willkommen, von einem Buche zu hören, worin Religionswahrheiten verdächtig gemacht, oder verworfen werden, weil er einen Sachwalter zur Vertheidigung seiner Immoralität bedarf. Kann der Prediger im Privatumgange, wenn er eben erfährt, daß ein Buch der Art gelesen wird, davor warnen — wiewohl er es selten erfahren wird — so benutze er diese Gelegenheit. Er wird hier Zeit haben, in das Detail zu gehen, Zweifel zu beantworten, falsche Räsonnements zu widerlegen. Denn hat der Bauer einmal etwas der Art gelesen, und es hat Eindruck auf ihn gemacht; so ist es mit bloßem Warnen, oder Verwerfung des Buchs, ohne Gründe, nicht gethan. Man muß auch dem Bauer gestatten, seine Zweifel offen darzulegen, und dann mit Bestimmtheit darauf antworten. Es wird sich zuweilen dabey offenbaren, daß die seichtesten Gründe mehr Eindruck gemacht hatten, als die tiefer eingehenden. Diese müssen dann beantwortet werden. Auf der Kanzel, in einem zusam-

den waren, so fiel sie an den Gerichtsherrn, und der Bauer erzahlte sie mit einigen hundert Thalern. Mehrere Parochisten erzählten mir mit Verwunderung und Befremden diesen Vorfall. „So geht es euch," antwortete ich; „wenn ihr mitunter ein Buch läset, so würdet ihr Dinge der Art wissen." Nun schlug ich ihnen in Justs, genannter Schrift die Stelle von der weiblichen Gerade und dem männlichen Heergeräthe auf, und las sie ihnen vor. „So ein Büchelchen ist zu gebrauchen," war die Antwort, und in wenig Wochen gaben mir funfzehn von ihnen den Auftrag, ihnen ein Exemplar zu verschreiben. Mich einer hätte es wahrscheinlich gekostet, wenn ich nicht den genannten Vorfall benutzte.

Nun trift aber eine andere Frage ein: Wie läßt sichs verhüten, daß dem Bauer keine Schriften in die Hände gerathen, die ihm Zweifel an der Religion erwecken könnten? Es giebt dreyerley Mittel dagegen, wiewohl sie alle drey bedenklich sind, eins davon sogar nicht einmal recht ist. Das erste wäre öffentliche Warnung davor; das zweyte, ausdrückliches Verbot der Obrigkeit; das dritte, gewaltsames Wegnehmen. Es ist bedenklich, vor Schriften wider die Religion auf der Kanzel mit Nachdruck zu warnen, weil oft die Zuhörer dadurch erst aufmerksam auf Brochüren gemacht werden, die ihnen vielleicht ganz unbekannt geblieben wären. Noch bedenklicher wird es, wider ein bestimmtes Buch von obiger Gattung zu reden, es entweder ausdrücklich

zu nennen, oder so davon zu sprechen, daß es verrathen wird. Die Neugier danach möchte vielleicht in einem hohen Grade dadurch aufgeregt werden. Dazu kommt dieses: Man kann vor Leib- und Lebensgefahr in vielen Fällen mit sicherm Erfolg warnen; aber was Geistesgefahren anlangt, so wird vielmals der Muth, sich darein zu begeben, um so lebhafter, je größer die Gefahr geschildert wird; denn die meisten Menschen trauen sich mehr Verstand und Kraft zu, sie zu überwinden, als sie eigentlich besitzen. Auch ist es manchem sehr willkommen, von einem Buche zu hören, worin Religionswahrheiten verdächtig gemacht, oder verworfen werden, weil er einen Sachwalter zur Vertheidigung seiner Immoralität bedarf. Kann der Prediger im Privatumgange, wenn er eben erfährt, daß ein Buch der Art gelesen wird, davor warnen — wiewohl er es selten erfahren wird — so benutze er diese Gelegenheit. Er wird hier Zeit haben, in das Detail zu gehen, Zweifel zu beantworten, falsche Räsonnements zu widerlegen. Denn hat der Bauer einmal etwas der Art gelesen, und es hat Eindruck auf ihn gemacht; so ist es mit bloßem Warnen, oder Verwerfung des Buchs, ohne Gründe, nicht gethan. Man muß auch dem Bauer gestatten, seine Zweifel offen darzulegen, und dann mit Bestimmtheit darauf antworten. Es wird sich zuweilen dabey offenbaren, daß die seichtesten Gründe mehr Eindruck gemacht hatten, als die tiefer eingehenden. Diese müssen dann beantwortet werden. Auf der Kanzel, in einem zusam-

zusammenhängenden Vortrage, ist dieses weder ausführbar, noch zweckmäßig. Als ich in Leipzig studirte, widerlegte ein damaliger Magister legens, zwey Sonntage hinter einander, in der Universitätskirche, die Wolfenbüttler Fragmente; und der ersprießliche Erfolg davon war, daß sie nun von einer Menge Kaufmannsburschen, auch Schneidern und Marktheifern gelesen wurden. Das wirksamste Antidoton, welches gegen die, der Religion gefährlichen, Schriften auf der Kanzel gegeben werden kann, wird, meines Erachtens, immer darin bestehen: die Wahrheiten des Christenthums mit Deutlichkeit und Kraft vorzutragen, und das Anwendbare auf das praktische Leben, auf Beruhigung und frohe Hoffnung, nie aus den Augen zu lassen.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß das zweyte genannte Mittel eben so bedenklich ist, als das erste. Man verbietet Bücher, konfiscirt sie; und was hilft es? Ehe die Bücherkommission erscheint, und die Exemplare wegnimmt, ist gemeiniglich ein Theil schon verkauft, oder an einen Ort geschafft, wohin die Kommission nicht kommt, und das konfiscirte Buch findet nun desto mehr Leser. Daß man auch manches konfiscirt, was man nur widerlegen sollte, wer weiß das nicht?

Das dritte Mittel wäre endlich: Bücher, die die Religion bestreiten, in den Häusern aufsuchen und wegnehmen zu lassen. Ein widerrechtliches Verfah-

ren, deſſen ſich nicht einmal die katholiſche Kirche, in den finſtern Zeiten vor der Reformation, ſchuldig gemacht hat!

Aber ſoll der Staat gar keine Aufſicht über Schriften haben, die ſeinen Unterthanen zur Lektüre gegeben werden? Davon nachher. Zuvor bemerke ich noch dieſes, daß man nicht zu ängſtlich ſeyn darf, wenn Bücher gegen die Religion, auch in die Hände gemeiner Leute, gerathen. Iſt der Bauer ein moraliſch guter Menſch; ſo wird dieſer Sinn ihm ſchon leichter bey Einwürfen und Zweifeln durchhelfen, als manchem Gelehrten ſeine Kenntniſſe und die Bekanntſchaft mit allen Vertheidigern der Religion. Hat er frühzeitig den Glauben gefaßt, daß die Bibel göttliche Belehrung enthalte, ſo wird ſich dieſe Zuverſicht hier ganz beſonders ſiegreich bewähren. Der Bahrdtiſche Roman von Jeſu *) wird ihn in ſeinen Ueberzeugungen eben nicht wankend machen. Die geheimen Verbindungen, die Kunſtſtücke mit ſeltſamen arcanis, die Jeſus von ſeinen Reiſen in Perſien und Aegypten mitgebracht haben ſoll, wird der unbefangene Bauer geradezu für Lügen erklären, weil er nichts davon in ſeiner Bibel gefunden hat. Unter meinen ehemaligen Kirchkindern befand ſich ein Landmann von lebhaftem Geiſte, und von wenig Kenntniſſen in der Religion, aber von edlem Herzen und guten Sitten, die er

*) Briefe über die Bibel im Volkstone.

auch im Soldatenstande, als Jüngling, rein erhalten hatte. Es besucht ihn ein naher Anverwandter, der als Handwerksbursch viele Städte durchwandert, und, außer seinen verderbten Sitten, auch ein Systemchen Afterweisheit mit zurückgebracht hatte. Dieser Mensch macht seinem Vetter Ausstellungen gegen Vorsehung, zukünftiges Leben, und andere wichtige Religionswahrheiten. Der ehrliche Bauer antwortet, das Geschwätz sey nicht wahr, und da er nicht weiter kam, fängt er an zu schimpfen: „Warte nur, du Flaus, nach Tische kommt mein Bruder, der hat mehr in der Schule gelernt, als ich, und versteht die Schrift gut, der soll dir schon antworten!“ Dieser Vorfall ist mir sehr treu referirt worden. Doch ich kehre zu dem Obigen wieder zurück.

Soll der Staat darüber wachen, daß seinen Bürgern keine unmoralischen, frechen, unzüchtigen, Religion und Tugend lästernden Schriften in die Hände kommen? So viel in seiner Gewalt steht, allerdings. Jeder Staatsbürger hat zwar das Recht, sollte es wenigstens haben, Wahrheiten aller Art freymüthig zu untersuchen, und seine Gedanken darüber öffentlich mitzutheilen. Enthält sein Buch Irrthümer des Verstandes; so werden ihn Männer von tiefer eindringendem Scharfsinn, oder gereiftern Kenntnissen schon widerlegen, wenn anders seine Schrift der Widerlegung werth ist. Aber er hat kein Recht, durch leichtsinnige oder unsittliche Schrif-

ten die Religiosität seiner Mitbürger zu schwächen, und ihre Sitten zu verderben; denn er vergreift sich an dem, was dem Menschen, als Menschen, heilig seyn muß, und die Bande des Bürgervereins am sichersten zusammenhält. Warum sind hierin die Bevollmächtigten des Staats, die Censoren, nicht strenger, da sie doch in manchen andern Fällen, wo sie es nicht nöthig hätten, wohl ein Uebriges thun? Ein leichtfertiger, Sitten verderbender Roman z. B. sollte gar nicht gedruckt werden. Freylich mag mancherley in Winkeldruckereyen, ohne Censur, in das Publikum gefördert werden. Aber ein Verbrechen der Art verdiente die schärfste Ahndung.

Es giebt jetzt fast in dem kleinsten Provinzialstädtchen eine Leih- und Lesebibliothek; *) die meistentheils nur aus einem Zusammenfluß vom Unrathe der Literatur besteht. Bauern aus nahe gelegenen Dörfern werden auch zuweilen versucht, sich Geistesnahrung daher zu holen. Die Industrie der Verleiher versteht das Handwerk, und weiß den Bauern Lesereyen zu empfehlen, wovon sie glauben, daß sie gefallen, abentheuerliche Geschichten voll plumper Brutalität, Gemälde grober Ausschweifungen, Geister- und Diebsgeschichten u. d. m. Stadt-

*) Eingreifend ist das, was der treffliche Reinhard gegen die Leihbibliotheken, die unter keiner Aufsicht stehen, in der Predigt beym Schlusse des Landtags in Churſachsen 1805. S. 32. f. gesagt hat.

räthe ſollten ſtrengere Aufſicht über dieſe Leſebuden führen, deren ſchleichende Gifte das moraliſche Leben tödten, die beſſern Fähigkeiten in ihrer Entwickelung aufhalten, oder dem geraden Menſchenverſtande eine ſchiefe Richtung geben. Entweder, man iſt gleichgültig gegen die Sittlichkeit ſeiner Mitbürger, oder hat zu wenig Einſicht von dem Nachtheile, den ſolche Schriften hervorbringen, und meint, weil der Leſer nicht nach Endigung des letzten Blattes gleich ein Dieb, ein Verführer der Jugend, ein Aufrührer, oder ein Tollhäusler wird, ſo möchte eine ſolche Lektüre nicht ſchaden, glaubt wohl gar, wenn nur geleſen werde, ſo ſey es ſchon heilſam, denn es trage ja zur Aufklärung bey! Ich dächte, man ſehe es deutlich genug in Städten, was die unnütze Leſeſucht, beſonders der elenden Romane, und was alles in dieſe Klaſſe gehört, ſeit einigen und zwanzig Jahren für Schaden angerichtet hat, wie Müßiggang, phantaſtiſche Einbildungen von menſchlicher Glückſeligkeit, falſche Anſichten von der bürgerlichen Geſellſchaft, Abneigung gegen ernſte Geſchäfte, ſchwärmeriſche Denk- und Empfindungsart, Sünden einer üppig ſchwelgenden Einbildungskraft, Leichtſinn, Hang zur Unabhängigkeit, die in der Reihe der Dinge nicht möglich iſt, lockere Grundſätze im Betreff ſinnlicher Liebe, falſche Perſpektiven der Laſter, u. ſ. w. die verderblichen Folgen davon geweſen ſind, es immer noch ſind! Wer berechnet alles das Uebel von mancherley Art, welches ſeit der Zeit, da die Schulknaben um Mil-

schen schauderhaft geschildert, der manchen wackern Gelehrten aus dieser Kategorie rein ausgepfändet, und so in Verzweiflung gebracht hat, daß er, um sich zu retten, entweder den Strick oder die Feder ergreifen mußte, drängen und treiben immerfort eine Menge jener preiswürdigen Männer zur Ausübung dieses Handwerks. Sie finden auch Arbeit. Das Publikum von so uneingeschränkter Toleranz läßt sich ihre Fabrikate gefallen. Gewisse Buchhändler, die dem rohen Geschmacke des niedrigsten Theils der Nation fröhnen, und ökonomisch ihn zu benutzen wissen, helfen dem Genie solcher Autoren rühmlichst fort, und machen Bestellungen auf Werke, wobey sie gleich selbst etwas Bibelspott, Rothzüchtigungen und Pasquille kontrahiren, um den Meisterwerken bey ihrem Publikum desto leichtern Absatz zu verschaffen. Er dauert freylich nicht über ein Jahr; sie sinken um zwey Drittheile im Preise, so wie die Heringe von zehen Monaten; aber sie vertreiben sich doch und stiften Unheil, bis die nächste Messe wieder neue Tonnen eröffnet. Wer kennt nicht, wenigstens aus den gelehrten Zeitungen, die Arbeiten so vieler unsrer Papier- und Sittenverderber? Ich nenne sie hier nicht. Längst schon sind ihre Namen an den Galgen geschlagen, wohin sie gehören. Möchte ihnen die Obrigkeit, statt der Feder, nur etwas solideres in die Hände geben! Die Städte, je volkreicher sie sind, haben von dem Einfluß dieser Romanenepidemie gelitten. Laßt es

nicht dahin kommen, ihr alle, die ihr es mit verhindern könnt, daß auch die

— rusticorum mascula —
Proles, Sabellis docta ligonibus
Versare glebas, et severae
Matris ad arbitrium recisos
Portare fustes

von dieser Ansteckung befallen werde. —

Sechster Brief.

Ich gehe zur Beantwortung eines wichtigen Punkts in einem Ihrer Briefe fort. Er betraf den Religionsindifferentismus.

Jedoch, es sey mir erlaubt, mich zuvor über den Begriff desselben mit Ihnen zu verständigen. Sie klagen, daß der Indifferentismus in der Religion auch auf dem Lande sich häufig zeige; und Prediger haben allerdings Ursache, ihm, so viel in ihren Kräften steht, entgegen zu arbeiten.

Zuerst ist hierbey ein Unterschied zwischen moralischer Gleichgültigkeit und Indifferentismus zu machen. Die erstere ist oft nur momentan, und jeder Mensch wird sich wohl an kürzere oder längere Zeitpunkte erinnern, wo er eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Religion empfand, ohne daß er sich eben die Gründe aus einander setzen konnte, oder untersuchen mochte, woher jene Gleichgültigkeit entstanden sey. Hierbey kann immer noch ein theoretischer Glaube an religiöse Wahrheiten, und Achtung für das Ganze der Religion statt finden. Aber diese Achtung ist zuweilen, aus subjektiven Ursachen im Menschen, so lau, daß das Herz keinen Antheil daran nimmt. Je nachdem zuvor genannte Ursachen zu wirken auf-

hören, tritt auch das Herz wieder in seine Rechte, und die Gleichgültigkeit verschwindet. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß aus der Gleichgültigkeit leicht Indifferentismus werden kann, wenn das Subjektive im Menschen, welches jene hervorbrachte, zu anhaltend ist. Es kann Sinnlichkeit, es können andere Leidenschaften, oder sonst ein Verderbniß des Herzens dabey zum Grunde liegen. Der daher entstehende Indifferentismus wird immer etwas theoretisches, sey es so viel, oder so wenig, als es wolle, mit annehmen. Er wird nicht bloß Sache des Herzens, sondern auch des Verstandes seyn, weil jenes diesen, durch die immerwährende gegenseitige Wechselwirkung auf einander, in sein Interesse gezogen hat. Der Mensch sieht sich dabey nach Gründen um, um für sein Individuum den Ausspruch thun zu dürfen, daß auf Religionswahrheiten nicht viel ankomme. Es ist dieß eine schlimme Gemüthsverfassung, weil gemeiniglich ein unterdrückter moralischer Sinn, oder unordentliche Leidenschaften dabey zum Grunde liegen. Dieser Indifferentismus scheint mit zu dem Geiste des Zeitalters zu gehören. Ja, man kann sagen, er gehört zur Schande des jetzt lebenden Geschlechts. Der entschiedene Unglaube, wenn er nicht aus dem Herzen, sondern aus irre geleitetem Verstande hervorgegangen ist, steht weit über diesem Indifferentismus. Nicht bloß in frivolen Cirkeln, an den Versuchungsörtern der Wollust und der sinnlichen Ausschweifungen herrscht er; er zeigt sich überall im bürgerlichen und häuslichen Leben.

Doch ich will jetzt nur seine Beschaffenheit und nähere Verwandtschaft untersuchen.

Nicht immer entkeimt er dem Herzen zuerst, sondern der Verstand hat je zuweilen mit seinen Operationen den Anfang dazu gemacht, und er ist sonach Skepticismus. Hier muß denn nun wieder ein Unterschied zwischen dem Zweifelgeiste des Scharfsinns und demjenigen gemacht werden, der in der Seele nicht würde haben Platz nehmen können, so fern ein höherer Grad des Scharfsinns vorhanden gewesen wäre. Ein Geist von der erstern Klasse, der in Untersuchung des Wahren, frey von dem Einfluß aller Autoritäten, tief in die Sache eingeht, und bey den Weisen aller Zeitalter eine Menge einander widersprechender Meinungen und Urtheile darüber entdeckt, so daß der Verstand in eine Art von Verlegenheit geräth, welchen Urtheilen er Beyfall geben soll, kann leicht in den Skepticismus fallen. Jeder Forschende, der etwas in der Aufgabe bejahet oder verneint, stützt sich auf subjektive Vernunftgründe. Und wo ist, denkt der Skeptiker bey sich selbst, ein höheres Tribunal, als die Vernunft, von dem ich den endlichen Ausspruch erwarten könnte? Dieses höchste Tribunal entscheidet, wie die Erfahrung lehrt, für jeden. Er geht weiter, und untersucht sowohl die Fähigkeit der Vernunft zu entscheiden, als ihre Befugniß dazu, und entdeckt wieder, daß die Vernunft Richter in ihrer eignen Sache ist. Er kommt auf den Punkt, wo es ihm einzuleuchten scheint, daß Grün-

Gründe und Gegengründe einander gleich sind. Der Skepticismus, der weder für noch wider die Aufgabe, die nicht durch sinnliche Erfahrung auszumachen ist, entscheidet, *) nimmt nun in dem Gemüthe Platz. Daß bey einer solchen Geistesstimmung der Mensch alle Religion überhaupt, mithin auch geoffenbarte, bezweifeln könne, bedarf keiner Erinnerung, wiewohl man jedoch Beyspiele hat, daß der scharfsinnige Denker, bey seinem entschiedenen Zweifelgeiste, noch den Glauben an Offenbarung erhalten hatte, wie z. B. der Pater Hüet, der in seinem bekannten Buche: De la foiblesse de l'Esprit humain, immer auf den Glauben an die Offenbarung zurückweist. Dem Zweifelgeiste dieser Art fehlt meines Erachtens nichts weiter, als daß er noch einige Schritte weiter fortgeführt wird, bis auf den

*) Dieß ist die bekannte ἐποχὴ der alten Pyrrhonisten, welche sich auf das τὸ, παντὶ λόγῳ λόγον ἴσον ἀντικεῖσθαι, gründet. v. Sextus Empiric. Hypotyp. Pyrrh. I. 6. p. 4. (ed. Fabric.) Ἀπὸ γὰρ τούτου, fährt Sextus fort, καταλήγειν δοκοῦμεν εἰς τὸ μὴ δογματίζειν. „Daher kommen wir auf den Punkt, daß wir nichts für ausgemacht erklären." (Dieß heißt hier δογματίζειν.) Diese Unentschiedenheit, zufolge welcher jederzeit ein Gleichgewicht zwischen zwey Entscheidungsgründen der Vernunft ist, hieß bey den Pyrrhonisten die ἀφασία, und die, er bezweifelte Möglichkeit, etwas entscheiden zu können, die ἀφασία. v. Ger. Io. Vossius de sect. Philos. p. 106. 107. Wem daran liegt, Zweifler dieser Gattung, älterer und neuerer Zeit, kennen zu lernen, der findet sie in Stäudlins Geschichte des Skepticismus ziemlich beysammen.

Punkt, wo er anfängt, sich selbst zu zerstören. Ich habe diesen Zweifelgeist den Skepticismus des Scharfsinns genannt, weil er ohne eine gewisse dialektische Gewandtheit, und ohne Eindringungsfähigkeit bis zu den Antinomien der Vernunft sich nicht leicht hervorthun wird; und Männer, die ihn, in philosophischen Untersuchungen, geltend machten, waren wohl nie ohne Scharfsinn.

Aber auch nur die Kenntniß von einer Menge Meinungen kann ohne besondern Scharfsinn ihn hervorbringen. Von der Art waren Montagne und sein Schüler Charron. Geistreiche Männer von vieler Belesenheit und mannichfaltigen Kenntnissen waren sie zuverlässig; aber immer bleiben sie doch nur auf der Oberfläche. Auch diese scheinen den Glauben an Offenbarung nicht aufgegeben zu haben, wenn sie anders dem Leser nicht Staub haben in die Augen streuen wollen, welches mir, bey der etwas frivolen Denkungsart, von beiden wahrscheinlicher ist.

Nun kann sich aber dieser Skepticismus auch bloß über die Offenbarung verbreiten. Die Vernunft wird sie als eine unmögliche hyperphysische Kausalität ansehen, und die historischen Gründe dafür mangelhaft finden, indem sie urtheilt, daß die Thatsachen, worauf sie sich gründet, z. B. Auferstehung Jesu, nicht wahr seyn können, entweder weil sie nicht möglich seyen, oder einem weisen Weltplane widersprechen; oder sie wird die positive Religion

darum verwerfen, weil sie meint, daß die historischen Beweise dafür so schwer seyen, daß sie nicht befriedigend geführt werden könnten. Es ist nicht gerade nothwendig, daß hieraus ein Indifferentismus gegen alle positive Religion entspringe; aber bey vielen zeigt er sich doch. Sie glauben nämlich, daß jede positive Religion gleichen Werth oder Unwerth habe, indem jede Wahres und Falsches, gemischt untereinander, enthalte, und daß auf das Mehr oder Weniger nicht viel ankomme. In bürgerlicher Rücksicht ist es ihnen gleichgültig, wozu sich jemand, oder auch sie selbst, bekennen. Ging doch z. B. der Philolog Bergler in Konstantinopel zur Mahomedanischen Religion über, nicht als wenn er sich von dem Vorzuge derselben, als geoffenbarter vor der christlichen, überzeugt gehabt hätte, sondern weil er einer so wenig einen höhern Ursprung zugestand, als der andern.

Was ist nun für den Landprediger zu thun, wenn er inne wird, daß theoretische Indifferentisten sich in sein Kirchspiel einschleichen? Ich bin der Meinung: Wenn nicht Immoralität bey Menschen hierbey zum Grunde liegt, so werden sie leichter umzuändern seyn, als die praktischen Indifferentisten. Das Forschen nach den Gründen der Religion überhaupt, insbesondere nach denen für die Offenbarung, kann bey Menschen dieser Art nicht tief gegangen seyn; ihre Zweifel werden immer nur Nebendinge betreffen; diese dürften sich ohne viel Mühe heben lassen. Nur

hüte sich der Prediger, daß er nicht auf der Kanzel wider sie eifert, oder sie hier zu widerlegen sucht. Der sogenannte Indifferentist kommt vielleicht am seltensten in die Kirche; es wird ihm von andern gesagt, daß der Herr Pastor ihn abgekanzelt habe; man wird vieles sogar unrichtig referiren, und Erbitterung gegen den Prediger kann nicht außen bleiben. Ist er auch zugegen, er wird sich beleidigt fühlen, wenn Er besonders in einer Predigt gemeint ist; die Augen der Zuhörer werden auf ihn gerichtet seyn; der Prediger wird seinen Zweck verfehlen, ja wohl noch größere Hartnäckigkeit in den Meinungen des Indifferentisten hervorbringen. Dazu kommt dieses: Seine Zweifel, die, wie oft der Fall, auch wohl abgeschmackt und lächerlich sind, lassen sich in einer Predigt nicht ausführlich genug erörtern. Manchen Einwurf, den Er gerade für siegreich hält, wird der Prediger vielleicht am wenigsten vorhersehen können. Besser, der Lehrer sucht sein Vertrauen zu gewinnen, giebt ihm Gelegenheit, sich in Privatgesprächen zu eröffnen, und beantwortet ihm dasjenige gründlich, was er ihm, als Einwürfe oder Zweifel, vorträgt. Der Prediger fordere nicht, daß er sich gleich für überwunden erklären soll, sondern lasse ihm Zeit, über die gegebene Beantwortung nachzudenken, und er wird meines Erachtens sicher zum Ziele gelangen. Ihm nur zu drohen, daß, wenn er z. B. nicht mit andern Christen zum Abendmahle gehen werde, er einst kein ehrlich Begräbniß erhalten solle, heißt ohne alle Predigerklugheit zu

Werke gehen, ſo oft das auch geſchehen ſeyn mag, oder noch geſchieht. Wird nicht mancher Indifferentiſt von der Art glauben müſſen, der Pfarrer eifre nur für ſein Beichtgeld?

Nur ſey aber der Prediger auch verſchwiegen, und rede nicht von ſeinen Großthaten; ſonſt wird er bey einer andern Gelegenheit kein Zutrauen wieder finden. Ich würde dieſes gar nicht bemerken, wenn ich nicht wüßte, daß manche geſchwätzig genug ſind, Dinge dieſer Art, oder Eröffnungen im Beichtſtuhle, ihrer lieben Frau, dem Schulmeiſter, dem Herrn Dorfvichter, zu erzählen, auch wohl auf luſtigen Kirchweihfeſten gemiſchte Geſellſchaften damit zu unterhalten. Ein ſolcher Plenus rimarum verdiente eine derbe Weiſung vom Konſiſtorio. Auch wird der Prediger einen Menſchen, von dem hier die Rede iſt, nicht in ſein Haus citiren, um ihn da gleichſam über Artikel zu vernehmen. Dieß hat etwas ähnliches von Inquiſitionen auf der Gerichtsſtube, denen der Bauer nie hold iſt. Es müſſen ſchicklichere Gelegenheiten dazu benutzt werden, worüber ſich hier keine Regeln im Einzelnen geben laſſen.

Die Indifferentiſten, bey denen nur Unſittlichkeit die Quelle iſt, ſind, ſo wie in allen Ständen, auch unter den Bauern die ſchlimmſten. Uebel iſt es, daß ſie auch gern Partheygänger machen, um Mitgenoſſen ihrer anſtößigen Lebensart zu haben. Wenn es bey Landleuten von ganz verderbten Her-

zen und ausschweifenden Sitten erst dahin kommt, daß sie ein Leben nach dem Tode leugnen, so steht es schlimm um sie, um ihre Kinder, um mehrere Mitglieder der Kommun, auf welche sie Einfluß haben. Mit diesen braucht, dünkt mich, der Prediger so schonend nicht umzugehen. Er kann es laut auf der Kanzel sagen, daß bey solchen Irreligiösen ein schlechtes Leben zum Grunde liege; kann vor dem Einfluß ihrer Unverschämtheit, in Leugnung dessen, was sie nicht verstehen, ernstlich warnen. Er muß darauf hinarbeiten, daß das moralische Gefühl, wo möglich, seine Reitzbarkeit wieder äußere. Geschieht dieses; so wird sich, auf dem Wege der moralischen Besserung, auch Unglaube und Indifferentismus bey ihnen wieder verlieren. Schwer, ich leugne es nicht, wird es immer werden. *)

Man hat seit mehrern Jahren es eingesehen, wie nachtheilig, selbst für die bürgerliche Wohlfahrt, die in unserm Zeitalter auffallende Gleichgültigkeit gegen die Religion sey. Regenten und ihre Räthe scheinen das nicht undeutlich einzusehen. Es erschien daher im Jahre 1803. ein Königl. Preussisches Reskript an alle Schullehrer, daß sie ihr Gutachten über die Mittel einreichen sollten, wodurch sie

*) Ueber den moralischen Indifferentismus ist das Buch von Tschirner. 1805. zu empfehlen. Auch das frühere: Niethammers Briefe über den Religionsindifferentismus.

glaubten, daß der gesunkenen Achtung der Religion am sichersten wieder aufzuhelfen sey. Es ist erfreulich, daß der König diese Angelegenheit einer so ernsten Aufmerksamkeit werth hält, und seinem Lande selbst in der Achtung der Religion ein rühmliches Beyspiel giebt. Wie viel ist nicht seit mehrern Jahren durch das Gegentheil von oben herab verderbt worden? Je höher der Posten ist, den jemand im menschlichen Leben einnimmt, desto mehr wirkt in dieser Rücksicht sein Beyspiel, zumal wenn er sonst als ein Mann von Einsicht bekannt ist. Ich will hier nicht zeigen, daß der öffentliche Kultus auch für den Erleuchtetsten erwecklich werden kann. Er soll keine neuen Wahrheiten aus den Predigten lernen; soll sich nur daran erinnern, und sie mit andern religiösen Gedanken verbinden, wozu er hier immer Veranlassung hat. Auch ein mittelmäßiger Vortrag kann dem Einsichtsvollen öfters dazu dienen. Uebrigens ist es ja immer noch eine große Frage, ob die sogenannte gute Gesellschaft in Religionskenntnissen wirklich so weit ist, daß sie aus Predigten nichts mehr lernen könnte? Man behauptet sogar, es gäbe viel Unwissende darunter. Gesetzt aber, sie wären es nicht; hat man keine Verbindlichkeit, Leuten aus niedern Ständen, die uns oft für klüger halten, als wir sind, ein gutes Beyspiel zu geben? Was schreckt aber nun eigentlich davon ab? „Die Prediger halten gar zu schlechte Vorträge; wer kann die aushalten?“ Diese Klagen sind in vielen Punkten übertrieben, sind nur Ausflüchte. Die elegante

Welt iſt ja in vielen Dingen ſo billig, daß man ſie bewundern, wenn auch nicht nachahmen möchte, hält es aus, bis in die Mitternacht, in Cirkeln, wo es nicht immer ſehr geiſtreich hergehen ſoll, läßt ſich Verſuche von Schauſpielen gefallen, die in ihrer Art gerade ſo viel werth ſind, als eine elend zuſammengeſtoppelte Kandidatenpredigt. „Liegt aber auch wohl," ſagt ein ehrwürdiger Gottesgelehrter, „nicht vielleicht eine noch beſonders ergiebige Quelle des Widerwillens gegen religiöſe Ueberzeugungen und Geſinnungen in dem trägen Hange zu bloßen Gegenſtänden der Sinne, dem man jetzt, mehr als ſonſt, ein philoſophiſches Kleid, und die Geſtalt eines durchdachten Syſtems zu geben ſucht? Dieß iſt das niedrige gemächliche Feld, auf welchem großentheils unſre Welt ſich in einem ewigen Wirbel herumdreht, wo ſie alles ihr Denken erſchöpft, um die Neuheiten und Verfeinerungen aufzuſuchen, ohne es ſich jemals einfallen zu laſſen, daß noch etwas anderes und mehreres für den Menſchen gehöre. Dem zu Folge wird dann alle Anſtrengung der Seele, ſich an etwas Unſichtbares und Geiſtiges zu heften, unverzüglich für fanatiſche Verwirrung erkläret, und der Geſchmack des weſentlich Großen, Schönen und Guten, der uns eigentlich zu wahren Religionsempfindungen fähig macht, geht immer völliger verloren. Und noch müſſen wir nur froh ſeyn, daß dieſer ſo mächtig herrſchende Geiſt der ſinnlichen Ueppigkeit und der niedrigen Selbſtſucht es Einigen verſtattet, ſich, wegen

der etwanigen Angränzung beider Sphären, zu etwas Höherm zu erheben, für das äußerliche gesellschaftliche Wohl zu denken, zu sprechen, und zu schreiben." *)

*) Spaldings vertraute Briefe, die Religion betreffend. S. 105. 106. (zweyte Auflage.)

Siebenter Brief.

Auch Sie, mein Freund, stimmen sehr in die Beschwerden mit ein, daß der sogenannte geistliche Stand in unsern Zeiten so viel an Achtung verloren habe. Durch diese Klagen wird nur nichts besser. Lassen Sie uns lieber untersuchen, in wie weit wir berechtigt sind, uns über Mangel an Achtung zu beschweren, und in wie weit wir es nicht sind; woher dieser Verlust entstanden seyn mag, und was wir zu thun haben, um von dem verständigern Theile des Publikums geschätzt zu werden. *)

Achtung eines ganzen Standes besteht in der Werthschätzung, welche aus dem unpartheyischen Urtheile über den Beytrag entspringt, welchen er, es sey zur Verstandeskultur, oder zur Sittlichkeit, oder zur allgemeinen Glückseligkeit der Staatsbürger, oder zu jedem der genannten Stücke zugleich leistet. Da nun nicht geleugnet werden kann, daß der Stand der Prediger, theis mittelbar, theils unmittelbar in jenen Rücksichten beytragen könne und solle, von

*) In Fests Beyträgen zur Beruhigung und Aufklärung ꝛc. (5ten Bandes 3tes St. S. 94. f. f.) steht von mir ein kurzer Aufsatz über diesen Gegenstand, mit dem ich, weil er zu einseitig ist, jetzt nicht ganz zufrieden bin.

vielen aber das Können geleugnet, von eben so vielen dieser Stand beschuldigt wird, daß sein Einfluß, sowohl auf Sittlichkeit, als Menschenwohl, äußerst unbedeutend sey; so liegt am Tage, daß die Achtung desselben, verglichen mit der, welche unsre Vorfahren empfingen, sehr gesunken ist. Es fragt sich nun, ob bey dem Publikum schlechterdings nichts anders, als verminderte Achtung gegen Religion und ihre äußere Gebräuche hierbey zum Grunde liege? Dieß läßt sich, meines Erachtens, unbedingt nicht behaupten. Bey genauer Untersuchung des Gegenstandes werden wir finden, daß aus der veränderten Lage der Länder in kirchlicher Rücksicht, und, bey zunehmender Kultur des Zeitalters, ein großer Theil der äußern Ehrerbietung wegfallen mußte, die ehedem dem Klerus vom höhern und niedern Range zu Theil wurde. Allein ist dieser Verlust zu bedauern? Dieß wird sich nachher entscheiden lassen.

Bey jedem Volke, dem vernünftige Aufklärung in Religionsangelegenheiten bisher mangelte, und wo folglich der Aberglaube noch die Oberhand behauptet, genießen die Priester — dieß Wort muß hier gebraucht werden — eine ausnehmende Verehrung von allen Menschenklassen. Man betrachtet sie als nähere Vertraute der Gottheit, als Inhaber ihrer Geheimnisse. Dem zu Folge kann es nicht fehlen, sie gelten alles, beherrschen unumschränkt die Gewissen der Fürsten, so wie ihrer niedrigsten Diener. Jeder will die heiligen Männer, die mit der

Gottheit in so enger Verbindung stehen, zu Freunden, wenigstens nicht zu Feinden, haben; denn sie können schaden. Je muthiger hingegen ein Zeitalter aus der Finsterniß herausgeht, um so mehr müssen sich auch die abergläubischen Begriffe von Priesterwürde herabstimmen. Wer in dieser Rücksicht das Schicksal der sogenannten Priester beklagt, oder jene Zeiten der Idololatrie, die ihnen widerfuhr, darum für besser hält, als die unsrigen, der weiß eigentlich nicht, was er will, oder hat eigennützige Absichten.

Untersucht man den Geist des mittlern Zeitalters; so entdeckt man ohne Mühe, warum die Geistlichen alles galten, fast abgöttisch verehrt wurden. Sie allein waren die Inhaber der menschlichen Kenntnisse. Noch im eilften und zwölften Jahrhunderte konnten wenig Menschen im heiligen deutschen Reiche, den Adel so wenig ausgenommen, als ihre Lanzenknechte und Leibeignen, lesen und schreiben; der Klerus konnte es, obgleich viele davon nur nothdürftig. Die geringen Kenntnisse von Arithmetik, Grammatik, Rhetorik, Astronomie, Musik, nebst der Pagina sacra, *) befanden sich nur bey den Geistlichen, besonders in Klöstern, und niemand

*) So hatte Rabanus Maurus das Lesen der Bibel benannt, und einen Theil der damaligen Wissenschaftsencyklopädie daraus gemacht. Diese Benennung erhielt sich lange Zeit. S. Ruhkopfs Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland. S. 30. B. 1.

erlernte sie, außer, wer diesem Stande sich widmen wollte. Dadurch wußten sie sich wichtig zu machen. Man bedurfte ihrer an Höfen zu Kanzlern, Ministern, Geheimschreibern. Selbst das französische Wort le Clerc, ein Kanzellist, hat seinen Namen daher, weil man einen Klerikus dazu anstellen mußte. Allenthalben zeigte sich auch in den folgenden Jahrhunderten ihr mächtiger Einfluß auf Schulen und Universitäten, deren eine Menge noch jetzt Spuren des Mönchsgeistes an sich tragen.

Die Reformation, als die Morgenröthe einer liberalern Denkungsart, wirkte zwar sehr viel, daß die übertriebene Verehrung des geistlichen Standes sich verminderte; aber dennoch dauerte sie immer noch in einem hohen Grade unter den Protestanten fort, weil mehr, als ein Menschenalter verschwinden mußte, ehe die tiefen Spuren des Katholicismus nur einigermaßen ausgetilgt werden konnten. Verschwinden mußten sie jedoch; und wer von Predigern den frommen Wunsch hegt, daß die Geistlichkeit wieder Alles in Allem seyn möchte; der muß zugleich wünschen, daß sein Zeitalter wieder in jenen Zustand der Geistesverfinsterung zurückkehre, aus dem es sich mit Mühe herausgearbeitet hat.

Noch in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nannte man den Prediger, in einem ganz besondern Sinne, einen Seelsorger. Dieses Wort, recht verstanden, besaßt immer einen ehrwür-

digen Begriff; aber die Prediger mochten darum gern so heißen, weil sie sich einbildeten, an Gottes Statt Sünde zu vergeben, gar zu gern blinden Glauben forderten, und willkührlich über die Gewissen herrschten. Die Menge war auch gutmüthig und finster genug, ihnen zuzutrauen, daß sie Sünde vergeben und behalten könnten; daß das Gebet des Geistlichen am Krankenbette eine wirksamere Kraft habe, als das ihrige, und dem Sterbenden, wäre es auch ein Mensch vom schlechtesten Lebenswandel, nicht besser gerathen werden könne, als wenn er unter den Gebeten des Beichtvaters vollende. Diese gute Meinung hat sich, zumal unter der besser gebildeten Klasse, sehr geändert. Man hält den Prediger nicht mehr, in jenem mystischen Sinne, für einen Seelsorger, und wenn richtiger urtheilende Menschen überzeugt sind, daß sie für ihre Seele wohl selbst sorgen müßten; was hat man eigentlich dawider? Ich gebe es zu, daß die Prediger an einer gewissen Art Verehrung dadurch verloren haben; aber müssen sie auch eine solche genießen? Der heilige Schauer wird nicht mehr, wie ehedem, empfunden, wenn ein Priester unter die Menge trat, und es ist gut, daß diese Art Superstition verschwunden ist. Es kann wohl seyn, daß jene übertriebene Huldigung auch manchen ökonomischen Nutzen schaffte, der sich jetzt vermindert hat. Die Priesterfreunde, klagt mancher, die ehedem den Predigern so gern etwas in ihrem Testamente vermachten, und sonst so reichliche Gaben opferten, haben gar zu sehr abgenom-

men, ſind aus manchen Gegenden faſt gänzlich gewichen. Dieß muß man ebenfalls zugeſtehen; und es iſt zu beklagen, daß an vielen Orten der Prediger Subſiſtenz zu ſehr von der Willkühr der Geſchenke, beſonders von dem Beichtſtuhle, abhängt. Alle übrigen Einkünfte ſind beſtimmt; und ich wiederhole hiermit etwas oft Geſagtes, daß es im Ganzen genommen ſehr heilſam ſeyn würde, wenn die Einnahme vom Beichtgelde auf irgend eine Art in eine beſtimmte Revenüe verwandelt werden könnte, weil der Nachtheil von dieſer Ungewißheit des Einkommens, in moraliſcher Rückſicht, nicht klein iſt, ja ſelbſt zur Verachtung des Predigerſtandes beyträgt. Ich kehre zur vorigen Unterſuchung zurück.

Ein Theil der Achtung und äußerlichen Verehrung dieſes Standes iſt verloren gegangen, und mußte verſchwinden, indem ſich das Zeitalter aufklärte. Sie iſt auf keinen Fall zurück zu wünſchen; man würde nur den entflohenen Pfaffengeiſt wieder herbey zaubern wollen.

„Dieß iſt wahr," wird mancher hierauf erwiedern, „aber wir ſehen doch täglich, daß man Männern aus andern Ständen mehr äußere Achtung, mehr Artigkeit und Gefälligkeit erweiſt, als z. B. uns Landpredigern." Ich will es nicht leugnen; aber daraus folgt nur nicht, daß auch mehr innre Achtung bey jener äußern zum Grunde liege. Wer, wie das bey dem Prediger der Fall iſt, in bürger-

licher und häuslicher Rückſicht, Amtswegen, nie, oder äußerſt ſelten, ſchaden kann, den fürchtet man nicht, und wen gewiſſe Menſchen nicht fürchten, mit dem nehmen ſie es, in Abſicht äußerer Ehrerbietung, ſo genau nicht. Amtleute, Juſtitiarien, Officiere, werden insgemein mehr geehrt, weil ſie mehr gefürchtet werden, als die Prediger. Schon ein Superintendent wird es, nicht ſowohl, weil er zum Klerus gehört, als weil er, in manchen Rückſichten, ſchaden kann, mithin gefürchtet wird. Durch was kann ſich hingegen der Prediger bey ſeinem Publikum furchtbar machen? Durch Strafpredigten? Die Zeiten ſind vorbey, wo er, als ein geiſtlicher Cenſor, den Individuen, ſie mochten es verdient, oder nicht verdient haben, notas indelebiles von der Kanzel austheilen konnte. Dieſer altkirchliche choleriſche Geiſt brauſt zwar hier und da noch in manchen derben Philippica; allein wird der Eiferer mit Unverſtand deßhalb verklagt, ſo hat er für ſeinen guten Willen entweder einen Verweis, oder Geldſtrafe, wohl gar etwas prieſterlichen Gehorſam zum Beſten. Dieſe Art Achtung alſo, die nur aus einer gewiſſen Furcht entſpringt, kann unmöglich für Prediger, die Weſen und Schein zu unterſcheiden wiſſen, einen Werth haben.

Ein Theil von Nichtachtung, bey der ſogenannten feinern Welt, fließt noch aus einer andern Quelle, die nicht rühmlich, aber ſehr gewöhnlich iſt. Geld iſt, zumal in Zeiten, wo alles einem üppigen Lebens-

ge-

genuſſe übcheilt, der Abgott, dem alles opfert; und bekanntermaßen iſt der gröſsere Theil Prediger unbemittelt, viele ſind ganz arm. Doch die daher entſpringende Geringſchätzung hat der Prediger mit oft ſehr verehrungswerthen Männern in andern Ständen gemein, und es läßt ſich, zu ſeinem Troſte, hier nichts weiter ſagen, als: daß die Achtung derjenigen, bey denen nur Geld den Werth des Menſchen beſtimmt, durchaus nicht verdient, geſucht zu werden, ob ich gleich nicht leugnen will, daß es zuweilen empfindlich iſt, ſie ertragen zu müſſen. Wie unanſtändig ſpotten nicht oft reiche Kaufleute in Städten über den Landprediger, oder über Prediger überhaupt, wenn ſie und die Ihrigen in geringen Kleidern einherkommen? Der Menſch, mag mancher bey ſich denken, ſpricht auf der Kanzel von der Gerechtigkeit, von der Keuſchheit und einem zukünftigen Gerichte, und es regt ſich zuweilen bey mir unwillkührlich etwas unbehagliches, ſo wie bey dem Landpfleger Felix. Er nimmt deßhalb eine Art von Rache an dem Prediger, ſo daß er ihn, ſeiner eingeſchränkten Umſtände wegen, gering ſchätzt, oder gar darüber ſpottet.

Es iſt nicht zu leugnen, mancher Prediger, zumal vom Lande, wird in ſogenannten feinern Geſellſchaften auch darum verlacht, weil es ihm an äußerer Politur der Sitten mangelt. Er kann vielleicht reichhaltige Kenntniſſe und treffliche Eigenſchaften des Herzens beſitzen; aber man vermißt an ihm

einen feinerern Takt im gesellschaftlichen Umgange, ein ungezwungenes Talent zu unterhalten, und noch mehr, sich unterhalten zu lassen, und er wird von Menschen, die nur dieses besitzen, gering geschätzt. Der gute Ton und die feinern Sitten nehmen in verschiedenen Cirkeln verschiedene Gestalten an. Man hält den Prediger für bigott, weil er die Licenz gewisser Grundsätze, die man nicht einmal zu verbergen sucht, mißbilligt, über liturgische Gebräuche nicht mit spotten will, u. d. m. Mag auch diese Art Geringschätzung zuweilen empfindlich werden; viel daraus zu machen ist aber dennoch nicht. Der Prediger muß sich gleich bleiben, und sie mit Geduld ertragen. Aber um ihr zu entgehen, stimmen manche in den genannten Ton mit ein, geben, wenn sie z. B. eine Haustaufe zu verrichten haben, hinterher kirchliche Gebräuche dem Gelächter Preis, bedienen sich im Gespräche mit jungen Officieren der kleinen Heldensprache von der Wachtparade, scherzen recht unbefangen über Sitten, die nur Verachtung verdienen. Hierdurch wird für den Prediger nichts gebessert. Dieser Leichtsinn in der Denkungsart, diese feige Herablassung zu verderbten Sitten, um dem Vorwurfe der Predigerpedanterey zu entgehen, bestraft sich härter, als jene Ardelionen selbst glauben. Tritt nun ein solcher Ehrenmann Sonntags wieder auf die Kanzel und spricht von den heiligsten Wahrheiten, was ist er dann anders als ein Komödiant? Diejenigen, denen er in Gesellschaften ähnlich zu werden suchte, müssen es bald bemerken, daß er ent-

weder ein Heuchler, oder ein Mensch ohne Charakter ist. Den ernsthaftern Mann, von religiöser Denkungsart, wird er noch weniger erbauen, und wenn er mit Engelzungen reden könnte.

So viel auch der Prediger in Städten von dieser Geringschätzung leidet; so gewöhnlich es ist, daß mancher Landprediger insbesondere sein Theil davon zu ertragen hat, wenn er in städtischen Gesellschaften erscheint, wo Leichtsinn und Frivolität zu Hause sind; so bleibt doch für den Landprediger noch der Trost, daß er verhältnißmäßig auf seinem Dorfe einen bedeutenden Werth hat, wenn er Achtung zu verdienen sucht. Dort fallen wenigstens die Dinge, welche die äußere Achtung des Predigers vermindern, in einem hohen Grade weg. Zwar hat das Beyspiel anderer Stände auch hierin auf den Bauer Einfluß; aber er ist doch nicht so auffallend, daß Prediger Ursache hätten, sich bitter darüber zu beklagen. Es ist nicht zu leugnen, der heilige Schauer beym Anblick des Predigers ist auch unter den Bauern verschwunden; aber es ist kein Verlust, daß er die Menschen nicht mehr anwandelt.

Zugegeben, was wohl jeder Unpartheyische eingestehen muß, daß überhandnehmende Verachtung der Religion und des öffentlichen Kultus auch auf die Diener derselben übergangen ist, und sich noch weiter zu verbreiten droht; so wollen wir doch auch billig und gerecht gegen das Publikum seyn, und

ihm nicht alles zur Laſt legen, was wohl auf unſre eigne Rechnung kommen möchte. Wir wollen unſere Anſprüche etwas herabſtimmen.

Wir ſehen ja, daß es keinen Stand in der Welt giebt, der nicht, in irgend einer Rückſicht, das Loos der Geringſchätzung von gewiſſen andern Ständen mit dem geiſtlichen theilen müßte. Der Kaufmannsſtand — dieß gilt nicht den einzelnen gebildetern Individuen in demſelben — verachtet den Profeſſor oder Gelehrten überhaupt, weil er reicher und mehr auf Lebensgenuß zu verwenden im Stande iſt, oft auch darum, weil er nicht begreifen kann, daß das Bücherleſen, Doziren und Schreiben der Welt etwas nutze. Aber der Profeſſor empfindet auch eben keine ſonderliche Ehrfurcht, wenn er einen rohen Kaufmann nur Geld zählen ſieht. Wie weit könnte ich dieſe Induktion durch eine Menge Stände durchführen? Der Prediger muß ſonach nicht fordern, von dem gemeinſamen Schickſale aller Stände gänzlich frey zu ſeyn. Man ſehe z. B. die Aerzte an, eine ehrwürdige Menſchenklaſſe, die bey Ausübung ihres Berufs nie einen andern Zweck haben, und haben können, als wohl zu thun, *) und verfehlen ſie ihn,

*) Man nannte daher in den älteſten Zeiten Griechenlands den Arzt Evergeta, und Soter in einem vorzüglichen Sinne. Aeſkulap iſt, weil er die Heilkunde erfunden hatte, εὐεργέτης deßhalb genannt worden; und auf alten Denkmälern und Münzen heißen εὐεργέτης und σωτὴρ vielmals ſchlechthin ſo viel als ἰατρός. Ein ſchönes Beyſpiel altgriechiſcher Huma-

ſo iſt nie ein böſer Vorſatz daran Schuld. Aber wie gering werden ſie von ſo Vielen geachtet! Bekleiden ſie anſehnliche Stellen an Höfen oder Akademien; oder ſind ſie ſonſt wohlhabend, ſo gelten ſie, ihrer Aemter oder ihres Vermögens halber, bey der Menge. Mangelt ihnen dieſes, wie ſchnöde werden ſie oft zurückgeſetzt! Wie viel müſſen ſie mehrmals von der üblen Laune oder Plumpheit vornehmer Taugenichtſe, die durch Ausſchweifungen ſich zu Grunde gerichtet haben, ſich gefallen laſſen, wenn ſie ihren Unterhalt erwerben wollen! Der geldſtolze Kaufmann glaubt alle Achtung gegen ſeinen Arzt bey Seite ſetzen zu dürfen, wenn er ihn bezahlt hat, und der vornehme und niedrige Pöbel belegt ihn wohl noch mit bekannten Spitznamen, die dem Erfinder derſelben keine Ehre machen. — Was iſt nützlicher für Menſchheit und Vaterland, als gelehrte und wackre Schulmänner, von den unterſten Trivialſchulen an, bis zu den oberſten Klaſſen wohl organiſirter Gymnaſien? Und welche Geringſchätzung müſſen hier vielmals die achtungswertheſten Männer, von denen oft einer an wahrer Gelehrſamkeit ganze Fürſtenthümer von Predigern, Superintendenten und Ephoren ſämmtlich mit eingeſchloſſen, aufwiegt, ſich von einem zahlloſen Heere vornehmen Pöbels in eleganten Häuſern, und des Janhagels e compitis et triviis gefallen laſ-

mität! v. Ernesti in Clav. Cicer. v. Soter, und in der Memoria Seileri (eines Arztes) p. 64. 65. opuscul. orat. Vol. nov. (1791.)

sen? Und bey dem allen findet man, daß sie ruhiger dabey sind, als viele Prediger, theils weil ihnen die stille Achtung der Verständigsten ihrer Nation nicht fehlen kann, theils weil sie in sich selbst einen Schatz niedergelegt haben, der ihnen Entschädigung giebt. Das ist es aber eben, was vielen Predigern mangelt. Und was für eine ausgezeichnete Verehrung fordern sie denn eigentlich? Eine größere, als Männer in andern Staatsämtern genießen, die doch auch ihre Pflicht, oft besser als sie, thun, ungleich mehr arbeiten, und darum nicht reichlicher belohnt werden? Sie klagen über Mangel an Einfluß auf ihre Kirchkinder. Verstehe ich sie recht, so möchten mehrere von ihnen, als Beichtväter, in Häusern und Familien, die Hand allenthalben gern im Spiele haben, um die frommen Beichtkinder, die dann, wie billig, sich schon erkenntlich dafür beweisen werden, nach ihrem Gutdünken zu lenken. Sind sie denn aber in weltlichen Angelegenheiten etwan klüger, als die Layen? Ich will es nicht hoffen. Man sieht wohl, daß der Geist der katholischen Kirche auch noch in der unsrigen spukt, und manche Klagen über Nichtachtung des Predigerstandes aus einem übertriebenen Dünkel seiner Mitglieder entspringen. Es ist zwar sehr gut, wenn Parochisten, zumal auf dem Lande, auch bey häuslichen Vorfällen, Vertrauen zu ihren Lehrern haben; aber unter die Vormundschaft sollen sie von den Seelsorgern nicht genommen werden.

Ueberhaupt untersuchen viele Prediger, bey den Klagen über Nichtachtung ihres Standes, den Antheil von Schuld viel zu wenig, der nur auf sie fällt. Ich will hier keine Gemälde von der Ignoranz, Rohheit und Unsittlichkeit *) vieler Prediger aufstellen, welches zu sehr ernsthaften, wahrhaft wehmüthigen Betrachtungen Veranlassung geben könnte. Nur dieses: Wenn man bey Predigern so außerordentlich viel vermißt, was in ihnen sich vereinigt finden sollte; so darf man sich nicht wundern, daß das verständige Publikum ihren Werth so gering ansetzt; man muß vielmehr noch über die Toleranz erstaunen, die ihm viel Schonung gegen sie eingiebt. Wenn z. B. so viele ganz unwissend auf die Akademie gingen, und eben so unwissend sie wieder verließen, in Aemter kamen, und nun einer widrigen Faulheit sich dahin gaben, außer den politischen Zeitungen nichts gedrucktes wieder in die Hände nahmen, von Jahr zu Jahr stupider wurden, mithin Vorträge auf die Kanzel brachten, wie sie Schuster und Schneider, die in einigen Postillen nicht unberitten wären, wohl auch, vielleicht noch nutzbarer, halten könnten; wenn ihre niedrige und schmutzige Denkungsart, ihr verbauertes Wesen, **) allenthalben mehr als vernehmlich

*) Schuderoff in seinem Predigerspiegel hat es gethan. Man sagt, die Farben wären hier und da zu stark aufgetragen. Allein die Originale dazu mögen sich denn doch wohl auffinden lassen.

**) Man sehe darüber den Anhang zum 1sten Bande.

ſich ausſpricht; wenn viele, die nicht ohne Talente ſind, dennoch, den Wiſſenſchaften und dem Fortſchreiten in der Kultur abgeſtorben, ſich, wie Epikuriſche Götter, nur im Nichtsthun ſelig fühlen, dem Rauche aus ihren Tabakspfeifen halbe Tage lang holdſelig zuſehen, oder Spiel- und Branntweinsgeſellſchaften, ſogar unter den Hefen des Volks, aufſuchen; wenn preiswürdige Männer aus dieſer Klaſſe auf Ehrengelagen der Bauern ſich alles erlauben, was ſelbſt mancher Landmann von mildern Sitten für unanſtändig hält; wenn dieſe geiſtvollen Männer in beſſern Geſellſchaften als Barbaren in jeder Gattung von Literatur erſcheinen, weil ſie ſeit langer Zeit von nichts mehr Notiz genommen haben, aus allen Winkeln ihrer Köpfe nichts weiter aufzutreiben vermögen, als einige dürre Reminiſcenzen aus ihren Kompendien; über nichts zu urtheilen wiſſen, und wenn es geſchieht, etwas abſurdes von ihnen geſagt wird; wenn zu dieſem Allem, und mehrern Preiswürdigkeiten, die ich hier nicht nennen mag, noch ein anmaßender Dünkel hinzukommt, daß ſie ſchon darum unendlich viel gelten wollen, weil ſie Sonn- und Feſttags öffentlich für die Seelen ſorgen, und aus freyer Fauſt predigen; ſo möchte ich den verſtändigen und unpartheyiſchen Mann wohl ſehen, dem der Amtsrock ſolcher Prediger einige Achtung gegen ſie einflößen könnte. Der beßre Theil dieſes Standes muß durch ſolche, von denen ich eben geredet habe, unverdienter Weiſe mit leiden. Sie ſind Schuld

daran, daß vom Predigerstande im Allgemeinen so viel nachtheiliges gesprochen wird. Im Vorbeygehen muß ich aber doch bemerken, daß es seltsam ist, nur immer von Predigern alle mögliche Anekdoten von Kanzelschnörkeln aufzutischen und Gesellschaften damit zu belustigen, gleichsam als wenn z. B. die Geistes- und Fingerarbeiten der praktischen Juristen allen den Geschmack und die klassische Eleganz hätten, daß nie etwas daran auszusetzen wäre! Hiervon gedenkt man nichts, weil die juristischen Absurditäten nicht bekannt werden, hingegen der Prediger bey den seinigen die christliche Gemeinde zum Zeugen hat.

Ich habe erwiesen, daß Geringschätzung des Predigerordens eines Theils aus dem Leichtsinne des Zeitalters und der Lauigkeit gegen die Religion entspringt, daß aber diese Verachtung doch nicht so groß ist, als manche sie ausgeben; daß ein Theil der Verehrung, welchen die Geistlichkeit im frühern Zeitaltern empfing, nothwendig in dem Grade wegfallen mußte, in welchem die Nation aufgeklärter und selbstdenkend wurde; daß viele Prediger gar sehr vor andern Ständen ausgezeichnet werden wollen, weil sie vom geistlichen Stolze nicht frey sind; daß endlich aber auch mehrere von ihnen keine Achtung verdienen. Es wäre nun noch übrig, die Mittel anzugeben, wodurch dieser Stand die Geringschätzung von sich abwenden könnte. Ich kann mich hierbey kurz fassen, weil ich verschiedenes schon

im ersten Theile dieser Briefe hierüber bemerkt habe, und es beynahe von selbst einleuchtet, worauf es hier ankommt. „Unser Amt," sagt irgendwo Luther, „ist nun ganz etwas anders worden." Dieser Ausspruch gilt in vielen Rücksichten jetzt ganz besonders. Sie sind vorbey die Zeiten, wo der Geistliche, bloß darum, weil ihn die fromme Einfalt für eine geheiligte Person ansahe, deßhalb eine ausgezeichnete Verehrung empfing; sie sind vorbey die Zeiten, wo das Publikum sich mit allem befriedigen ließ, was diese Männer auf der Kanzel sprachen, mochte es so geistlos oder unnütz seyn, als es wollte, und wo ein noch sehr ungebildetes Publikum den Mangel der Kultur an seinen Predigern nicht bemerken konnte. Es bleibt also nichts übrig, als ein höherer Grad von Bildung, durch alle die Kenntnisse, die diesen Stand ehrwürdiger und brauchbarer machen können. *) Es bleibt unnachläßlich, daß der Prediger durch einen sittlich guten Wandel seiner Gemeinde vorleuchte, und sein, ihn umgebendes, Publikum dadurch nöthige, jene nachtheiligen Begriffe von Geitz, von pharisäischem Dünkel, von frommer Heucheley, von niedrigem Eigennutz, von träger Gemächlichkeit und Hang zum Müßiggange, wozu so manche unwürdige Mitglieder jenes Standes Veranlassung geben, zu verändern. Was den Punkt des Fleißes anlangt, so ist es doch unglaublich, wie viel hier

*) Worin dieß alles geschehen könne und solle, davon s. B. 1. Br. 17. und 18.

noch an einer Menge Predigern vermißt wird. Sie verwalten ihr Amt, ſtudiren auch wohl auf ihre Predigten, wiewohl ſehr viele die Vorbereitung ſchnell genug von der Hand ſchlagen, beſorgen ihre ökonomiſchen Geſchäfte, und damit gut. Vergleichen ſie ſich mit einer großen Anzahl anderer Staatsdiener, die einen beträchtlichen Theil jedes Tags beſtimmt arbeiten müſſen; wie gemächlich iſt dann immer noch ihre Lage, auch bey zahlreichen Amtsgeſchäften! Aber wie wenig wird die ihnen ſo günſtige Muße benutzt! Glaubt nicht mancher, Wunder! was er gethan hat, wenn er, binnen einem halben Jahre, ein oder zwey unbedeutende Schriftchen geleſen, die ein Mann von Thätigkeit und guter Eintheilung ſeiner Zeit vielleicht in einem Tage geendigt haben würde? Daß ich über die gänzlich Verbauerten oder Geiſtesarmen, die ſeit einer langen Reihe von Jahren in kein Buch geſehen haben, auch nun gänzlich unfähig ſeyn würden, eins zu verſtehen, kein Wort ſage, theils weil ſie nicht zu beſſern ſind, theils weil dieſes Buch ſicher nicht in ihre Hände kommt, verſteht ſich von ſelbſt. Sie müſſen ihrem Schickſale überlaſſen bleiben. —

ihm nicht alles zur Laſt legen, was wohl auf unſre eigne Rechnung kommen möchte. Wir wollen unſere Anſprüche etwas herabſtimmen.

Wir ſehen ja, daß es keinen Stand in der Welt giebt, der nicht, in irgend einer Rückſicht, das Loos der Geringſchätzung von gewiſſen andern Ständen mit dem geiſtlichen theilen müßte. Der Kaufmannsſtand — dieß gilt nicht den einzelnen gebildetern Individuen in demſelben — verachtet den Profeſſor oder Gelehrten überhaupt, weil er reicher und mehr auf Lebensgenuß zu verwenden im Stande iſt, oft auch darum, weil er nicht begreifen kann, daß das Bücherleſen, Docziren und Schreiben der Welt etwas nutze. Aber der Profeſſor empfindet auch eben keine ſonderliche Ehrfurcht, wenn er einen rohen Kaufmann nur Geld zählen ſieht. Wie weit könnte ich dieſe Induktion durch eine Menge Stände durchführen? Der Prediger muß ſonach nicht fordern, von dem gemeinſamen Schickſale aller Stände gänzlich frey zu ſeyn. Man ſehe z. B. die Aerzte an, eine ehrwürdige Menſchenklaſſe, die bey Ausübung ihres Berufs nie einen andern Zweck haben, und haben können, als wohl zu thun, *) und verfehlen ſie ihn,

*) Man nannte daher in den älteſten Zeiten Griechenlands den Arzt Evergeta, und Soter in einem vorzüglichen Sinne. Aeſkulap iſt, weil er die Heilkunde erfunden hatte, εὐεργέτης deßhalb genannt worden; und auf alten Denkmälern und Münzen heißen εὐεργέτης und σωτὴρ vielmals ſchlechthin ſo viel als ἰατρός. Ein ſchönes Beyſpiel altgriechiſcher Huma-

ſo iſt nie ein böſer Vorſatz daran Schuld. Aber wie gering werden ſie von ſo Vielen geachtet! Bekleiden ſie anſehnliche Stellen an Höfen oder Akademien; oder ſind ſie ſonſt wohlhabend, ſo gelten ſie, ihrer Aemter oder ihres Vermögens halber, bey der Menge. Mangelt ihnen dieſes, wie ſchnöde werden ſie oft zurückgeſetzt! Wie viel müſſen ſie mehrmals von der üblen Laune oder Plumpheit vornehmer Taugenichtſe, die durch Ausſchweifungen ſich zu Grunde gerichtet haben, ſich gefallen laſſen, wenn ſie ihren Unterhalt erwerben wollen! Der geldſtolze Kaufmann glaubt alle Achtung gegen ſeinen Arzt bey Seite ſetzen zu dürfen, wenn er ihn bezahlt hat, und der vornehme und niedrige Pöbel belegt ihn wohl noch mit bekannten Spitznamen, die dem Erfinder derſelben keine Ehre machen. — Was iſt nützlicher für Menſchheit und Vaterland, als gelehrte und wackre Schulmänner, von den unterſten Trivialſchulen an, bis zu den oberſten Klaſſen wohl organiſirter Gymnaſien? Und welche Geringſchätzung müſſen hier vielmals die achtungswertheſten Männer, von denen oft einer an wahrer Gelehrſamkeit ganze Fürſtenthümer von Predigern, Superintendenten und Ephoren ſämmtlich mit eingeſchloſſen, aufwiegt, ſich von einem zahlloſen Heere vornehmen Pöbels in eleganten Häuſern, und des Janhagels e compitis et triviis gefallen laſ-

nität! v. Ernesti in Clav. Cicer. v. Soter, und in der Memoria Seileri (eines Arztes) p. 64. 65. opuscul. orat. Vol. nov. (1791.)

sen? Und bey dem allen findet man, daß sie ruhiger dabey sind, als viele Prediger, theils weil ihnen die stille Achtung der Verständigsten ihrer Nation nicht fehlen kann, theils weil sie in sich selbst einen Schatz niedergelegt haben, der ihnen Entschädigung giebt. Das ist es aber eben, was vielen Predigern mangelt. Und was für eine ausgezeichnete Verehrung fordern sie denn eigentlich? Eine größere, als Männer in andern Staatsämtern genießen, die doch auch ihre Pflicht, oft besser als sie, thun, ungleich mehr arbeiten, und darum nicht reichlicher belohnt werden? Sie klagen über Mangel an Einfluß auf ihre Kirchkinder. Verstehe ich sie recht, so möchten mehrere von ihnen, als Beichtväter, in Häusern und Familien, die Hand allenthalben gern im Spiele haben, um die frommen Beichtkinder, die dann, wie billig, sich schon erkenntlich dafür beweisen werden, nach ihrem Gutdünken zu lenken. Sind sie denn aber in weltlichen Angelegenheiten etwan klüger, als die Layen? Ich will es nicht hoffen. Man sieht wohl, daß der Geist der katholischen Kirche auch noch in der unsrigen spukt, und manche Klagen über Nichtachtung des Predigerstandes aus einem übertriebenen Dünkel seiner Mitglieder entspringen. Es ist zwar sehr gut, wenn Parochisten, zumal auf dem Lande, auch bey häuslichen Vorfällen, Vertrauen zu ihren Lehrern haben; aber unter die Vormundschaft sollen sie von den Seelsorgern nicht genommen werden.

Ueberhaupt untersuchen viele Prediger, bey den Klagen über Nichtachtung ihres Standes, den Antheil von Schuld viel zu wenig, der nur auf sie fällt. Ich will hier keine Gemälde von der Ignoranz, Rohheit und Unsittlichkeit *) vieler Prediger aufstellen, welches zu sehr ernsthaften, wahrhaft wehmüthigen Betrachtungen Veranlassung geben könnte. Nur dieses: Wenn man bey Predigern so außerordentlich viel vermißt, was in ihnen sich vereinigt finden sollte; so darf man sich nicht wundern, daß das verständige Publikum ihren Werth so gering ansetzt; man muß vielmehr noch über die Toleranz erstaunen, die ihm viel Schonung gegen sie eingiebt. Wenn z. B. so viele ganz unwissend auf die Akademie gingen, und eben so unwissend sie wieder verließen, in Aemter kamen, und nun einer widrigen Faulheit sich dahin gaben, außer den politischen Zeitungen nichts gedrucktes wieder in die Hände nahmen, von Jahr zu Jahr stupider wurden, mithin Vorträge auf die Kanzel brachten, wie sie Schuster und Schneider, die in einigen Postillen nicht unberitten wären, wohl auch, vielleicht noch nutzbarer, halten könnten; wenn ihre niedrige und schmutzige Denkungsart, ihr verbauertes Wesen, **) allenthalben mehr als vernehmlich

*) Schuderoff in seinem Predigerspiegel hat es gethan. Man sagt, die Farben wären hier und da zu stark aufgetragen. Allein die Originale dazu mögen sich denn doch wohl auffinden lassen.

**) Man sehe darüber den Anhang zum 1sten Bande.

ſich ausſpricht; wenn viele, die nicht ohne Talente ſind, dennoch, den Wiſſenſchaften und dem Fortſchreiten in der Kultur abgeſtorben, ſich, wie Epikuriſche Götter, nur im Nichtsthun ſelig fühlen, dem Rauche aus ihren Tabakspfeifen halbe Tage lang holdſelig zuſehen, oder Spiel- und Branntweinsgeſellſchaften, ſogar unter den Hefen des Volks, aufſuchen; wenn preiswürdige Männer aus dieſer Klaſſe auf Ehrengelagen der Bauern ſich alles erlauben, was ſelbſt mancher Landmann von mildern Sitten für unanſtändig hält; wenn dieſe geiſtvollen Männer in beſſern Geſellſchaften als Barbaren in jeder Gattung von Literatur erſcheinen, weil ſie ſeit langer Zeit von nichts mehr Notiz genommen haben, aus allen Winkeln ihrer Köpfe nichts weiter aufzutreiben vermögen, als einige dürre Reminiſcenzen aus ihren Kompendien; über nichts zu urtheilen wiſſen, und wenn es geſchieht, etwas abſurdes von ihnen geſagt wird; wenn zu dieſem Allem, und mehrern Preiswürdigkeiten, die ich hier nicht nennen mag, noch ein anmaßender Dünkel hinzukommt, daß ſie ſchon darum unendlich viel gelten wollen, weil ſie Sonn- und Feſttags öffentlich für die Seelen ſorgen, und aus freyer Fauſt predigen; ſo möchte ich den verſtändigen und unpartheyiſchen Mann wohl ſehen, dem der Amtsrock ſolcher Prediger einige Achtung gegen ſie einflößen könnte. Der beſſre Theil dieſes Standes muß durch ſolche, von denen ich eben geredet habe, unverdienter Weiſe mit leiden. Sie ſind Schuld

daran, daß vom Predigerstande im Allgemeinen so viel nachtheiliges gesprochen wird. Im Vorbeygehen muß ich aber doch bemerken, daß es seltsam ist, nur immer von Predigern alle mögliche Anekdoten von Kanzelschnörkeln aufzutischen und Gesellschaften damit zu belustigen, gleichsam als wenn z. B. die Geistes- und Fingerarbeiten der praktischen Juristen allen den Geschmack und die klassische Eleganz hätten, daß nie etwas daran auszusetzen wäre! Hiervon gedenkt man nichts, weil die juristischen Absurditäten nicht bekannt werden, hingegen der Prediger bey den seinigen die christliche Gemeinde zum Zeugen hat.

Ich habe erwiesen, daß Geringschätzung des Predigerordens eines Theils aus dem Leichtsinne des Zeitalters und der Lauigkeit gegen die Religion entspringe, daß aber diese Verachtung doch nicht so groß ist, als manche sie ausgeben; daß ein Theil der Verehrung, welchen die Geistlichkeit im frühern Zeitaltern empfing, nothwendig in dem Grade wegfallen mußte, in welchem die Nation aufgeklärter und selbstdenkend wurde; daß viele Prediger gar sehr vor andern Ständen ausgezeichnet werden wollen, weil sie vom geistlichen Stolze nicht frey sind; daß endlich aber auch mehrere von ihnen keine Achtung verdienen. Es wäre nun noch übrig, die Mittel anzugeben, wodurch dieser Stand die Geringschätzung von sich abwenden könnte. Ich kann mich hierbey kurz fassen, weil ich verschiedenes schon

im ersten Theile dieser Briefe hierüber bemerkt habe, und es beynahe von selbst einleuchtet, worauf es hier ankommt. „Unser Amt," sagt irgendwo Luther, „ist nun ganz etwas anders worden." Dieser Ausspruch gilt in vielen Rücksichten jetzt ganz besonders. Sie sind vorbey die Zeiten, wo der Geistliche, bloß darum, weil ihn die fromme Einfalt für eine geheiligte Person ansahe, deßhalb eine ausgezeichnete Verehrung empfing; sie sind vorbey die Zeiten, wo das Publikum sich mit allem befriedigen ließ, was diese Männer auf der Kanzel sprachen, mochte es so geistlos oder unnütz seyn, als es wollte, und wo ein noch sehr ungebildetes Publikum den Mangel der Kultur an seinen Predigern nicht bemerken konnte. Es bleibt also nichts übrig, als ein höherer Grad von Bildung, durch alle die Kenntnisse, die diesen Stand ehrwürdiger und brauchbarer machen können. *) Es bleibt unnachläßlich, daß der Prediger durch einen sittlich guten Wandel seiner Gemeinde vorleuchte, und sein, ihn umgebendes, Publikum dadurch nöthige, jene nachtheiligen Begriffe von Geitz, von pharisäischem Dünkel, von frommer Heucheley, von niedrigem Eigennutz, von träger Gemächlichkeit und Hang zum Müßiggange, wozu so manche unwürdige Mitglieder jenes Standes Veranlassung geben, zu verändern. Was den Punkt des Fleißes anlangt, so ist es doch unglaublich, wie viel hier

*) Worin dieß alles geschehen könne und solle, davon s. B. 1. Br. 17. und 18.

noch an einer Menge Predigern vermißt wird. Sie verwalten ihr Amt, ſtudiren auch wohl auf ihre Predigten, wiewohl ſehr viele die Vorbereitung ſchnell genug von der Hand ſchlagen, beſorgen ihre ökonomiſchen Geſchäfte, und damit gut. Vergleichen ſie ſich mit einer großen Anzahl anderer Staatsdiener, die einen beträchtlichen Theil jedes Tags beſtimmt arbeiten müſſen; wie gemächlich iſt dann immer noch ihre Lage, auch bey zahlreichen Amtsgeſchäften! Aber wie wenig wird die ihnen ſo günſtige Muße benutzt! Glaubt nicht mancher, Wunder! was er gethan hat, wenn er, binnen einem halben Jahre, ein oder zwey unbedeutende Schriftchen geleſen, die ein Mann von Thätigkeit und guter Eintheilung ſeiner Zeit vielleicht in einem Tage geendigt haben würde? Daß ich über die gänzlich Verbauerten oder Geiſtesarmen, die ſeit einer langen Reihe von Jahren in kein Buch geſehen haben, auch nun gänzlich unfähig ſeyn würden, eins zu verſtehen, kein Wort ſage, theils weil ſie nicht zu beſſern ſind, theils weil dieſes Buch ſicher nicht in ihre Hände kommt, verſteht ſich von ſelbſt. Sie müſſen ihrem Schickſale überlaſſen bleiben. —

Achter Brief.

„Der Mangel an gesittetem Umgange auf dem Lande trägt viel bey, kann es wenigstens, die äußern Sitten und das ganze Benehmen des Predigers etwas steif und hölzern zu machen.“ Hierin, mein Freund, haben Sie sehr recht. Sie klagen überhaupt über Mangel an Umgang mit Männern, von welchen Sie lernen, und in deren Gesellschaft Sie Ihren Geist erheitern könnten. Ihre Klagen mögen gegründet genug seyn. So viel ich zu Ihrem Troste hierüber sagen kann, will ich mittheilen.

Es ist nicht zu leugnen, die äußern Sitten des Landpredigers werden schnell auf eine unglaubliche Weise rosten, wenn er ungebildet in das Amt kommt, und auch hier noch seinen Geist vernachlässigt. Seine Unfähigkeit, sich in irgend einer gebildeten Gesellschaft mit einigem Anstand zu benehmen, sein tölpisches Betragen, seine bäuerische Blödigkeit, die Barbarismen und Rusticismen, die er allmählig in seine Umgangssprache aufgenommen hat, ohne daß er es selbst weiß, und mehrere Symptomen der Art werden bald verrathen, was er auf dem Lande für eine Lebensart führt. Dieser Art der Sittenvergröberung ist vorzubeugen, wie ich in meiner ersten

Korrespondenz schon bemerkt habe. *) Die Einsamkeit, in der der Landprediger häufig leben muß, verschlimmert eigentlich die Sitten nicht, wenn er nur an seinem Innern zu bilden nicht aufhört, und den Umgang geistreicher Hausfreunde, Bücher aus mehrern Klassen des menschlichen Wissens, nicht unbenutzt läßt. Sein äußeres Benehmen wird zwar nicht die Gewandtheit und Glätte eines feinen Volkmanns an sich tragen, aber immer einen Vorzug vor den Sitten derjenigen haben, die in Absicht wahrer Bildung und feiner Lebensart etwas zu seyn sich einbilden, und — nos poma natamus!

Prediger in kleinen, auch wohl Mittelstädten, können oft dieselbe Klage über Mangel an wahrhaft bildendem Umgange führen, in welchem sie gleich gute Nahrung für Verstand und Herz fänden. Man muß gestehen, je mehr der Mensch sich veredelt; desto humaner wird er, wenn alles erforderliche hinzu kommt, in seiner Theilnehmung an den Angelegenheiten der Menschheit. Aber er ist nicht für alle Cirkel:

Bilde zum Menschen dich aus, und tausenden wirst du ein Räthsel:
Keiner begreift in dir, was er in sich nicht erkennt.

Wie schwer hält es, von andern verstanden zu werden!

*) Band 1. im Anhange, auf den letzten Seiten.

Neunter Brief.

Sie sind, mein Freund, schon einige Jahre im Amte, und noch im Cölibate. Ich wünschte Sie wären es nicht. Sie würden auch weniger über Mangel an vertrautem Umgange in ihrer ländlichen Einsamkeit klagen. Unsere protestantische Kirche, man muß es gestehen, nähert sich hierin wieder dem Katholicismus; und das ist, in einer Menge Rücksichten, nicht gut. Viele Prediger der katholischen Konfession wünschen, laut öffentlichen Blättern, jetzt sehr, daß der Zwang ihrer Kirche zum ehelosen Leben aufgehoben werden möchte, und viele der unsrigen wählen die Eheloſigkeit freywillig! Ihre Zahl würde unstreitig noch größer seyn, wenn nicht, wie Lichtenberg irgendwo sagt, „dem Himmel sey Dank! die Neigung dem Menschen über den Hals käme, wenn er mit dem Beweise der Nothwendigkeit und Nützlichkeit noch nicht zur Hälfte fertig ist.“

Doch der Hang zum ehelosen Leben ist nicht allein in dem Predigerstande bemerklich, er ist es in andern noch mehr, und bey manchem Individuum derselben weit weniger zu entschuldigen. Wie viel giebt es nicht in Handelsstädten reiche Kaufleute

und

und andere wohlhabende Männer, die ehelos leben? Ich will sehr gern zugeben, daß die so sehr verminderte Häuslichkeit in den Sitten des jetzigen weiblichen Geschlechts, eine Erziehung der Töchter, nach welcher sie nur glänzen sollen, und die eine Menge Bedürfnisse der Eitelkeit, der ephemerischen Moden, überhaupt der Ueppigkeit, in ihnen aufregt, die mancher bedenkliche Mann im Ehestande befriedigen zu können verzweifelt, sehr viele zum ehelosen Leben verleitet; denn in wie vielen Zeitschriften ist der Vorwurf den Töchtern unsers Vaterlandes laut gemacht worden, daß nur sie durch jene genannten übeln Empfehlungen daran Schuld seyen, daß in gesitteten Ständen die Eheloſigkeit sehr überhand nehme. Sie mögen den Theil von Schuld tragen, der hier auf ihre Köpfe fällt! Aber die Anklage ist einseitig. Leichtsinn, Hang zu einer übelverstandenen Freyheit, ein Egoismus, der die mittheilenden Empfindungen geschwächt und vertilgt hat, falsche Maximen in der Sittenlehre, eine Kraftloſigkeit, für Wesen, die die Natur auf das innigste mit dem Menschen vereinigt hat, sorgen und aufopfern zu können, eine Lüsternheit, immer zu genießen, was den Sinnen behaglich ist, eine Angewöhnung, in groben Ausschweifungen zu wechseln, dieß, dieß sind, dünkt mich, die nichtswürdigen Beweggründe, warum so viele von unserm Geschlechte ihr Glück in der Eheloſigkeit suchen. Doch, ich wollte ja nur von Predigern sprechen.

und sich genöthigt fand, die Sache dem Pabste selbst zu überlassen. Jeder andere würde, unter diesen Umständen, die Sache aufgegeben oder doch verschoben haben. Aber Gregor war nicht gewohnt, von dem einmal gefaßten Vorsatze abzugehen; er fuhr standhaft fort, die Priesterehe bey schwerer Strafe zu verbieten, in der Ueberzeugung, daß Zeit und Beharrlichkeit auch die größten Schwierigkeiten überwinden könnten. Und wirklich gab es sich in der Folge, zumal da sich der müßige, unenthaltsame Klerus durch einen heimlichen Konkubinat zu entschädigen suchte." Egoistischer Pfaffengeist, Mangel an Patriotismus, gräcisirende Richtung eines mächtigen Naturtriebs, heimlicher Konkubinat, dessen Daseyn das katholische Publikum sehr gut weiß, und jedem rechtlich gesinnten Layen von jeher höchst ärgerlich gewesen ist, eine Menge beichtväterlicher Verführungen der Weiber und Töchter in Familien u. s. w.; dieß sind seit jenem Verbote die Folgen des geistlichen Cälibats gewesen. Die Sache ist zu bekannt und zu einleuchtend, als daß noch weiter etwas darüber zu sagen wäre. Luther, der in seiner kräftigen Sprache öfters dagegen eifert, und mehrmals der katholischen Kirche vorwirft, daß ihr Klerus bisher ein Leben geführt habe, „wie die unvernünftigen Säue," ermunterte eben so nachdrücklich zur Ehe. Daß er auch durchdrang, was eben nicht schwer war, humanisirte, im edlern Sinne, die protestantische Geistlichkeit. Die ersprießlichen Folgen davon haben sich seit Jahrhunderten gezeigt,

und es ist zu verwundern, wie ein protestantischer Schriftsteller im Jahre 1794. auf den sonderbaren Einfall gerathen konnte, den Predigern die Ehelosigkeit wieder zu empfehlen. Jedoch, unter vielen einzelnen Mitgliedern hat sie sich seit einer Reihe Jahren gezeigt. Und woher? Viele Stellen sind zu dürftig dotirt, als daß ein Mann mit Familie nur kümmerlich dabey leben könnte. Soll er Schulden machen, die er nie wieder bezahlen wird? Armuth zieht Geringschätzung nach sich: die kann also nicht außenbleiben, wenn der Prediger mit seiner Familie sich in gar zu dürftigen Umständen befindet; und wer hat Muth genug, sie immer mit Gelassenheit zu ertragen? Die Lebensbedürfnisse sind allenthalben theurer, und die Einkünfte der Stellen, zumal bey stehender Geldbesoldung, in nichts erhöht worden. Was also bey den Vorfahren ausreichte, reicht jetzt nicht hin. Kinder fordern Erziehung; Söhne sollen entweder studiren, oder irgend eine andere Lebensart erwählen; zu allem gehört ein gewisser Aufwand. Woher diesen, bey so dürftigen Einkünften, bestreiten? Stirbt der Prediger den Seinigen zu früh; von was sollen sie sich ernähren? Wie angreifend überhaupt der Gedanke für einen Mann, der aus Pflicht und Gefühl Gatte und Vater ist, nicht zu wissen, von was diese Armen, nach seinem Absterben, einmal leben sollen? —

Diese und ähnliche Bedenklichkeiten mögen denn, wie mehrere Männer im Staate von geringen Ein-

lichen Leben, selbst welchen zu trinken, ohne seiner Familie etwas nöthigeres zu entziehen, so schränke er sich auch hierin ein; fällt ihm die Ausgabe, in einer eleganten Chaise zu fahren, zu schwer, so fürchte er nicht, sich zu entehren, wenn er in einem geringen Fuhrwerke in die Stadt, oder zu seinen Feldnachbarn fährt. Unsre Vorfahren schränkten bey ihren Kirchweihfesten sich auf ein Kartenspiel ein, wobey sie wenige Groschen verlieren konnten, viele von ihnen trieben dieses Handwerk lieber gar nicht; ist es denn nothwendig, oder vielmehr verantwortlich, daß jetzt viele leichtsinnige und unbesonnene Menschen, unter den Predigern, sich, wie sie glauben, des Wohlstands wegen, auf Spiele einlassen, wobey zwanzig, dreyßig und mehrere Thaler verloren werden, daß sie sogar bey gewissen Lustbarkeiten in Städten, unbekümmert in was für Gesellschaften sie hier gerathen, an den Pharaotischen sich finden lassen? Ich rede jetzt nicht von der Moralität eines solchen Leichtsinnes; aber darf man sich wundern, wenn auf diese Weise die Einkünfte so mancher, sonst gar nicht mittelmäßigen, Stelle nicht ausreichen, daß sogar am Ende Weib und Kinder unverschuldet darunter leiden und darben? Einschränkung ist, wie am Tage liegt, allerdings nöthig, und der Landprediger kann und muß den Muth haben, sich in genannten und ähnlichen Dingen selbst zu überwinden. Es sollte ein Wetteifer unter den Predigern rege werden, sich gern über das hinwegzusetzen, dessen Entbehrung ihr Stand

und ihre übrige Lage nothwendig machen. Ein solches Beyspiel müßte auch auf andere Menschen Einfluß haben, selbst für die Wohlhabendern unter den Kirchkindern nicht ohne irgend einen Nutzen seyn.

Prediger klagen, nicht ohne Grund, daß sie meistentheils zu unbemittelt sind, ihren Kindern, zumal Söhnen, eine gute Erziehung zu geben, sie, wenn sie studiren sollen, auf Schulen und Universitäten zu erhalten, und daß, nach ihrem Tode, Wittwe und Kinder, da sie gewöhnlich kein Vermögen hinterlassen, übel dran sind. Auch dieses mag eine Ursache seyn, daß mehrere jetzt unverheirathet bleiben. Allein eine Menge anderer Diener im Staate sind nicht besser, nein, noch etwas schlimmer dran. Den Predigerwittwen werden doch halbe Gnaden-Jahre, nach der Männer Tode, gestattet, kleine Einkünfte aus Wittwenkassen, deren z. B. die Wittwen von Gerichtshaltern oder Aerzten entbehren. Es ist wahr, der Gedanke, von was Weib und Kinder nach ihres Versorgers Tode einmal leben wollen, muß für jeden, nicht leichtsinnigen, Mann einer der wichtigsten seyn, und unmoralisch ist es, wenn er bey seinen Lebzeiten einigermaßen dafür sorgen könnte, und es unterläßt; aber, wer das Seinige gethan hat, und keine Vernachlässigung aus Leichtsinn sich hat zu Schulden kommen lassen, der darf sich beruhigen, und den Glauben an Vorsehung und Menschheit, der er sein Weib und seine Kinder hinterläßt, nicht aufgeben. Sind doch die Beyspiele

nicht ganz selten, daß Söhne, die ihrer Väter frühzeitig beraubt wurden, und sehr arm waren, einen edlern Schatz aus sich selbst heraus arbeiteten, und es weiter brachten, als wenn ihnen ansehnliches Vermögen wäre hinterlassen worden. Sie dürfen niemanden zu dreust machen, diese Beyspiele; aber das vernünftige Vertrauen auf Vorsehung und Menschheit können sie doch mit beleben. Und ist es denn gerade nöthig, daß die Söhne der Prediger sich wieder dem gelehrten Stande, insbesondere dem ihrer Väter widmen? Es mangeln ihnen ja oft alle Fähigkeiten dazu. Der Staat braucht bekanntermaßen Handwerker und Künstler in noch größerer Anzahl.

Es treten auch Fälle ein, wo es, im Betreff des Amtes, für den Prediger weit zuträglicher ist, verehlicht zu seyn. Ich will jetzt nicht von Irrungen unter Eheleuten und andern Angelegenheiten sprechen, die Männer oder Weiber dem unverehlichten Prediger nicht leicht mittheilen. Nur dieses bemerke ich, daß das Vertrauen überhaupt größer zu seyn pflegt, wenn er beweibt ist. Wer es nicht ist, und seinen Jahren und seiner Lage nach es seyn könnte, von dem entfernen sich die Menschen immer etwas, weil er sich von dem, was zur Erhaltung und engern Verbindung der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft unumgänglich nothwendig ist, freywillig abgesondert hat. Er wird es empfinden, daß er eine isolirte Monas ist, die mit den übrigen in

keiner gehörigen Kausalverbindung steht. Es kostet wenigstens unglaubliche Mühe, unverehlicht einige Vertraulichkeit zu genießen, wenn man gleich Achtung und Wohlwollen empfangen kann.

Es giebt aber auch Nachtheile, die bey einem unverheiratheten Prediger mit zu bemerken sind. Er fällt leicht in den Verdacht, daß er bey fremden Weibern, oder nachgiebigen Mädchen sich schadlos halte. Daß dieses von manchem geschehe, bezweifelt wohl niemand; aber auch der Unbescholtene wird zutheilen durch die gleichgültigste Rede oder Handlung jenen Verdacht erwecken, und der verleumderische Pöbel, zumal unter dem weiblichen Geschlechte — das ganze andere Geschlecht macht gern Parthey gegen einen Unverehlichten, der diesem Stande freywillig entsagt — wird sich berufen glauben, Mancherley zu erdichten.

Φιλόψογον γὰρ χρῆμα θηλειῶν ἔφυ,
Σμικρὰς δ' ἀφορμὰς ἢν λάβωσι τῶν λόγων,
Πλείους ἐπεισφέρουσιν. *)

Gesetzt aber auch, er entgeht allen übeln Nachreden; der Verlust bleibt dennoch unersetzlich für ihn, als Menschen. Von Natur ist jeder Mensch eigennützig und egoistisch. Das vornehmste Geschäft der Moral ist, diesen Eigennutz, diesen Solipsismus, zu schwächen, und die mittheilenden Triebe und Neigungen durch Gründe der Sittenlehre, die

*) Eurip. Phoeniss. v. 206 — 208.

auf den Willen wirken, in Bewegung zu ſetzen. Jene Gründe müſſen immerfort erwogen werden, wenn dieſer Zweck erreicht werden ſoll. Es gehört, natürlicher Weiſe, viel Uebung dazu. Aber dieſe Uebung werden die meiſten Menſchen da nicht gern mit ſich vornehmen, wo Selbſtüberwindung und Entbehrung nothwendig wird. Es müſſen äußere Veranlaſſungen kommen, die den Menſchen dazu nöthigen. Und hier hat die weiſe Einrichtung der Natur viel für den Menſchen gethan. Sie nöthigt ihn mit einem Weſen ſeiner Art ſich auf das innigſte, auf das dauerhafteſte, zu vereinigen; und die Liebe wird Schöpferin von Moralität und Glückſeligkeit. *)

Sobald dieſe Periode im Leben des Menſchen ihren Anfang nimmt; ſo geht auch eine wichtige Veränderung mit ihm vor. Es war, unter andern, bey ihm noch kein wahres Intereſſe an der Natur, ehe die Symptomen der Liebe in ihm ſich regten. Aber nun fängt ſie ihm an, ohne daß er ſelbſt die Gründe davon anzugeben vermag, reitzender zu werden; er fängt an, ſich ſelbſt zu verſchönern. Der flüchtige Jüngling wird z. B. nun ſorgfältiger in der Kultur ſeines Körpers; er wähnt, hier den Geboten ſtrengerer Ordnung und Anſtändigkeit zu gehorchen; und es iſt am Ende ganz etwas anders, was ihn hier leitet, und menſchlicher macht. Glückſeligkeit und Elend fangen an keine leeren

*) Ἔρως κρεσβύτατος ὢν, μεγίστων ἀγαθῶν αἴτιός ἐστιν. Plat. Symp. p. 117. (ed. Fisch.)

Wörter mehr für ihn zu seyn. Ein lebhaftes Interesse dafür regt sich. In stiller Einsamkeit entzittert darüber dem leiser fühlenden Jünglinge zuweilen eine beredte Thräne. Sie fließet der Menschheit zur Ehre, zu welcher ihn die Natur mit unerklärlicher Zaubergewalt hinleitet. Mit einem Worte: Sie hat etwas wichtiges mit dem Menschen vor. Die Saiten der Empfindung sind berührt, und sie tönen fort. Ich spreche hier nicht von den Verirrungen, die hierbey vorgehen, wenn die Vernunft ihr Steuerruder niedergelegt hat, und der Jüngling sich mit jenem amare et sapere vix deo conceditur mehr, als er sollte, entschuldigt. Den Unsinn der Liebe, womit mancher seinem empfindsamen Herzen sogar Ehre zu machen meint, nehme ich nicht in Schutz. Noch weniger spreche ich von der bloß heftigen Neigung, die das zweybeinigte Geschöpf ohne Federn mit seinen vierfüßigen Anverwandten gemein hat; und von der ich eben nicht behaupten mag, daß sie den Menschen veredle. Diese Neigung ist an sich selbstsüchtig, so wie mehrere andere. Ich spreche von der Liebe im edlern Sinne, die von der Natur erzeugt, theils durch sich selbst, theils durch sittliche Grundsätze verfeinert wird. Sie ist uneigennützig; wenigstens wird der Mensch den Zusatz von Eigennutz, den sie haben mag, nicht so gewahr, und das ist zu seiner Veredlung schon genug. Glaubt er das Wesen vom andern Geschlechte gefunden zu haben, welches seine edlern Bedürfnisse befriedigen könne, wie billig wird er in seinen Ansprüchen an dasselbe,

ſagen, heroiſche Freundſchaft möglich werden könne, wie ſie zwiſchen zwey gleichgeſtimmten Männern ſich findet, bezweifle ich. In der Ehe iſt ſie es, und wohl noch mehr. Und welche Schule für die Moralität! Daß dieſe Verbindung in tauſend Fällen eine Schutzwehr gegen Ausſchweifungen und unordentliche Lebensart iſt, bleibt die bekannteſte Erfahrung. Aber wie nöthigt ſie überhaupt den Menſchen zur zärtlichſten Sorge für das, mit ihm aufs engſte verbundene, Weſen, und ſeine Kinder, zur Duldſamkeit gegen die Fehler des andern Theils! wie zwingt ſie, wenn die Umſtände es erfordern, zu Entbehrungen, zu Aufopferungen! wie verfeinert ſie den Humanitätsſinn durch die Abwechſelung von Hoffen und Fürchten, wenn z. B. Krankheiten die Familie heimſuchen! wie erhebt ſich das Vertrauen zu einer höhern Vorſehung!

Ich kann nicht übergehen, daß der Beſitz von Kindern die Moralität des Menſchen am wirkſamſten mit befördert. Jene Sorgfalt für ihr phyſiſches und geiſtiges Wohl, jenes Aufmerken auf ihre Neigungen und Triebe, jene Geduld, die die Verbeſſerung ihrer Fehler erfordert, jenes willige Verſagen mancher Bequemlichkeiten und Genüſſe, um deſto pflichttreuer für Erziehung und Fortkommen der Seinigen zu ſorgen; wie leitet dieß alles den beſonnenen Vater auf der Stufenleiter moraliſcher Weſen immer höher! Wenigſtens iſt derjenige nicht werth, Vater von Kindern zu heiſſen, den der Beſitz derſelben nicht

ſorgen, aufopfern, entbehren lehrt. Die Natur hat ihn zwar zum Vater gemacht; aber die Vernunft entſetzt ihn dieſer Würde.

Ich will nicht behaupten, daß es keine unverheiratheten Männer gäbe, die auch in moraliſcher Rückſicht ausgezeichnet wären; aber man frage ſie nur ſelbſt, welche Anſtrengung, welche unterbrochne Arbeit es ihnen gekoſtet hat, es zu werden, und noch koſtet, um nicht auf die eine oder andere Art zu ſinken, wie ſie alles hervorrufen mußten, um immer volle Theilnehmung an den Individuen der Menſchheit zu behalten, wie ſie ſich in vielen Fällen das ſtrenge Gebot der Pflicht wiederholt vorhalten mußten, um die Socialpflichten zu erfüllen; welches alles bey dem Verheiratheten ungleich leichter von ſtatten geht. Geſchieht es bey vielen dennoch nicht; ſo iſt das wenigſtens nicht Schuld der Ehe an ſich ſelbſt.

Soll ich von dem Werthe des häuslichen Glücks noch etwas ſagen? Die zufriedenen Ehen ſcheinen in unſern Tagen, leider! ſehr abzunehmen. Männer in geiſtlichen Obergerichten wiſſen aus den Verhandlungen, die da vorgehen, von Verletzung des ehelichen Bundes durch ärgerliche Lebensart, von nichtswürdiger, oft grauſamer, gegenſeitiger Behandlung der Ehegatten, von unverſchämten Forderungen, ohne Anſtand getrennt zu werden, mehr als zu viel. Und das Wenigſte, was in Häuſern dießfalls vorgeht, gelangt doch immer nur zu ihrer Kunde.

Dazu wirken freylich eine Menge Dinge, die Folgen der verminderten Moralität zu seyn scheinen.

Jedoch von diesen rede ich hier eigentlich nicht. Es giebt viele unzufriedene Ehen, wo entweder das Weib bey dem Manne, oder der Mann bey dem Weibe in der Hölle sich befindet. Ein einziger Mißgriff, und ein sonst edler, verständiger, heiterer und nachgebender Mann hat oft die ganze Glückseligkeit seines Lebens verloren! Von den Uebereilungen, die hier begangen werden, mithin von der Vorsicht, mit welcher insbesondere der Prediger bey der Wahl seiner künftigen Gattin zu Werke gehen müsse, habe ich schon an einem andern Orte *) geredet, und ich wiederhole deßhalb hier nichts davon. Doch die Beyspiele von Verheirathungen, die ganz unglücklich sind, oder von solchen, wo der Hausfriede zuweilen sich auffallend mindert, sollten den Mann, der in diesen Stand mit Ehren treten kann, nicht davon zurückhalten. Ueberhaupt darf niemand zu viel hiervon erwarten; und er muß, was er als poetischer Jüngling etwan davon gefaselt, in Romanen oder Schriften von jungen Skribenten, die weder Menschen noch häusliches Leben kannten, von der Wonne des vollendeten Paradieses im Ehestande gelesen hat, rein vergessen, und dann wird er sich, dünkt mich, auch nicht getäuscht finden, so fern er nur nicht unglücklich gewählt hat. „Obs gleich — sagt Luther —

*) Band 1. Br. 20.

im Ehestande zuweilen schnurrt und murrt, als da ist des andern Parts wunderlicher Sinn, der Kinder Heulen und Schreyen, das muß nicht irre machen: es geht nicht alles schnur gerade: ist ein zufällig Ding, deß muß man sich gefallen lassen. Darum wohlan! die Gedanken aus dem Sinn, wer klug ist, und fröhlich hinan, dem Pabst und dem Teufel zum Trutz! Gott wills, und der Mensch bedarf es." „Es ist ein großer Ruhm, welchen die haben, so ehelich sind. Die andern lasse man sauer sehen, schlage ihnen ein Schnippchen dagegen, und genüge sich, daß man weiß, Gott sieht es freundlich an, zusammt den lieben Engeln, so man sich seine köstliche Schöpfung gefallen läßt." — „Wenn ich meinen Herrn *) Käthe nicht gefreyt gehabt, und wäre auf dem Todesbette gelegen, so wollte ich mir erst ein frommes Mägdlein haben vertrauen lassen, und ihr zwey silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben, und dann flugs und fröhlich gestorben. Amen."

Daß bey allen Unannehmlichkeiten und Beschwerden, die der Ehestand verursacht, oder veranlaßt, das mächtige Uebergewicht doch auf der Seite des Guten sey, bleibt unstreitig eine Erfahrung aller

*) Luther stand in seinem Hause gewißermaßen unter der Herrschaft seiner Frau. Darum nennt er sie Herr; so wie er sie in seinen lateinischen Schriften, nicht wie Ovid oder Tibull ihre Geliebten, sehr galant, dominam, sondern dominum nennt.

rechtlichen Menschen in jedem Zeitalter. „Das Glück des häuslichen Lebens" — sagt Zollikofer — „ersetzt den Mangel jedes andern; aber sein Mangel kann durch kein anderes ersetzt werden. Läßt dir die Welt, lassen dir deine Mitbürger nicht die Gerechtigkeit, nicht die Achtung und Ehre wiederfahren, die du verdienst; werden dir deine Wohlthaten mit Kaltsinn und Undank vergolten: wie bald wirst du diesen Mangel, diese Leiden vergessen, wenn du in den Schooß der Deinigen zurückkehrst, mit offenen Armen und Herzen von ihnen empfangen wirst, und in ihrer Mitte das giltst, was du wirklich bist, den Beyfall und das Lob erhältst, die du wirklich verdienst, und den ganzen Werth ihrer Zuneigung und Liebe empfindest! Hat aller Schimmer der großen Welt, aller Glanz des Hofes, aller Triumph der Hoheit und Macht dein Herz kalt und leer gelassen; hat dich das Schauspiel der Verstellung, der Arglist, der Falschheit, der kindischen Eitelkeit, das sich dir da darstellte, ermüdet und erbittert: wie bald wird sich in dem Kreise deiner Geliebten sanfte Wärme durch dein ermattetes Herz verbreiten, wie bald werden süßere, edlere Empfindungen dasselbe wieder erheben, wie bald werden dich die Wahrheit, die Offenheit, die Redlichkeit, die Unschuld, die da leben und weben, wieder mit der Menschheit aussöhnen! Genieß hingegen ein noch so glänzendes Glück; sey der Liebling der Großen; sey der Götze des Volks; sey der Tongeber in den feinsten Gesellschaften; sey

selbst groß und reich; herrsche über noch so viele andere; aber deine Wohnung sey die Wohnung der Zwietracht und der Eifersucht, und dein häusliches Leben verweigre dir die Ruhe, die Zufriedenheit, das Vergnügen, die es dem Weisen und Guten gewähret: wie wenig wird dir jenes äußere blendende Glück diesen wesentlichen innern Mangel ersetzen! Wie sehr wird dir dieser Mangel den Genuß jenes Glücks verbittern! Wie schwer, wie unerträglich wird dir nicht die Last desselben werden!" *) Beynahe möchte ich jene ganze Predigt abschreiben, wenn ich nicht glaubte, daß sie meinen Lesern sattsam bekannt sey.

Wohl selten mag jemand, der die Zeit zu heirathen verschwinden ließ, es mögen nun innre oder äußere Gründe ihn davon zurückgehalten haben, im Spätherbste seines Lebens deßhalb mit sich zufrieden gewesen seyn. „Da kömmt" — sagt Luther bey mehrgedachtem Gegenstande — „das Hündlein Reuel, welches schon viele Leute gebissen hat." Es ist unmöglich, daß nicht auch bey dem Manne, der Stoff genug für seinen Geist zum Denken, der Arbeiten des Berufs in Menge hat und brennenden Eifer für die Wissenschaften empfindet, der sich oft in ein wahres Schwelgen darin verwandelt, eine Leerheit des Herzens, ein Streben nach vertrauterer Eröffnung seiner selbst, ein Sehnen nach etwas rein menschlicherm, was nicht da ist, empfindlich regen sollte, und was um ihn her die Welt nicht geben kann.

*) Zollikofers Predigten über die Würde des Menschen ꝛc. B. 2. S. 180. 181.

Ich kann nun wohl zum Schluſſe dieſes Briefs übergehen.

Wie nöthig es für den Prediger überhaupt, insbeſondere für den Landprediger ſey, ſich, wo möglich, bald zu verheirathen, liegt denn wohl am Tage. Soll außer den angeführten Gründen auch das Landleben für ihn angenehm werden, und ſeinen eigenthümlichen Reiz behalten, ſo gehört der Eheſtand mit dazu. Wie angenehm muß es auch für den Landprediger, ſo wie für jeden Menſchen von einigem Verſtand und Herzensgüte werden, ſich in Kindern, nach einer Reihe von Jahren, wo Alter und Abnahme der Kräfte ihm eine immer düſter werdende Anſicht der Welt eröffnen, gleichſam noch verjüngt, noch fortwirkend für die Nachwelt, zu ſehen! Einen Knaben von nur einigen Anlagen brauchbar für die Welt, eine Tochter zu einer künftigen guten Frau und Gattin gebildet zu haben, muß die reinſten Freuden gewähren. Es ſchiebe nur niemand die ſo wichtige Angelegenheit, ſich zu verheirathen, weit hinaus. Kein entflohenes Jahr kehrt wieder zurück. Alles in der Welt hat ſeine Zeit, wo es am beſten gelingt. Jedes Jahr vermehrt, in ſteigender Progreſſion, die Schwierigkeiten. Soll es in der ſpätern Lebensperiode erſt geſchehen, wenn der Muth, die Schwierigkeiten und Uebel, die im Eheſtande doch ſelten außen bleiben, zu überwinden, ſich merklich gelähmt fühlt? Doch — sapienti sat.

Zehnter Brief.

Aus dem mir zugesendeten Briefe, mein Freund, ersehe ich, daß sich Ihnen Aussichten zu einer andern Versorgung eröffnen. Die eine wäre zu einer einträglichern Landpredigerstelle; die andere zu einer Ephorie. Sie sind, wie ich höre, geneigt, alles zu thun, was in der Sache geschehen kann, um zu einer von beiden zu gelangen. Ich will Ihnen unverholen meine Meinung darüber mittheilen.

Seine Umstände zu verbessern, wenn es auf eine rechtliche und erlaubte Weise geschehen kann, wer darf das tadeln? In vieler Rücksicht wird es Pflicht; und wer Gelegenheit und Aufforderung dazu hat, und sie unbenutzt läßt, sündigt, gewissermaßen, an sich selbst. Jedoch, Sie sind erst einige Jahre in Ihrem gegenwärtigen Amte, und haben Ihr Auskommen; die Verbesserung bey der eröffneten Landpredigerstelle scheint, genau untersucht, unbeträchtlich zu seyn; warum also Ihre bisherige Gemeinde schon verlassen? Sie ist mit Ihnen zufrieden, und Sie sind es, wenigstens mit der Mehrheit der Gemeindeglieder, ebenfalls; was nöthigt Sie also eigentlich zu der Veränderung? Ihr Kirchenpatron fängt auch an, sich behandeln zu lassen. Die übrigen Gründe,

die von der etwas unbequemen Lage ihrer Pfarrwohnung, von einem treuen Nachbar, der Ihnen dann und wann Obst stiehlt, von einem andern Freunde, der Ihre Flugtauben wegfängt, und ähnlichen Dingen hergenommen sind, haben, bey mir wenigstens, kein sonderliches Gewicht. Sie werden es an keinem Orte in der Christenheit so bequem haben, daß schlechterdings nichts vermißt würde. Und wissen Sie denn schon im Voraus, was Sie an Ihrer künftigen Gemeinde finden werden? Was Sie an der gegenwärtigen besitzen, können Sie nun ziemlich richtig entscheiden. Die Zuneigung zu der ersten Gemeinde, zu welcher man in seinem Leben berufen wurde, gleicht einer schönen Jugendfreundschaft, deren Trennung nicht leicht, oft gar nicht vergessen wird. Da hat schon mancher unsers Standes das Bedeutende jener Worte empfunden: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.“ *) Man kann nie bestimmen, ob man bey seiner Gemeinde Nutzen gestiftet, wenn man nicht wenigstens zehen Jahre an ihr gearbeitet hat. Die Wirkungen desjenigen, was wir lehren oder thun, können, der Natur der Sache nach, nicht schnell sich äußern. Das erste und zweyte Jahr vergeht für den Prediger, ehe er seine Kirchkinder genau kennen lernt, und ehe er gewisse vorgefundene Hindernisse einer nutzbaren Amtsführung beseitiget. Das auf Erfahrung sich stützende Zutrauen der Gemeinde kann erst nach einigen Jah-

*) Offenbarung Joh. 2. V. 4.

ren fest gegründet seyn; der Geist seiner Vorträge wird dann auch erst gehörig verstanden werden, an manches andere, was hier in Betrachtung kommt, wird sich die Gemeinde gewöhnt haben; und so fängt man nach Verlauf mehrerer Jahre erst recht an mit Nutzen zu arbeiten, besonders auch im Beichtstuhle, bey Krankenbesuchen und ähnlichen Vorfällen, wo man in den ersten Jahren ungleich mehr auf Geradewohl hinsprach, weil man seine Parochisten viel zu wenig, aus eigner Erfahrung, kannte. Sind nach Verlauf von zehen Jahren die ältesten Schulkinder, die man bey dem Antritte seines Amts fand, herangewachsen, und verschiedene von ihnen Männer oder Weiber geworden, und man bemerkt, wie dieses und jenes Gute, was man in den Vorbereitungsstunden die Katechumenen lehrte, und wobey man es sich sauer werden ließ, nun hier und da auch ausgeübt wird, wie manches sittliche Vorurtheil bey dem jungen Anwuchse schwächer ist, mancher den Geist lähmende Aberglaube seine Kraft verloren hat; dann entdeckt man erst mit Frohsinn, daß man nicht ganz umsonst gearbeitet hat. Dem zu Folge bin ich der Meinung, ein Prediger sollte, wenn es seine Lage und übrigen Verhältnisse gestatten, wenigstens nicht zu bald seine Gemeinde verlassen. Freylich, wenn etwan hartnäckige Streitigkeiten zwischen ihm und seiner Kommun vorwalten, dann ist zu wünschen, er möge, sobald als möglich, weit davon zu einer andern Gemeinde berufen werden; denn das einmal entflohene Vertrauen

läßt ſich gar ſchwer wieder zurückrufen. Uebrigens habe ich wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß ökonomiſche Verbeſſerungen, wenn ſie nicht von einigem Belang ſind, hier nicht erwogen zu werden verdienen. Meiſtentheils zerſtört jede Amtsveränderung auf dem Lande, für die Gegenwart, die ganze, größere oder kleinere, Wirthſchaft, wozu dann vielleicht, je nachdem die dazwiſchen kommenden Umſtände ſind, Jahre erfordert werden, ſie wieder herzuſtellen. Ein alter ehrwürdiger Mann, der eine der erſten Stellen in der Kirche bekleidete, pflegte mehrmals zu verſichern, daß die öftern Amtsveränderungen, wobey doch allemal auch Ausſicht auf ökonomiſche Verbeſſerung geweſen war, ihn arm gemacht hätten. So viel überhaupt von zu ſchneller Amtsveränderung.

Zwar, wer eine zu dürftige Stelle hat, oder auf einer ſogenannten Pönitenzpfarre zum Hungertode verdammt iſt; dem wird es wohl niemand übel deuten, wenn er aus dieſer verzweifelten Lage bald möglichſt ſich zu retten ſucht.

Bey Gelegenheit der Pönitenzſtellen nur ein paar Worte, die ich nicht unterdrücken kann. Entweder man beſetzt ſie mit Kandidaten, die ſchlechterdings zu nichts zu gebrauchen ſind, und am Ende, wenn ſie nicht zu einer ſolchen Stelle erhoben werden, wohl gar im Hoſpitale, oder an einem ähnlichen Orte, ihre rühmliche Laufbahn beſchließen; oder man ſetzt Pfarrer hin, die man eigentlich vom

Amte auf immer removiren ſollte. Was hat eine arme Gemeinde verbrochen, daß man ihr entweder einen ganz einfältigen und unwiſſenden Kandidaten, oder einen Pfarrer zum Lehrer giebt, der an ſeiner vorigen Stelle ſich ſo verhielt, daß er weder Achtung noch Zutrauen mehr genießen konnte? Iſt das Einkommen des Amts ſo dürftig, daß kein rechtlicher Mann es annehmen möchte; fehlt es an Mitteln, es zu verbeſſern; läßt ſich die Parochie als Filial auch nicht füglich mit einer andern verbinden; ſo wäre wohl das Beſte, man ſetzte einen wackern Mann mit dem ausdrücklichen Verſprechen hin, daß er bald erlöſt werden, und nachher, zur Vergeltung ſeiner Aufopferung, ein deſto einträglicheres Amt erhalten ſollte; dann würden ſich immer brauchbare Männer dazu finden, und eine Gemeinde nicht auf Jahrhunderte hindurch vernachläſſigt werden. Als ich in L. ſtudirte, langte, blind mit der Poſt, ein alter abgelaufener Kandidat an, der ſich zum Examen bey dem Konſiſtorio ſiſtirte, und dem man eine ſogenannte Pönitenzſtelle anzuvertrauen den gnädigſten Beſchluß gefaßt hatte. Dem Burſchen fehlte es geradezu am Menſchenverſtande. Ein paar Mediciner nahmen ihn in Beſchlag, luden ihn auf ihre Studentenſtube ein, mit dem Verſprechen, ihn auch auf das Examen vorzubereiten. Was die Leichtfertigkeit der Herren ihm von theologiſchen Aufgaben weiß machte, war lächerlicher Unfug, um mit dem armen Sünder ihren Spaß zu treiben, und der Geiſtesarme nahm alles für Ernſt. Was,

in aller Welt! soll ein solches elendes Subjekt einer Gemeinde lehren, oder mit der Jugend katechesiren? Weit schlimmer noch ist es, wenn ein Pfarrer, der seiner ärgerlichen Aufführung wegen eigentlich die Absetzung verdiente, nun zur Züchtigung an eine solche Stelle versetzt wird. Werden nicht Unschuldige hier zugleich mit gestraft? Und was haben die verbrochen? Ist es recht, daß eine Gemeinde Jahrhunderte hindurch, in religiöser und moralischer Rücksicht, unersetzlichen Schaden leide, damit man auch einen Dummkopf nach langem Harren endlich einmal versorgen könne, oder ein Pfarrer πονηροτάτου κόμματος, nach geschehener Absetzung von seiner bessern Stelle, nicht betteln gehen dürfe? Hat er es verdient, so sey man gerecht, und überlasse ihn seinem Schicksale.

„Aber er hat Frau und Kinder.“ Für die sorge der Staat auf andere Weise, wenn sie sich nicht ernähren können, nur nicht durch offenbare Ungerechtigkeit an einer Gemeinde. Ein Pfarrer, der z. B. wegen Klagen im puncto stupri, wegen seiner Ausschweifungen im Trunke, wegen priapejischer Licenz im Beichtstuhle, die ich nicht nennen mag, und anderer Schändlichkeiten halber, die man nicht, so zu reden, an die große Glocke schlagen will, mit einer Pönitenzstelle bestraft wird, ein Furcifer dieser Art, gesetzt auch, er hätte sonst Kenntnisse und Lehrfertigkeiten, kann bey seiner Gemeinde zuverlässig nichts gutes stiften. Der Ruf von seinen Unthaten, die

öffentliche Meinung, daß er gewiß zu A. oder Z. nicht Pfarrer geworden seyn würde, wenn er etwas weniges gelernt hätte, oder kein Nichtswürdiger in seinem Lebenswandel wäre, wird alle, noch mögliche, gute Wirkungen seiner Amtsführung verhindern.

Ich komme auf den zweyten Punkt, über den ich etwas zu bemerken mir vorgenommen hatte. Es ist die Aussicht zu einer Ephorie.

Superintendent zu seyn ist für manchen Prediger eine Versuchung, aus seiner bisherigen Lage, wo er es gut hatte, und Nutzen stiftete, herauszugehen, und hinterher es zu beklagen. *) Daß die Menge verschiedenartiger, oft höchst kleinlicher, Ephoralgeschäfte, wie das, zumal bey einer weitläuftigen Diöces, nicht anders seyn kann, den Geist nicht selten verstimmt, vergröbert, zu einem mechanischen Schrittzähler macht, den guten Geschmack verdirbt, die vormalige Neigung zu den Wissenschaften wohl gänzlich auslöscht, ist eine bekannte Erfahrung. Die Gefahr, in dieses alles zu gerathen, ist wenigstens immerfort vorhanden, wenn der Superintendent oder Inspektor nicht angelegentlich auf seiner Huth ist. Und wer vermag das immer? Einzelne Ausnahmen können hier nichts widerlegen.

Es giebt Männer von einer gewissen Indolenz, womit ich hier nichts beschämendes sagen will, denen

*) Hierüber habe ich schon im 1sten Bande S. 180 — 182 verschiedenes bemerkt.

es gar nicht an das Herz geht, wenn Klagen über Pfarrer oder Schulmeister einlaufen, oder wider allgemeine Verordnungen gesündigt worden ist. Sie vornehmen, registriren, geben Verweise, oder berichten kaltblütig an das Konsistorium. Eine Stunde darauf erscheinen Eheleute, die der abscheulichsten Dinge wegen, die sie sich frech einander vorwerfen, geschieden seyn wollen; er, der Ephorus, registrirt den Unfug so kaltblütig, als beschriebe er eine ausländische Pflanze, und berichtet an das Konsistorium. Es kommen abwechselnd, ganze Tage über, absurde Anfragen, über Dinge, wo keine nöthig wären, Streitigkeiten über Kirchenstühle, Vorträge über Bauangelegenheiten; er verfügt, so weit er dazu befugt ist, oder berichtet an das Konsistorium. Er ist pünktlich: Seine Berichte werden mit Beyfall gelesen: Er hält streng auf jede Observanz, weil sie einmal da ist: Er vergiebt den Rechten der Prediger so wenig etwas, als den Rechten des Konsistorii. Bey Kirchrechnungsabnahmen und Lokalvisitationen unterläßt er nicht das Mindeste, was er zu untersuchen ein Recht hat; es liegt ihm aber z. B. mehr an der Pünktlichkeit des Schulmeisters, als an seiner Methode, mehr daran, daß der kleine Katechismus Luthers, weil einmal die Vorschrift dazu da ist, getrieben, als daß er verstanden werde, wiewohl ihm das Letztere nicht gleichgültig ist. Er weiß alle Konsistorialreskripte auswendig. In seinem Archive ist er so zu Hause, daß er das vergessenste Aktenstück gleich im Dunkeln herausgreift. Er ist übrigens

nicht ohne Kenntniſſe. Auf der Univerſität, und während ſeines Diakonats in der Stadt, war er recht fleißig; aber nun iſt es damit vorbey. Es fehlt ihm, was nicht zu leugnen iſt, viel zu ſehr an Muße dazu. Und giebt es kürzere oder längere Zeitabſchnitte, wo er ſtudiren könnte; das Intereſſe für Wiſſenſchaften, wiewohl er ſie noch ſchätzt, iſt ſo matt in ihm geworden, daß er nun entweder auf dem Punkte bleibt, wo er einmal ſteht, oder vielmehr von Jahr zu Jahr zurückweicht. Man ſpreche in Geſellſchaften mit ihm über Erſcheinungen in der theologiſchen, oder literariſchen Welt überhaupt, die gerade in die Zeit fielen, wo er ſchon Ephorus war, unterhalte ſich mit ihm über dieſes oder jenes intereſſante Werk in der höhern Kritik des N. T., über neuere Schriften in den Humanitätswiſſenſchaften, über Umkehrungen in dem Gebiete der Philoſophie, ſcharfſinnige Unterſuchungen in der Moral; er hat ſo wenig etwas davon geleſen, als die Schulmeiſter in ſeiner Diöces. Höchſtens, daß er aus einem Zeitungsblatte ſich an Namen und Schriften unſrer jetzigen berühmten Männer erinnert, ſo wie etwan an Namen aus den Zeiten der Völkerwanderung, an Alarich, Wortigern, Hengſt und Horſt, u. a. Indeſſen, als legaler Mann betrachtet, iſt er doch immer kein übler Superintendent. Wir wollen nach ſeinen Predigten nicht fragen: ſie ſind mittelmäßig. Und was können ſie, bey ſeinen zerſtreuenden Arbeiten, und, was die Hauptſache hier ausmacht, bey der zu ſehr erkalteten Liebe für Wiſſenſchaften und

Geisteskultur mehr seyn? Gleich bey dem Eintritte in sein Ephoralamt raubten ihm die Geschäfte, die er noch nicht gewohnt war, täglich den schönsten Theil der Zeit; er lernte über kurze Entwürfe predigen, wobey er zuweilen auch wohl ein Magazin dankbar benutzte; und es ging. Er gewöhnte sich daran, und verlernte darüber das Memoriren. Er versuche es nun einmal, und arbeite seine Vorträge wörtlich aus! Er hat Beides, sowohl die Beharrlichkeit des Ausarbeitens, als des Memorirens, verlernt, wenigstens wird es ihm nun eine Schanzarbeit. Die Geschmackskultur ist seit vielen Jahren vernachlässigt worden; kein Römer oder Grieche, gesetzt, daß er ihn auch sonst lesen konnte, kommt mehr in seine Ephoralhände; sein durch Registriren, Wühlen in den Akten, und Lektüre der, im klassischen Style abgefaßten, allerhöchsten Konsistorialreskripte genährter Geschmack hat in seiner Art eine Festigkeit erhalten, daß das Lesen von schönen Geisteswerken, wenn ihm ja etwas durch die Hände läuft, nichts an ihm ändert. Sein Geschmack ist in eine Versteinerung übergegangen, wie vielleicht auch sein Glaube, den er als längst expedirt ad Acta gelegt hat; denn zum Zweifeln hat er keine Zeit, ob es ihm gleich nicht daran fehlt, auch, Amtswegen, nicht daran mangeln darf, jeden Prediger oder Schulmeister, den er, seiner Einsicht nach, auf einem verbotenen Wege in dieser Rücksicht erblickt, als ein wachsamer Flurschütze, ohne Umstände, zu pfänden. Prediger oder Kandidaten, die zu ihm kommen, wollen

len

len zuweilen sein Urtheil über Aufgaben in diesem oder jenem wichtigen Punkt der Literatur hören — zuweilen sind es nur schlaue Höflichkeiten, ihn zu versuchen — und der gute Ephorus weiß, aus Gründen, die wir zuvor schon kennen lernten, nichts darüber zu sagen, und er muß sich, so sicher, als es gehen will, aus der Affaire ziehen. Die gute Meinung von der Ueberlegenheit seiner Kenntnisse oder Einsichten, welche man äußert, mag ihm wohl nicht mißfallen; aber was kann er thun, als etwan auf einen Gemeinplatz sich zu retten, oder die Miene anzunehmen, als wenn er gar Mancherley hierüber nachgedacht habe, wovon er jetzt nicht sprechen möge, womit er aber schon, zu einer andern Zeit, hervortreten, und die Aufgabe zur Befriedigung beantworten werde.

Aus diesem Allen ergiebt sich, wie beschwerlich Superintendentengeschäfte sind, und wie entschieden, in den meisten Fällen, die Gefahr ist, als Gelehrter in seinen Kenntnissen, als Prediger in seinen öffentlichen Arbeiten, zurück zu gehen. Hat der Ephorus jene Kaltblütigkeit, die ich zuvor kenntlich gemacht habe; sie wird ihn vor Aerger und einer Menge unangenehmer Gefühle schützen, ihn aber auch hindern, in Wissenschaften und Geisteskultur weiter zu gehen; er wird den Reitz für das Bessere in Kirchen- und Schulangelegenheiten nach und nach verlieren. Der Verlust ist aber groß. Er soll doch Inspektor über Prediger und Schullehrer seyn; soll

die Einsicht haben, über ihre öffentlichen Arbeiten und Fortschritte zum Bessern zu entscheiden, soll, wenn er aufgefordert wird, mit Sachkenntniß urtheilen. Er muß hier und da viel verlieren, wenn er nicht als einen denkenden und, gewissermaßen gelehrten, Mann sich behaupten kann. Freylich, wenn man den größern Theil seiner Alltagsgeschäfte ansieht, so gehört nur etwas gesunder Menschenverstand, Bekanntschaft mit den eingeführten Gesetzen und Observanzen, vor allen Dingen Ordnungsliebe dazu. Ein Küster oder Schreiber, der etwas eingerichtet wäre, könnte die Dinge ebenfalls besorgen. Aber zu leugnen ist es doch auch nicht, daß er in einer Menge Fällen mit größerer Ueberlegenheit, wo er auch nur Ephoralgeschäfte abzuthun hat, wirken wird, wenn seine ihm untergeordneten Prediger empfinden, daß sie mit einem Manne von Kenntnissen, in denen er immer weiter schreitet, zu thun haben. Er gebe nur auffallende Blößen im Fache theologischer und damit verwandter Literatur: die geschicktern Prediger der Diöces, zumal die jüngern, werden es bald bemerken. In Dingen, worin er als Ephorus mit ihnen zu verhandeln hat, werden sie ihm wohl, so fern das Recht auf seiner Seite ist, Folgsamkeit und äußere Achtung erweisen — im schlimmsten Falle lebt ja noch das Konsistorium —; aber alle Ephoralgrandezza wird ihm nichts helfen, um, in anderer Rücksicht, mehr zu gelten, als er ist. Es ist eigentlich eine unbillige Forderung an ihn, daß er mit der Literatur der Zeit immerfort

gleichen Schritt halte. Aber das Publikum, und ein groſser Theil der Prediger, laſſen ihm dieſe Billigkeit nicht wiederfahren.

Hieraus ergiebt ſich nun zur Genüge, wie mühſam es ſey, als Superintendent immerfort durch eine Menge verdrieſslicher, mechaniſcher, kleinlicher, geſchmackloſer, einander durchkreuzender Geſchichten, die aber doch abgethan ſeyn wollen, den Geiſt zu ermüden, zu zerſtreuen, zu vergröbern, und, zum Behuf einer andern Wirkſamkeit, in Geiſteskultur und Wiſſenſchaften doch nicht zurück zu bleiben! Sich ſelbſt, den Menſchen, wenn einer einmal Geſchmack an Wiſſenſchaften gewonnen hat, nicht zu vernachläſſigen, wie ſchwer iſt das in dieſer Lage! Wie manche Stunden der Mitternacht, bey einſamer Lampe, wird ihn das koſten!

Hierüber mögen ſich doch Prediger, die Ausſichten zu Ephorieen haben, unpartheyiſch prüfen, um ſich ein Leben der Art nicht leichter und reitzender vorzuſtellen, als es ſeiner Natur nach ſeyn kann. Liegt einem Prediger nur an der kleinen Zulage des Titels, an der nichtsſagenden Ehre, vier Pferde zu ſeiner Abholung auf eine Kirchrechnung auszuſchreiben, die Bauern fragen zu dürfen, ob ſie gegen Pfarrer und Schulmeiſter etwas einzuwenden haben; glaubt er ſeinen Poſten mit Ehre und entſchiedener Nutzbarkeit zu behaupten, wenn er nur ſeine Ephoralgeſchäfte, nach Ordnung und Herkommen, verwaltet; ſo habe ich ihm nichts weiter zu ſagen.

Von manchen andern Dingen will ich hier gar nicht sprechen, z. B. von Versuchungen, Ungerechtigkeiten zu begehen, durch Gleißnerey oder Geschenke sich blenden zu lassen, und ähnlichen Gefahren. Sie sind zu überwinden, diese Versuchungen; aber es giebt ihrer hier doch häufiger, als in den einfachern Verhältnissen des Predigers. Daß der Superintendent oft auch mehr gefürchtet, als geliebt wird, zumal wenn er in eine verwilderte Diöces kommt, und gegen Unordnungen und Pflichtvernachlässigung unverblümt sprechen muß, ist eine bekannte Erfahrung.

Viele, denen nach einer Ephorie gelüstet, bedienen sich des Ausdrucks, „daß es ihnen nur um einen größern Wirkungskreis zu thun sey.“ Es mag wohl mancher, noch junge, Mann die sanguinische Hoffnung in sich nähren, einst einmal sich ausnehmend um Kirchen und Schulen verdient zu machen, wenn er irgendwo Ephorus werden sollte. Sehr gut, daß die immer freundliche Hoffnung in der Ferne alles weit leichter, weit reitzender darstellt. Wie manches würde unversucht und ununternommen bleiben, wenn nicht die Hoffnung immer eine Art von Leihkauf gäbe, aber die eigentliche Zahlung hinterher schuldig bliebe! Doch ich komme wieder zu der Versicherung, daß man nur einen größern Wirkungskreis suche. Besser man wäre aufrichtiger. Meistentheils hat man zu thun genug, den wohl auszufüllen, in welchem man sich schon befindet, worüber mancher sich noch nicht ernst-

lich genug befragt hat. Was iſt denn bey vielen der gröſsere Wirkungskreis? Vor faſt zwey tauſend Jahren lebte ein Muſenfreund des alten Roms genügſam auf ſeinem Landgütchen. Sein Verwalter, der ſich, ehe er dahin kam, innig auf das Land geſehnt hatte, gefiel ſich dort nicht mehr. Er wollte, etwan als Hausknecht (mediastinus), einen gröſsern Wirkungskreis in der Stadt. Seinen Herrn, der die Menſchen ein wenig kannte, täuſchte er damit nicht:

Quae tu pulchra putas, fornix tibi et uncta popina
Incutiunt urbis desiderium, video; et quod
Angulus iste feret piper et tus ocyus uva;
Nec vicina subest vinum praebere taberna
Quae possit tibi. —

Ich habe jenen Brief voll ſokratiſcher Lebensweisheit, die ſchöne Frucht von dem kleinen Sabinum, nie ohne Andacht genoſſen. Viele von uns ſind heut zu Tage um nichts klüger als der Hausknecht:

Optat ephippia bos piger, optat arare caballus. *)

*) Horat. Epist. I. XIV.

Eilfter Brief.

Sie klagen, mein Freund, daß es Ihnen auf dem Lande an Büchern überhaupt, besonders an neuern Werken mangele, und Sie dadurch in Bereicherung Ihrer Kenntnisse sehr gehindert würden. Es läßt sich zu Ihrem Troste manches darüber sagen. Einigen literarischen Hausrath besitzen Sie, wie ich weiß, selbst; Ihre Umstände gestatten es auch, ihn von Jahr zu Jahr mit wenigstens einigen Werken zu vermehren. In der Nähe und in der Ferne giebt es doch auch wohl Männer, von welchen mitunter ein lesenswerthes Buch zu leihen ist. Ohne Mühe ist dieß alles für den Landprediger freylich nicht; aber er darf sie nicht scheuen, und wem es Beschwerde verursacht, seinen Durst hierin einigermaßen zu befriedigen, der stillt ihn oft desto besser.

Was das Studiren des Predigers überhaupt anlangt, davon habe ich schon an einem andern Orte gesprochen. *) Allein da die Sache von Wichtigkeit für ihn selbst, als Mensch und als Prediger ist; so will ich in diesem Briefe noch eins und das andere hinzufügen; ich will noch einige Vorurtheile bestreiten.

*) Band 1. Br. 17. u. 18.

Das erste betrifft die Vielleserey. Man wird leicht einsehen, daß ich der Trägheit hier nicht das Wort reden will. Non multa, sed multum; dieß ist es, was ich meine.

Die Anzahl der Bücher, die mancher fleißige Mann gelesen hat, ist wirklich groß; aber wie ist das Lesen derselben geschehen, und in welcher Absicht, und was hat, wenn das Buch wichtig war, jene Lektüre in dem Gedankensysteme geändert, welchen Weg, wenn das richtige Verstehen mit Schwierigkeiten verbunden war, hat sie in dem Kopfe gebahnt, so daß auf demselben künftig einmal etwas anders, mit desto größerer Leichtigkeit, zugeführt werden könnte? Wie viel Rücksichten der Art ließen sich hier noch nennen! Allein man versteht mich hoffentlich zur Gnüge. Man liest Bücher mit einer gewissen Hastigkeit, freut sich, bald an das letzte Blatt zu kommen, um dann sich selbst, oder Gesellschaften, wo dessen gedacht werden dürfte, versichern zu können: daß man es auch gelesen habe. Und was war vielleicht der Nutzen davon? Man hat Ideen gefunden, die uns neu waren, hat bemerkt, daß der Verfasser Dinge behauptet, die sich in die Reihe unsrer bisherigen Ueberzeugungen nicht fügen wollen, daß er sogar Meinungen in Schutz nimmt, wider die wir uns, als etwas absolut falsches, wir wissen wohl selbst nicht bestimmt genug, warum? erklärt hatten, vielleicht weil die gelehrten Zeitungen seit zehen Jahren so oder so darüber abgespro-

chen haben; gefunden, daß der Schriftſteller freymüthig iſt u. ſ. w. Und was hat uns das Buch nun genutzt, ſo fern wir weiter nichts, als dieſes oder etwas ähnliches heraus, und, was ungleich öfterer der Fall iſt, nichts hineingeleſen haben? Vielmals empfing man nicht einmal die kleine Ausbeute, deren ich eben gedacht habe. Das Buch iſt durchgeleſen worden; und es ſcheint uns kein übles Werk zu ſeyn. Das verlohnte ſich der Mühe, eine gute Schrift in der Abſicht durchzuleſen, um nachher die Meinung zu haben, daß ſie wohl brauchbar ſeyn möge! Warum hat man das Werk nicht lieber ſtudirt, einige Bemerkungen darüber zu Papier gebracht, und es zweymal geleſen, wenn man mit der Hauptſache darin nicht auf das Reine kommen konnte? Aber man eilte, um zu einem andern überzugehen, welches man eben ſo flüchtig behandelte.

Mit Journalen und gewöhnlichen periodiſchen Schriften iſt es eine andere Sache. Jedoch es ſtehen auch hier zuweilen Aufſätze, die, bey aller ihrer Kürze, von bedeutender Wichtigkeit ſind, und wobey man es bedauren muß, daß ſie in der Fluth periodiſcher Blätter ſchnell mit hinweggeſchwemmt und vergeſſen werden. Dieſe muß man ausheben und mit möglichſter Beſonnenheit leſen, und dafür lieber das Unnütze, z. B. mittelmäßige Gedichte, Neuigkeiten, die weder neu noch wichtig ſind, überſchlagen. Was hat es denn zu bedeuten, in Geſell-

ſchaften, wo ihrer gedacht wird, zu bekennen, man habe ſie nicht geleſen? Zu Büchern, die uns wirklich um ein merkliches klüger machten, eine Erſchütterung in unſern Ueberzeugungen hervorbrachten, uns beſonders lehrreich waren, dem Geiſte eine gewiſſe eigenthümliche Richtung zu geben anfingen, muß man öfters zurückkehren, und das wird uns heilſamer ſeyn, als eine Menge Leſereyen unter einander, wo am Ende alles in unſerm Kopfe bleibt, wie es war.

Männer, die in Lektüre und verſchiedenartigen Wiſſenſchaften, ſo zu reden, ſchwelgen können, ohne daß Verwirrung der Ideen daraus entſteht, und die immer mit Beſonnenheit zu genießen im Stande ſind, mögen ſich ſo weit ausbreiten, als ſie wollen; aber wie vielen iſt dieſe glückliche Geiſtesorganiſation geworden?

Ich habe an einem andern Orte das Leſen der Alten den Predigern, insbeſondere auch denen auf dem Lande, angelegentlich empfohlen. Meine Meinung hierüber werde ich nie ändern. Vielen, die mit dem gemeinen Haufen, bey ihrem Studiren, nur den nährenden Brotzweck vor Augen hatten, ſage ich hiermit etwas ganz unnützes. „Das ſind ja Schulbücher," die ehedem die Herren, wenn es hoch kam, in Phraſes zernagten. Ach ihr guten Alten, ihr Wohlthäter der geſittetern Menſchheit, daß doch eure unſterblichen Werke immer noch von dem Unverſtande ſo vieler geiſtloſen Geiſtlichen, die eigentlich mehr Bildung haben ſollten und könnten, als eine

Menge Geſchäftsmänner, in die beſtaubten Schulwinkel *) verwieſen werden!

*) Veterum scriptorum lectio (ſchreibt Erneſti 1737. in der Dedikation ſeines Cicero an Stieglitz p. 48. ed. tert.) a plerisque curriculi scholastici terminis coërcetur, quod intellexisse sibi videntur, nihil ex iis, quod in usu sit, disci posse, multique adeo indignantur, se in iis olim legendis operam et tempus consumpsisse, ipsamque oculorum aciem hebetasse; deinde vero in plerorumque eruditorum scriptis sermonibusque nihil quicquam, praeter retentas forte memoria formulas dicendi, reperitur, ex quo intelligas, auctores Latinos ab iis olim lectos esse: nihil venustatis veteris; nihil leporis, nihil gratiae, quod ex iis tractum videatur: cum, qui aliquamdiu inter aromata sederint, etsi alia de causa, tamen ea redoleant; et qui aliquando commode saltare didicerint, ex eorum incessu et statu facile intelligas. — Und p. 51. Profecto si nihil aliud a Graecorum et Latinorum auctorum lectione commodi expectari posset, aut ea, quam commemorare solent, (Sprachen und Alterthümer) summa esset utilitas, quae ab ea redundaret; fateor me, quem docti quidam homines, sive quod ita existimant, sive quod ita est, quem igitur dicunt Latine posse scribere, fateor, inquam, me hodie omnes scriptores Latinos abjecturum esse, et, si in auctoribus interpretandis hoc inprimis agendum esset, ut formulis Latinis dictandis et puerilibus imitationibus proponendis continerentur discipulorum ingenia, malle me quovis potius modo, quam adeo ignobili et contemtibili et ingeniosis hominibus intolerabili, victum quaerere. Wenn ich alles das, was Erneſti, ſchon in ſeinen frühern Jahren, in Vorreden und einzelnen Programmen über die edlern Zwecke der Humanitätswiſſenſchaften und Behandlung der alten Griechen und Lateiner geſagt hat, hier zuſammen ſtellen wollte — dem Gelehrten würde nichts

Doch hiervon nichts weiter.

Hat jemand Geschmack an den alten Klassikern *), so wird er öfter zu ihnen zurückkehren wollen, zurückkehren müssen. Wer z. B. seinen Horaz, seinen Homer, Cicero nur einmal, vielleicht nur Stücke daraus, gelesen hat, der kann ihnen so gar viel noch nicht zu verdanken haben. In jungen Jahren, gesetzt auch, man ist weit in den Sprachen, liest man immer nicht das in ihnen, was sie eigentlich verewigt hat. Es sey mir erlaubt, das Urtheil eines geistvollen Mannes, der mit den zunehmenden männlichen Jahren die Alten immer lieber gewann, herzusetzen. „Ein sicheres Zeichen von einem guten Buche — sagt Lichtenberg — ist, wenn es einem immer besser gefällt, je älter man wird. Ein junger Mensch von achtzehen Jahren, der sagen wollte, sagen dürfte, und vornehmlich sagen könnte, was er empfindet, würde vom Tacitus etwan folgendes Urtheil fällen: „Es ist ein schwerer Schriftsteller, der gute Charaktere zeichnet,

davon neu seyn — viele Leser würden mit Verwunderung finden, daß so vieles, was in neuern schätzbaren pädagogischen Büchern als Fortschritt unsrer Zeiten angesehen wird, von Ernesti schon gründlich gedacht, und bestimmt gesagt worden ist.

*) Klassisch heißt nicht schulgerecht, wie es vor kurzem noch ein bekannter Gelehrter zu verdeutschen angerathen hat; sondern auserlesen. Classici hießen in Rom schlechthin Bürger aus der ersten Klasse, von den sechsen, in welche sie Servius Tullius eingetheilt hatte. (Liv. I. 43.)

und vortrefflich zuweilen mahlt; allein er affektirt Dunkelheit, und kommt oft mit Anmerkungen in die Erzählung der Begebenheiten herein, die nicht viel erläutern. Man muß viel Latein wissen, um ihn zu verstehen." — Im fünf und zwanzigsten Jahre, vorausgesetzt, daß er mehr gethan hat, als gelesen, wird er vielleicht sagen: „Tacitus ist der dunkle Schriftsteller nicht, für den ich ihn ehemals gehalten habe, ich finde aber, daß Latein nicht das Einzige ist, was man wissen muß, um ihn zu verstehen, man muß sehr viel selbst mitbringen;" und im vierzigsten, wenn er die Welt hat kennen lernen, wird er sagen: „Tacitus ist einer der ersten Schriftsteller, die je gelebt haben." *)

Dieses Urtheil gilt von den meisten Klassikern. Wer z. B. die Ciceronische Rede zu Milo's Vertheidigung als Jüngling gelesen, auch wohl auf der Akademie von einem guten Philologen hat erklären hören, wird immer noch nicht in den Geist derselben völlig eingedrungen seyn, und wenn er sogar schon selbst an unrichtig scheinenden Lesarten die Kritik versucht hätte. Noch kennt er die Natur der menschlichen Leidenschaften, und die Wirkungen derselben in großen Staatsverfassungen zu wenig, um den Inhalt gehörig zu beurtheilen. Aber wenn er länger mit Besonnenheit in der Welt gelebt; wenn er, im Fall er Prediger ist, Beredsamkeit studirt,

*) Lichtenbergs vermischte Schriften. B. 1. S. 257. 258.

und selbst schon eine namhafte Anzahl Reden mit möglichstem Fleiße ausgearbeitet hat, und immerfort nach Vollkommenheit bey seinen Arbeiten strebt; dann wird, wenn er in diesen reifern Jahren jene Rede wieder liest, er wohl inne werden, was für ein großes Kunstwerk sie ist, und warum sie diesen Namen verdient.

Gesetzt nun, daß ein Landprediger nicht viel von neuerer Lektüre, in dem Winkel, wo er haust, auftreiben könnte; so hat er an diesen Hausfreunden schon einen großen Ersatz. Doch „Nur immer von den Alten! Wir gestehen es ja, daß wir sie nicht mehr lesen können. Auf der Schule exponirten wir recht gut. Aber wir haben es vergessen. Uns Lexika wieder anzuschaffen, die wir, noch als Studenten, verkauft, und uns nachher einige Bände Entwürfe in Sturmischer Manier dafür zugelegt haben, kostet Geld. Und hätten wir die Wörterbücher auch noch; wir kommen nicht fort. Was wir zu unserm Amte brauchen, das können wir, Gott sey Dank! Wir predigen unsern Gemeinden deutsch. In ein Colloquium, wo oft die würdigsten Männer aus unsrer Mitte, bey allen ihren schönen Gaben und Kenntnissen, so jämmerlich wegkamen, weil sie ihr Bischen Sprachen verschwitzt haben, wollen, wir wenigstens, auch nicht. Denn, unter uns gesagt, wir verstehen von keiner Sprache ein Wort mehr, und hätten wir nicht verständliches Deutsch schon von unsern Müttern und Muhmen gelernt, wir würden

entweder bellen, oder uns der Gebehrdenſprache bedienen müſſen, wie die Taubſtummen.“

Mit dieſen Herren, ich ſehe es wohl, bin ich fertig; und es dürfte am Ende ſehr unnütz ſeyn, auch über andere Arten des Studirens weiter etwas mit ihnen zu ſprechen.

Ich komme auf die Vielleſerey wieder zurück.

Den meiſten taugt ſie nichts, wie wir ſchon geſehen haben. Die beſſern Bücher müſſen ſorgfältig und mehr, als einmal, ſtudirt werden. Die wichtigen Werke, welche in reifern Jünglingsjahren unſre vorzüglichſten Lehrer wurden, vorausgeſetzt, daß ein klaſſiſcher Geiſt in ihnen weht, müſſen, nach Verlauf von mehrern Jahren, von neuem geleſen werden. Geſetzt, unſre Anſichten hätten ſeitdem ſich ſehr verändert, ſie werden uns dennoch von neuem unterrichten. Wir werden dem Gange, den unſer Geiſt ſeitdem genommen hat, mit Klarheit nachblicken, werden inne werden, warum über verſchiedene Aufgaben jetzt dieſe und keine andere Reſultate in uns ſich ausgebildet haben; der alte geiſtvolle Lehrer wird uns auf manches hinweiſen, was wir ehedem falſch auffaßten, und uns wieder neue Anſichten eröffnen, wo wir durchaus keine erwarteten. Dieß ſcheint mit dem ehrwürdigen Spalding der Fall geweſen zu ſeyn, der in frühern Jahren mit Shaftesburys Werken — wie fruchtbar ſind ſie an den feinſten Beobachtungen über Sitten und Neigungen der

Menschen, besonders in Rücksicht auf Moralität! — bekannt wurde, und oft zu diesem Jugendfreunde, so wie zu andern Engländern, Foster, Buttler, Cloyne u. m., die er zum Theil übersetzte, zurückkehrte. *) Ein vorzügliches Werk der Art, deren ich eine Menge ähnlicher nennen könnte, ist z. B. Reimarus über Natürliche Religion. Es wird, seinem Gehalte nach, jeden Jüngling unterrichten, zumal wenn er es mit der Feder in der Hand liest. Und nun nehme man dieses, in seiner Art noch nicht übertroffne, Werk, wie es Kant **) selbst nennt, in männlichen Jahren wieder an die Hand, in welchen uns die Kombination abstrakter Sätze geläufiger, wo wir selbst an eignen psychologischen Beobachtungen reicher geworden, wo wir die Natur, auf welche der geistreiche Verfasser so oft hinweist, genauer kennen gelernt haben; und wie wird es uns nun von neuem unterrichten, zu welchen fruchtbaren eignen Ideenverbindungen uns verhelfen! Dasselbige gilt von ähnlichen Werken in andern Gattungen der Wissenschaften. Das mehrmalige Studiren derselben giebt eine Klarheit und Intension des Wissens, die durch schnelles und häufiges Lesen vieler, nur mittelmäßiger, Bücher nie entstehen kann. Zu vieles Lesen ist ohnedem dem Selbstdenken hinderlich, worauf doch ungleich mehr ankommt.

*) Spaldings Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt; herausgegeben mit Zusätzen von dessen Sohne. S. 27. S. 40. S. 50. S. 52. S. 178.

**) Kritik der Urtheilskraft. S. 465.

Man hat zuweilen behauptet, die Erfindung der Buchdruckerkunst habe den Wissenschaften keinen sonderlichen Nutzen geschafft; selbst Ernesti hat schon verschiedenes auf eine scheinbare Weise gegen ihre gerühmten Vortheile gesagt. *) So viel lehrt aber unstreitig die Geschichte aller der Zeitalter, seit welchen die Buchdruckerkunst gewirkt hat, daß sich in diesen wenigen Jahrhunderten so viele Nationen schneller und besser gebildet haben, als wohl in Jahrtausenden zuvor möglich war. Daß viele eigentliche Gelehrte durch die Menge der Bücher, die durch die Wohlthat jener Kunst uns zu Theil geworden sind, nur einsammelten, was andere gedacht haben, und vom eignen Denken abgehalten wurden, ist gewiß; aber doch nur ein zufälliger Nachtheil. Es ist leicht möglich, daß z. B. Plato, Aristoteles u. a., weder das gedacht, noch so originell geschrieben haben würden, was wir von ihnen besitzen, wenn sie die Menge Bücher zu lesen gehabt hätten, die wir mit leichter Mühe herbeyschaffen können. Wie oft ist nicht der Verlust der Alexandrinischen Bibliothek, die theils die Fäulniß verzehrt, theils die saracenischen Musenfreunde dem Vulkan geopfert haben, betrauert worden! Der gelehrte und scharfsinnige Tiedemann **) preißt

*) In Dissert. Quibus literarum disciplinis et quatenus chalcographia prosit. Opusc. Philol. Crit. p. 113 — 125.

**) Geist der spekulativen Philosophie. B. 4. S. 11. und 12.

preßt diesen Verluß als eine bedeutende Wohlthat für das Menschengeschlecht. Die Schätze des Alterthums, meint er, würden zu groß für uns gewesen seyn; man würde auf den Umfang der Belesenheit einen übertriebenen Werth gelegt haben; wir würden, statt in unsrer Welt zu leben, nur in dem Alterthume leben; statt die lebendige Natur zu betrachten, an den nackten Buchstaben jener Werke uns hypochondrisch arbeiten. Schon Ernesti hält es, aus gleichen Gründen, für eine Wohlthat der Vorsehung, daß eine Menge Werke aus dem Alterthume verloren gegangen sind. *)

Ein anderes Vorurtheil, welches ich hier bestreiten muß, ist der zu große Reiß für das Neue. Diesen bemerkt man insbesondere bey dem jüngern Theile unsrer jetzigen Prediger und theologischen Kandidaten. „Wir müssen," heißt es, „mit dem Zeitalter immer fortschreiten, müssen neuere Exegese wissen, neuere Dogmatik studiren, neuere Pädagogik und Homiletik," und so ist ihnen immer das Neueste, nicht allein hierin, sondern auch in andern Wissenschaften, das Beste, gleichsam als wenn von Jahr zu Jahr die Disciplinen Fortschritte machten, und jede Buchhändlermesse die Menschheit um einen Schritt weiter führte! Alle einsichtsvolle Gelehrten wissen sehr gut, wie viele und wohlthätige Veränderungen seit einem halben Jahrhunderte, nach und

*) Dissert. Quibus literarum disciplinis et quatenus chalcographia prosit. l. l. p. 123.

auch, in allen Theilen menschlicher Gelehrsamkeit, sich ereignet haben, wie viel wir insbesondere dem Geiste der Philosophie, der über alle Zweige des menschlichen Wissens sich verbreitet hat, zu verdanken haben; aber sie verkennen auch die bleibenden Verdienste derer nicht, die uns vorarbeiteten, und schon mit der Fackel in der Hand vom Schauplatz des Lebens oder der Wissenschaften abtraten, deren viele zum Theil das längst wußten, was wir jetzt für neue Entdeckungen ausgeben.

Ich habe schon erklärt, daß ich hier nicht mit eigentlichen Gelehrten zu thun habe, (diese bezweifeln das eben Bemerkte nicht) sondern mit einer gewissen Gattung von Predigern und jungen Kandidaten. Dem zu Folge wird mir's erlaubt seyn, mich hierüber noch etwas weiter auszubreiten.

Sie wollen neuere Exegese; und was soll das, genau genommen, heißen? Die Grundsätze einer richtigen grammatischen Interpretation wenigstens sind nicht neu. Camerarius, Grotius, Wetstein, Ernesti und eine Menge alter Interpreten hatten sie sehr richtig inne, und verfuhren darnach. Freylich führte sie das System ihrer Dogmatik oft irre. Manche Ansichten, in historischer Rücksicht, waren noch nicht eröffnet; die Kritik war hier und da zu superstitiös und zu furchtsam, um, so viel möglich, ihre Schuldigkeit zu thun. Die Semmlerische Schule, die denn nun auch schon zu den alten, von manchen jungen Theologen sehr

verachteten, gehört, hat besonders auf den Punkt der Interpretation, das Temporelle und Lokale bey der Schrifterklärung gehörig zu sondern, ernstlich gedrungen; und der Nutzen davon ist entschieden. Jedoch dieß gehört nicht eigentlich zur grammatischen Erklärungsart. Wir besitzen neuere Kommentatoren, die, wer möchte es leugnen? über eine Menge Stellen ein helleres Licht verbreitet haben, als unsre Vorfahren es vermochten, und geleitet von Geschichte und Philosophie, die Entstehung vieler Religionsphilosopheme beleuchtet haben u. s. w. So wahr dieses ist, darf man deßhalb zwischen alter und neuer Exegese gleichsam gerade durchschneiden? Ist nicht eine Menge Erklärungen in neuern Kommentatoren ganz alt, und muß es, der Natur der Sache nach, wohl seyn? Manche Sammlung von Erklärungen jetzt lebender Gelehrten, ist größtentheils aus dem Grotius und andern frühern Vorgängern genommen; denn auch solche Sammlungen sind für eine gewisse Klasse von Lesern immer sehr brauchbar. Aber ein großer Fehler ist es, daß so viele, für welche ich dieses besonders schreibe, von ältern Interpreten schlechterdings nichts wissen, nichts wissen wollen. Ihre Urtheile darüber zeigen von gänzlicher Unkunde. Was soll, meinen sie, in den alten Gutes zu finden seyn? Man empfiehlt z. B. einem Studiosus, der die Akademie verlassen hat, den Grotius über das N. T.; er wirft einen Blick hinein, findet, daß dieser Gelehrte den Teufel im N. T. noch nicht wegexegesirt — den der grammatische Aus-

leger wohl darin finden muß — er zuckt die Achseln, meint, daß aus dem Buche nichts zu lernen seyn möchte, und kauft sich das neueste exegetische Handbuch von der letzten Messe. Eben so geht es mit mehrern schätzbaren Werken der Vorfahren. Da meinen manche, Wunder! was sie für eine Perle gefunden haben, wenn sie in einem ganz neuen Buche der Art eine Erklärung lesen, die von der beynahe öffentlich autorisirten Auslegung in Kompendien und symbolischen Büchern sehr abweicht. Sie meinen einen Brocken ganz neuer Exegese daran zu besitzen, ohne zu ahnen, daß die Stelle wohl schon von Socinus auf diese Art sey erklärt worden, daß Lambertus Bos, Alberti, Wesseling *) oder ein anderer Philolog sie schon eben so, und noch gründlicher, erläutert hat. Treffliche Ausleger geben zuweilen eine Erklärung, die sie selbst für neu halten; und sie ist es drum nicht. Wie manche findet sich schon in den Schriften z. B. des Socinus, die in der

*) Da das treffliche Werkchen dieses Philologen wohl manchen meiner Leser nicht bekannt seyn mag, so nenne ichs. Es heißt: Diatribe de Iudaeorum Archontibus ad inscriptionem Berenicensem, et dissertatio de Evangeliis iussu imp. Anastasii non emendatis in Victorem Tunnunensem. Trajecc. ad Rhen. 1738. (8.) Es steht mancherley darin über Synagogen, ihre Vorsteher in den Provinzen, jüdische Almosenpflege, was bey der Erklärung verschiedener Stellen des N. T., insbesondere in Pauli Briefen, wo von milden Beysteuern für die Armen die Rede ist, von manchen neuern Exegeten noch nicht recht benutzt ist.

Folge andere Gelehrten als neu aufgeſtellt haben, entweder, weil ſie den Socin nicht nennen wollten, oder nicht wußten, daß er auf die ſelbige Erklärung ſchon gekommen war.

Es folgt hieraus, ohne mein Erinnern, daß junge Prediger gar vieles in der Exegeſe nicht für neu halten würden, wenn ſie ältere Ausleger kennten, und beleſener darin wären. Wie viel weiter würden ſie in dieſer Art Kenntniſſen nicht kommen, wenn ſie Beides, Aelteres und Neueres, mit freyem Geiſte, ohne zu fragen, zu welchem Syſtem der Exeget ſich bekannt habe, oder noch bekenne, ſtudirten! Dieß bleibt doch, ich meine richtige Exegeſe, für den Theologen, als ſolchen, immer etwas unnachläßliches. Die ſogenannte Dogmatik läßt ſich eher entbehren. Eine rein bibliſch chriſtliche Dogmatik beſteht ja aus nichts weiter, kann aus nichts anderm beſtehen, als aus den, in gehörige Ordnung und Zuſammenhang gebrachten beſtimmten Lehrſätzen des Neuen Teſtaments. Hierbey macht Exegeſe die Hauptſache aus. Wer dieſe gehörig inne hat, wird ſich, ſo fern er nur einige Kombinationsgabe beſitzt, ohne Mühe einen ſolchen Lehrbegriff ſelbſt bilden können. Geſchichte der Dogmen, ihre Entſtehung, ihre Verunſtaltung, ihre Läuterung, Schulmethode der ältern Theologen, gehört eigentlich nicht dazu, ſo ſehr dieß alles auch verdient, ſtudirt zu werden. Hier gilt nun wieder, was ich zuvor ſchon geſagt habe. Wie trefflich könnte nicht der junge Prediger ſeine Kennt-

niſſe bereichern, wann er die Schriften älterer Theologen beſſer kennte, und Geduld hätte, ſie zu leſen! Ich verſtehe hierunter keine Kompendienſchreiber, Myſtiker oder Aſceten, Schwärmer in der Apokalypſe, oder Polemiker, die mehr koleriſch als gelehrt waren, einen Calov, einen Neumeiſter und Konſorten, ſondern Männer von entſchiedener Gelehrſamkeit, die, wie oft der Fall, zu ihrer Zeit durch die Eiferer mit Unverſtand in üblen Ruf kamen. Aus ſolchen iſt immerfort zu lernen. Sie haben vorgearbeitet, damit von Neuern weniger weitſchweifige und mehr räſonnirende Werke geſchrieben werden konnten. Beide geleſen zu haben, wird mit den fruchtbarſten Kenntniſſen bereichern. Daß z. B. Michaelis ein treffliches Buch über die Moſaiſchen Geſetze geſchrieben hat, wiſſen allenfalls noch viele unſrer jungen Prediger — viele aber auch nicht, wie ich aus Erfahrung weiß — es hat es auch wohl mancher geleſen. Daß aber lange zuvor ſchon der Engländer Spencer de legibus Hebraeorum ritualibus ſehr gelehrt geſchrieben, und Michaelis ihn gut benutzt hat, iſt gar vielen ſo unbekannt, daß ſie den guten Spencer für nicht wichtiger, als etwan den alten abgeſtandenen Kandidatenfreund Hollaz anſehen. Ich ſagte zuvor, daß man immer Acht haben müſſe, ob jene Männer zu ihrer Zeit etwan von Eiferern verketzert worden ſind, welches meiſtentheis beweißt, daß ſie heller ſahen, als ihre leidenſchaftlichen Gegner. Dieß war z. B. der Fall mit Spencer.

Die Acta Eruditorum zu Leipzig *) und Gelehrte, die in besondern Schriften gegen ihn auftraten, nannten ihn impium et prophanum, weil er unter andern behauptet, daß die Beschneidung ägyptischen Ursprungs sey, und mehrere Dinge gesagt hatte, die in der Folge Michaelis, ohne befeindet zu werden, auch behauptet hat. Daß die Beschneidung unter die Ceremonielgesetze war aufgenommen worden, hatte der Engländer eine συγκατάβασιν von Seiten Gottes genannt, und Erneſti ist gar übel damit zufrieden. **) Die Männer unter den Theologen, welche im siebzehnten, und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, durch philologische und antiquarische Gelehrsamkeit, Kritik, freymüthigere Untersuchungen in der Kirchengeschichte, sich auszeichneten, waren dem Haufen, dem dieses mangelte, verhaßt, und wurden verschrieen, verketzert. So ging es z. B. einem bekannten Berliner Gelehrten, dem Rektor Zorn, der in antiquarischer und philosophischer Rücksicht viel brauchbares für das theologische Fach geschrieben hat. Er wurde verketzert. Der damalige Inquisitor haereticae pravitatis, Erdmann Neumeiſter, verstand öfters nicht einmal das Latein des Schulmanns,

*) Ad ann. 1686.

**) Vindiciae arbitrii divini in relig. const. (Opusc. Theol. p. 254.) „arma ministravit religionis per divinos libros traditae adversariis novitiis, quibus ad oppugnandam veritatem divinam abuterentur.“

und tobte gegen ihn. *) Doch Zorns Schriften sind auch jetzt noch zu gebrauchen; die von Neumeister sind ihren Weg gegangen.

Was ich bisher gesagt habe, soll zu nichts weiter dienen, als Prediger und Kandidaten, wo möglich, zu ermuntern, mit der Lesung des Neuesten, in ihrem Fache, auch die des Aeltern zu verbinden, und sie werden dadurch reicher an Kenntnissen, nicht einseitig und freyer von Vorurtheilen und blinder Nachbeterey werden.

Aber leider! kennen eine Menge von ihnen fast kein Buch, welches über ein Decennium alt ist; und hören sie von einem solchen, so mögen sie es nicht lesen. Man sey ja, meinen sie, so weit vorgerückt; was könne sonach wohl z. B. aus der Philologia sacra des alten Glassius — doch ich mache einen Sprung näher nach unsern Zeiten — was könne aus Ernestis exegetischen Dissertationen, aus Spaldings und Rösselts frühern Schriften, aus Semmlerischen Paraphrasen, aus moralischen Werken von Crusius, aus Schriften von Töllner und mehrern, die ich in Menge nennen könnte, und die über das Decennium hinausgehen, wohl zu lernen seyn? Was der alte

*) Er hatte z. B. Zorn (Opusc. sacr. T. I. p. 60.) den Ausdruck gebraucht: Christum corporis humani exuvias induisse, und Neumeister erhub Lerm dagegen, als wäre das eine Ketzerey!

Homer schon zu seiner Zeit von Gesängen sagt: *)

τὴν — ἀοιδὴν μᾶλλον ἐπικλείουσ' ἄνθρωποι,
ἥτις ἀκουόντεσσι νεωτάτη ἀμφιπέληται —

Das neueste Buch ist ihnen das beste! Davor, ohne es noch untersucht zu haben, bezeugen sie ihre Verehrung, so wie Katholiken vor dem Venerabile.

Zu dieser Abneigung gegen das, was über ihre Studentenjahre hinausgeht, kommt noch das Vorurtheil: es sey in jenen Schriften alles ohne Geschmack vorgetragen, Sprache und Einkleidung ermangle derjenigen Eleganz und Wohlredenheit, deren man in unsern Zeiten gewohnt sey.

Erstlich ist es nicht wahr, daß wir jetzt in Absicht der letztern Eigenschaften vor denen, die vor einigen und zwanzig Jahren geschrieben sind, viel voraus hätten. Vielmehr muß man bekennen, daß mehrere damalige Schriftsteller größern Fleiß auf Eleganz und gute Darstellung verwendeten, als viele von uns. Wessen Styl bleibt wohl klärer, bestimmter, ächt deutscher, mit einem Worte, klassischer, als der von Lessing? Es versuche es doch einer, und schreibe von einer philosophischen Materie mit der bewundernswürdigen Klarheit, mit der Ordnung, mit dem kraftvollen Nachdrucke eines Reimarus;

*) Odyss. ϑ. v. 551. 562.

und einige Härten oder Nachläßigkeiten im Styl wird man ihm gern zu gute halten. Dürfen sich etwan Spalding z. B. in der Bestimmung des Menschen, Mendelssohn, Jerusalem, oder, um einen verstorbenen Kanzelredner zu nennen, Zollikofer, mit denen, die in unser Decennium fallen, nicht messen? Es ist wahr, geht man in die vorigen Zeiten weiter zurück; man findet Einkleidung und Styl ungleich schlechter. Die philosophische Moral z. B. von Thomasius ist ein Gemisch von halb französischen und lateinischen Wörtern. Wolf erwarb sich um die deutsche Sprache ein noch nicht genug geschätztes Verdienst. Wir schreiben in einigen Rücksichten jetzt besser; aber die Ordnung und Bestimmtheit, in der Wolf, Crusius, u. a. ihre Ideen vortrugen, die Anspruchslosigkeit ihrer Manier ist auch zu achten, und es läßt sich, jetzt ohne Hinsicht auf den Inhalt ihrer Werke, gar viel von ihnen lernen. Es kostet allerdings Ueberwindung, ich gebe es zu, sich durch manches ideenreiche Buch von einem frühern Gelehrten, der undeutscher und schwerfälliger schrieb, als jene genannten Männer, durchzuarbeiten. Allein es ist, um der sich darbietenden Ausbeute willen, nöthig, diesem verzärtelten Geschmacke Gewalt anzuthun. Ein braver Freund von mir mochte z. B. die Kappische Sammlung der Leibnitzischen Briefe, aus welchen sehr viel, was die Kirchengeschichte der damaligen Zeiten anlangt, zu lernen ist, nicht lesen, weil Jablonskis und besonders

Leibnitzens faſt mehr als elender Kanzleyſtyl ihn davon abſchreckte. Dieß war Verzärtelung des Geſchmacks.

Ut ſilvae foliis pronos mutantur in annos,

Styl und Darſtellung haben ſich zwar bey einer Menge Schriftſteller jetzt ſehr geändert; aber deßhalb auch verbeſſert? Das Myſtiſche, welches beſonders jetzt in mancherley philoſophiſchen und theologiſchen Werken den Leſer ſtark anſpricht, wird unſtreitig niemand für einen Vorſchritt zu größerer Vollkommenheit anſehen.

Auf der einen Seite iſt es Verdienſt einiger akademiſcher Lehrer, die in der Philoſophie nur Partheygänger machen, aber nicht Philoſophiren lehren, mithin zu nichts weniger, als zum Selbſtdenken erwecken. Es gilt von ihnen, was Herder, mit einiger Bitterkeit, von Kants Schülern ſagte: „Sie wiſſen nur ihren Cant.“ *) Fehlt es jungen Männern an Kenntniſſen, die der Geiſt verarbeiten könnte; hat er zur Zeit noch nichts weiter, als die abſtrakten logiſchen und metaphyſiſchen Ideen, woran er ſich übe, und die er kombiniren könne; ſo verzehrt er zu viel von ſeiner eignen Kraft, die durch keine Nahrung aus andern Wiſſenſchaften erſetzt, oder geſtärkt wird. Indeß, der Verſtand, der eine Zeitlang in Sandwüſten leerer Spekulationen, wohl durch eigne Schuld ganz fruchtlos herumgeirrt hat, lechzt immer nach einiger Erquickung, und ſtillt dann ſeinen Durſt mit den trübſten Waſſern. Die Myſtik iſt dann oft das willkommenſte. „Die Religion, das hört man von ihnen zu wiederholten Malen, ſoll nichts als Poeſie ſeyn, und Poeſie und Religion iſt einerley.“ Ich glaube wohl, daß der, oder die Erfinder dieſes Satzes ihn etwas beſtimmter gedacht haben, als das Heer der Nachbeter. Will man damit ſo viel ſagen, daß die Fähigkeit des Menſchen, ſich über den Kreis des Sinnlichen zu dem Ueberſinnlichen zu erheben; das Bedürfniß, die

*) Ein Doppelſinn; denn Cant heißt im Engliſchen auch ſo viel, als Schnickſchnack.

die Reihe des Bedingten durch etwas Unbedingtes zu schließen, welches eine logische, mit dem Freyheitsgefühl verbundene, Nöthigung ist, so zu befriedigen, daß man nunmehr das oft verworrene Schauspiel der Welt, als etwas nach höchsten Regeln der Weisheit und moralischen Güte Geordnetes ansehen kann; daß die erhabnere Menschennatur, im Gefühl ihrer Würde, eine nothwendige Verbindung mit dem Heiligsten, mit dem Unendlichen sich zu denken, sich zu vergegenwärtigen, gedrungen werde, und Glaube, Liebe und Hoffnung daraus erwachse; so kann man, wenn dieß das Wesentliche der Poesie seyn soll, es gern zugeben, daß die Religion das sey. Aber was haben eine Menge junger Gelehrten, in deren Köpfen es nur heiß und nicht hell ist, uns alles hieraus gemacht? Schwärmereyen der zügellosesten Einbildungskraft, erotischer Unsinn, Gedichte überschrieben, Hanssaxismus und Mysticismus des sublimen Görlitzer Schusters, alles ist ihnen Religion, und soll es mit aller Gewalt in der ganzen Christenheit, so Gott will! durch ihre Verdienste werden. Wir wollen es nicht hoffen. —

Da ich einmal von Kandidaten hier gesprochen habe; so muß ich noch einen Punkt mit berühren, der mir wichtig zu seyn scheint. Sie predigen hier und da zu viel, theils weil sie selbst so wollen, theils weil sie in gewissen Verhältnissen es müssen; und hier sollte kein muß seyn. Jungen Theologen, die die Universität eben verlassen haben, ist

dort gezeigt worden, wie sie nachher selbst zu studiren haben. Das dort Erlernte sollen sie nun immer schärfer prüfen, es sichten, vermehren, als künftige Prediger, sich selbst und die Menschen, auf die sie wirken wollen, so besonnen, als möglich, studiren, sich nicht gleich zu Aemtern hinzudrängen, wozu sie, ob sie gleich fleißig gewesen und etwas gelernt haben mögen, noch nicht reif genug sind, sollen ihren Geschmack weiter ausbilden. Dazu gehört Muße, die doch die meisten, weil sie Informatoren und Hofmeister werden, nicht uneingeschränkt genießen. Das sogenannte Ueben im Predigen, wenn es oft geschieht, ist äußerst nachtheilig. Es wird das leichteste Mittel Schwätzer hervorzubringen. Eine Predigt, die, wie ich schon gesagt habe, nur selten ein Kandidat hielte, müßte mit dem möglichsten Fleiße ausgearbeitet seyn, müßte von ihm selbst, und sind einsichtsvolle Freunde ihm zur Seite, auch von diesen der schärfsten Feile unterworfen werden. Dann würde diese Uebung, die eigentlich den Redenden etwas dreuster vor der Versammlung machen, mithin auch dem äußern Anstande zuträglich seyn kann, etwas nutzen. Oefteres Predigen ist für den jungen Kandidaten durchaus nachtheilig. Er wird sich frühzeitig die Sache erleichtern, wenn er gezwungen auftreten muß, wird sich gern verzeihen, wenn ihm sein eigenes Gefühl sagt, daß die Ausarbeitung besser seyn sollte, wird auch frühzeitig zu extemporiren anfangen, oder die elende Fertigkeit sich erwerben, über einen kurzen Entwurf sich hören

zu lassen, und der mittelmäßige Prediger oder armselige Wäscher für die Zukunft ist fertig.

Unsre Vorfahren bestimmten, zumal in Städten, der Kirchtage zu viel. Es sollten eine Menge Wochenpredigten gehalten werden, und sie werden es noch; wie gut? darauf kam es ihnen nicht an. Es wird doch Gottes Wort vorgetragen! Hierbey, glaubte man, würde es recht heilsam seyn, wenn junge Kandidaten einen Theil jener Arbeiten übernähmen, recht fleißig predigten, und dadurch sich — übten. Aber nicht jede Uebung macht, ihrer Natur nach, vollkommner. Es ist eine herrliche Sache um die Uebung, wo durch sie wirklich etwas werden kann. Durch Uebung wird zuverlässig ein besserer Handwerksmann, als wenn er nur Theorie seines Metiers inne hätte. Aber es ist ein Irrthum, daß Vollkommenheit in freyen Arbeiten des Geistes durch immerwährende Uebung erreicht werden könnte. Es giebt eine äußere und eine innere Art derselben. Jene wird oft zwecklos und verdirbt den Menschen, wenn diese nicht vorhergegangen ist. Fleißig studiren, anhaltend forschen, sich selbst und andere beobachten; dieß ist die beste Uebung für den jungen Kandidaten. Er wird dann gewiß mit Beyfall predigen, wenn er in das Amt kommt, gesetzt auch, daß er, als Kandidat, sich selten öffentlich geübt hatte. Ist es in einer Gegend zur Gewohnheit geworden, daß die jungen Männer recht viel predigen, so wird man nachher im Allgemeinen die üblen Folgen davon

in Aemtern gewahr werden; und ist einmal in einer Gegend das Predigtwesen herabgesunken, unter dreyßig, vierzig Jahren ist es nicht wieder zu heben. — Als der liebenswürdige Morus in Leipzig Professor der Theologie wurde, so hatte er viele Jahre vorher die Professur der griechischen und lateinischen Sprache bekleidet; niemand wußte, daß er je einmal gepredigt hätte — als Student mochte das vielleicht einige Male geschehen seyn. — Er mußte nun öffentlich auftreten: „Ja, wird er das auch können, meinten verschiedene; der Mann hat sich ja nie darin geübt?“ und er konnte es wirklich, und wurde nachher immer mit Beyfall gehört.

Wenn junge Juristen zeitig im Registriren, Referiren u. s. w. geübt werden; so ist das eine andere Sache. Hier kommt es auf bestimmte Formen, auf ein schnelles und genaues Erinnern an Gesetze, an Herkommen, an schon gegebene Entscheidungen in der Sache an, wovon nicht leicht abgewichen werden kann. Hier ist Uebung gewiß von entschiedenem Nutzen. Nicht so bey freyern Arbeiten des Theologen. Dem zu Folge wird auch ein zweckmäßiges Relatorium für den Juristen immer nothwendiger seyn, als ein Homiletikum, wenn es nicht besonders gut eingerichtet ist, für den Theologen. Daß ich mich in dem zuvor Gesagten nicht irre, davon hat, mich wenigstens, die Erfahrung von den Zeiten meiner akademischen Jahre her, vielfältig überzeugt. Alle die Studenten, die bey ihren Wande-

rungen auf das Land immer eine Predigt in der Taſche trugen, um ſie auf einem Dörfe zu halten, ſelbſt unter ſich ſtehende Geſellſchaften errichteten, um auf nahe gelegenen Dörfern den Paſtoren ihre Amtslaſten zu erleichtern, auch wohl von ihren Vätern, die ſelbſt Pfarrer waren, erinnert wurden, fleißig zu predigen, ſogar im Extemporiren ſich übten, weil ſie meinten, daß in ihren künftigen Aemtern zuweilen auch dieſe Fertigkeit recht gute Dienſte thun dürfte, ſind, nach dem, was ich in der Folge von ihnen erfahren habe, entweder nur mittelmäßige, oder elende Prediger geworden.

Dreyzehnter Brief.

In einem sehr gelesenen kritischen Journale ist gegen ein Urtheil von mir, „daß es auch für den Landprediger durchaus nothwendig sey, seine Vorträge wörtlich aufzuschreiben," erinnert worden, daß ich hiermit zu viel gefordert habe, auch für den Landmann eine solche Arbeit eben nicht nothwendig sey. Ich ehre die Ueberzeugung jedes andern Gelehrten; aber noch kann ich mich von dem Uebertriebenen meiner Forderung nicht überzeugen. Es kommen allerdings Zeiten, wo bey der schnellen Aufeinanderfolge mehrerer Festtage und unvermutheten Konkurrenz mit andern Amtsarbeiten, es nicht möglich ist, alle Vorträge wörtlich auszuarbeiten. Dieß habe ich aber auch eingestanden, und der Prediger ist gerechtfertigt, wenn er thut, so viel in seinen Kräften steht. Aber die allgemeine Regel wird, meines Erachtens, doch wohl die bleiben, daß er aufschreibe. Die Gründe, welche ich dafür dargelegt habe, will ich hier nicht wiederholen. Eben so wenig die Zweifel, ob es auch für das Bedürfniß der Bauern gerade nothwendig sey. *)

Es ist eine ganz falsche Regel, die oft genug auch ältere Männer jüngern Amtsbrüdern oder Kan-

*) Siehe darüber B. 1. Br. 19.

didaten geben: die Sachen recht durchzudenken, und dann zu reden — es sey erlaubt, ihren platten Ausdruck zu wiederholen — „wie der Schnabel gewachsen sey.“ Ja wenn nur die Schnäbel nicht oft so gar schlecht gewachsen wären, daß schlechterdings Fleiß und Kunst nachhelfen müssen! Ich weiß, daß dieser Grundsatz schon von Luthern ist eingeschärft worden. Zu seinen Zeiten hatte aber auch noch niemand über homiletische Grundsätze, den gelehrten Erasmus ausgenommen, streng nachgedacht. Das Aufschreiben war noch nicht Sitte, wiewohl jedoch Luther selbst viele Vorträge concipirt hat. Man wählte den Bedürfnissen des Volks gemäß, welches mit der Bibel noch ganz unbekannt war, ein Stück daraus, erklärte es, und fügte gute Nutzanwendungen hinzu. Doch die Rede ist eigentlich vom Concipiren. Wer das unterläßt, nur an kurze Entwürfe sich hält, und sonach der momentanen Eingebung des Geistes bey seinen Reden folgt; der hängt, sowohl was die Sachen, als Darstellung und Diktion anlangt, immer nur vom Zufalle ab. Bey einigen Kenntnissen, gehöriger Dreustigkeit, und einiger Gewandtheit im Ausdrucke, der aber dennoch bald zu stark, bald zu schwach, bald zu tropisch in der Geschwindigkeit aufgegriffen wird, mag er mitunter einen Vortrag halten, der bey verschiedenen Zuhörern, die nicht zum Pöbel gerechnet werden wollen, sogar lauten Beyfall findet. Aber er selbst sollte gerade am wenigsten damit zufrieden seyn. Man muß nie eine hohe Meinung

von ſeinen Fertigkeiten und Talenten hegen, geſetzt auch andere wollten uns dazu bereden, nie glauben, daß etwas darum vollkommen ſey, wenn dieſer oder jener, der ſelbſt keine Rechenſchaft ſich darüber zu geben wußte, es gelobt hat; man gleicht ſonſt einem gemeinen Komödianten, der ſich ein Garrick zu ſeyn dünkt, wenn er mit lautem Händeklatſchen abgetreten iſt, mag er die höhern Forderungen der Kunſt übel genug befriedigt, wohl gar ſeine Rolle verhunzt haben.

Wer gar nicht, oder nur wenig aufſchreibt, kommt zuverläſſig nicht weiter; er predigt, nach Verlauf von zehen Jahren, nicht um das Mindeſte beſſer, und glücklich genug, wenn er nicht tief geſunken iſt.

„Wir wollen zugeben, daß Concipiren recht heilſam ſey: wir fühlen es oft ſelbſt, daß wir manches zu ſagen vergeſſen hatten, was wir wirklich noch für nöthig hielten, uns oft langweilig wiederholten, auch wohl in der Verlegenheit eine gewaltige Zurüſtung zur Ausführung eines Satzes machen, und nachher wenig, oder etwas ganz unbedeutendes ſagen, ein Loch drey Ellen tief auswerfen, und eine Maus hineinbegraben; wir geſtehen es, daß die Ausdrücke, bey ſo geſtalten Sachen, bey uns das Mühlenrecht haben; wir könnten noch mehr eingeſtehen; (ſehr gut, daß manche dieſes Gefühl noch anwandelt; viele empfinden aber gar nichts mehr,) nur das Memoriren iſt uns zu beſchwerlich; wir ſind deſſen kaum noch fähig.“

Dieß wird niemanden befremden. Eine Seelenkraft, die nicht geübt wird, muß schwach, endlich ganz unbrauchbar werden. Daß das Gedächtniß mit den Jahren oft wirklich abnimmt, durch krankhafte Zustände untreu wird, ist eine bekannte Sache; und wen dieses Uebel trifft, der ist entschuldiget genug, daß er nicht streng mehr memorire, oder nur im Allgemeinen, die Gedanken sich einpräge. Dessen ungeachtet wird er besser predigen, wenn er, auch bey der Unfähigkeit gehörig zu memoriren, seinen Vortrag im Detail ausgearbeitet hat, weil er dadurch über jeden darin aufgenommenen Nebengedanken Herr geworden ist, und sonach nicht Gefahr läuft, ohne gehörige Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit zu reden. Wenn von einer besondern Pflicht, z. B. von der Verschwiegenheit, oder von einer schönen Untugend, z. B. von der Verleumdungssucht unter dem Scheine strenger Unparteylichkeit soll geredet werden; so kann, ich mich wenigstens, nicht überreden, daß ohne genaue Ausarbeitung treffend und nutzbar für die Moralität der Zuhörer davon gesprochen werden könne. Aufzustellende Beyspiele, die diese oder ähnliche Sätze erläutern sollen, wie bedachtsam müssen sie gewählt und aus der Menge, die es hier geben kann, gesondert und individualisirt werden, wenn der Zuhörer eine richtige Anschauung vom Ganzen erhalten soll! Bey einer fragmentarischen Ausarbeitung — von der Unverschämtheit, geradezu über solche Hauptsätze zu extemporiren, will ich hier gar nicht sprechen —

kann ein Vortrag der Art unmöglich gelingen. Was die Bauern anlangt; so glaube doch ja niemand, als wenn das Dünne und Seichte für das Geistesbedürfniß dieser Menschenklasse hinreichend sey. Der Prediger thue nur, was ihm möglich ist, arbeite rechtschaffen, und, nach Verlauf von zehen oder mehrern Jahren, wird er schon inne werden, daß seine Gemeinde sich an das Bessre gewöhnt hat. Die gemeinen Bürger in Städten sind, was religiöse und moralische Kultur anlangt, zur Zeit noch um wenig oder nichts klüger, als die Bauern.

Jedoch da das Memoriren manchem Prediger zu schwer fällt, „dürfte es nicht besser seyn, wenn die Vorträge lieber gelesen würden?“ Dieß glauben sehr angesehene Männer. Daß sich da allemal etwas sorgfältiger Ausgearbeitetes auf die Kanzel bringen lasse; der Prediger in keine Verlegenheit im Betreff seines Gedächtnisses gerathe; eine Menge Zeit erspart werde; ist gewiß genug. Nach und nach würden sich auch die Zuhörer daran gewöhnen. Selbst das Tempo, wogegen oft gesündigt wird, kann in gehöriger Mäßigung genommen werden; denn, wie bekannt, sprechen viele Prediger, die aus dem Gedächtnisse reden, entweder zu schnell, oder zu langsam. Aber dessen ungeachtet müssen abgelesene Predigten von ihrem Eindrucke viel verlieren. Das Lebendige, der Anschein, das Gesagte komme augenblicklich aus dem Herzen, welches denn auch wieder den Weg dahin findet, wird verloren

gehen. Durch die ſteife Stellung, die der leſende dabey anzunehmen gezwungen wird, muß der Vortrag, beſonders was die Deklamation betrifft, nicht wenig verlieren. Soll nun der Verſtand ſcientifiſch von etwas unterrichtet werden, ohne daß das Herz dabey in Anſpruch genommen wird; ſo könnte es gleichviel ſeyn, ob geleſen, oder aus dem Gedächtniſſe geſprochen würde. Allein eine Predigt iſt keine Abhandlung für den Unterricht des Verſtandes. Das Willensvermögen, ſelbſt die Einbildungskraft, muß verhältnißmäßig hier mit beſchäftigt werden. Man hat es auf der Kanzel eben ſowohl mit dem ſinnlichen, als denkenden, Menſchen zu thun, und das Mittel gehörig auf ihn zu wirken, ich meine das Halten des Vortrags aus dem Gedächtniſſe, richtige Deklamation und Aktion müſſen hier, ſo gut das in unſrer Gewalt ſteht, dazu angewendet werden. Man wird ſagen: dieß bleibt ja doch nur eine Täuſchung. Sie ſey es; aber wenn ſie einen ſo wichtigen Zweck befördert; wenn der Zuhörer nicht befriedigt wird, indem er dieſe Täuſchung vermißt; ſo wird jener Einwurf auch wenig gelten können.

Wenn Männer, die zuvor aus dem Gedächtniſſe predigten, endlich, wegen zu großer Abnahme deſſelben, genöthigt werden, ihre Vorträge zu leſen; ſo wird ſie niemand tadeln; man wird es vielmehr bedauern, daß Prediger, die von jeher ihr Möglichſtes thaten, dieſe Unannehmlichkeit empfinden

müssen. Aber junge Männer, die erst in Aemter kommen, oder sie noch nicht lange vermaltet haben, sollten nicht so bequem seyn, ihre Predigten abzulesen, eine Sitte, die an vielen Orten schon sehr überhand genommen hat. Ist das Gedächtniß schwach; es kann geübt werden. Die alten Redner und Rhetoren dringen ernstlich hierauf. Wie viel die neuern Versuche von Mnemonik dazu beytragen, kann ich nicht beurtheilen, weil ich sie bisher nur aus Nachrichten kenne. Auf Gymnasien sollte nicht blos von künftigen Theologen, sondern von jedem ohne Ausnahme die Gedächtnißkraft mehr angebaut werden, als zu geschehen pflegt. Es bedarf ja des Gedächtnisses jeder, er mag ein Studium wählen, welches er will, braucht es als Geschäftsmann immerfort im menschlichen Leben. Selbst derjenige, der in einem Kollegio nur mit Akten und ähnlichen Dingen zu thun hat, wird sich bey seinen Arbeiten ungemein erleichtert finden, wenn ihm ein treues Gedächtniß z. B. längst gehaltene Termine in einer Rechtssache deutlich wieder vergegenwärtigt. Auch der Philosoph bedarf bey den trockensten Spekulationen des Gedächtnisses, um bey seinem Denken, welches auf Resultate hinarbeitet, eine klare Uebersicht, aller der Mittelglieder in der Reihe seiner Schlüsse, zu haben. Ohne ein gutes Gedächtniß wird es selbst der spekulative Philosoph in seiner abstrakten Wissenschaft nicht weit bringen. Es müßte daher auf Gymnasien Vieles in seiner Art Vortreffliches auswendig gelernt werden. Die Uebung die-

ser Kraft würde beytragen, daß reichhaltigere hiſtoriſche, antiquariſche, linguiſtiſche Kenntniſſe eingeſammelt würden. Mögen ſie doch immerhin mehrere Jahre ungebraucht, ja ſelbſt nicht einmal recht geordnet im Kopfe liegen. Kommt bey dem jungen Manne die Zeit des ſchärfern Denkens und Räſonnirens; der Verſtand hat nun Stoffe, woran er ſich halten, und die er frey verarbeiten kann. Aber wir handeln in unſern Zeiten oft umgekehrt. Die unreifen Zöglinge ſollen ſchon männlich räſonniren, und noch iſt viel zu wenig da, womit ſich der zergliedernde Geiſt beſchäftigen könnte. Er verzehrt, wenn ich ſo ſagen darf, ſeinen eignen chylus; und das macht ihn nicht ſtärker. Die Neopädagogik ſcheint mir das Gedächtniß, auch im Detail, ſehr zu vernachläſſigen. Da ſollen, z. B. bey Erlernung der Sprachen, keine Wörter mehr auswendig gelernt werden; ſie ſollen bloß, beym Leſen der Schriftſteller, beyher gefaßt werden. Ja wenn man nur fände, daß die Zöglinge jetzt weiter darin kämen, und das in kürzerer Zeit; ſo würde nichts dagegen zu erinnern ſeyn.

Daß unſre ältern Prediger, wenn ſie wollten, leichter memoriren konnten, als jetzt ſo viele unſrer jüngern, beweiſt offenbar, daß die Gedächtnißkraft jetzt nicht mehr ſo geübt wird. Ciceros Cato meint, das Gedächtniß könne ſogar im Alter geſtärkt und erhalten werden. *) Zeigen wird es ſich wenig-

*) At memoria minuitur: credo, nisi eam exerceas, aut natura sis tardior. — manent ingenia senibus, modo per-

stens in spätern Jahren allemal, ob in den frühern das Gedächtniß gehörig geübt worden ist.

Um sich das Memoriren zu erleichtern, muß jeder diejenigen Mittel anwenden, die ihn am sichersten zum Zweck führen. Auf ihre Beschaffenheit kommt nicht viel an, wenn sie nur anwendbar sind. Einige will ich nennen, ohne sie auszuführen. Das nothwendigste Erforderniß bey der Arbeit selbst, um nachher, ohne große Anstrengung, zu memoriren, ist strenge logische Ordnung der Gedanken. Wo diese mangeln; da ist auch das Memoriren die lästigste Sache. Man darf aber auch nicht zu schülermäßig auswendig lernen; man muß vielmehr immer noch Gegenwart des Geistes behalten, einen Ausdruck mit einem klärern oder stärkern, der oft bey dem regern Spiel der Lebensgeister, während des Recitirens von selbst kommt, auszutauschen. Man muß ferner in seinem Koncepte die sogenannte memoriam localem zu erhalten suchen, und durch Striche am Rande oder ähnliche Merkmahle die Stellen bezeichnen, wo man den Faden am leichtesten verlieren könnte. Verhältnißmäßige Unterabtheilungen des Vortrags können im Schreiben abgesetzt, auch wohl mit einem Zeichen bemerkt werden. Fängt man an den Vortrag zu memoriren; so wähle man dazu die freysten Stunden, welche sich darbieten, insbesondere Frühstunden; auch Abends eine Stunde vor Schlafenge-

maneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Cicer. Cat. maj. c. 7.

hen kann das Geschäft sehr befördern. Man wird sich wundern, daß man früh Morgens beym Aufstehen so viel im Gedächtnisse behalten hat. Man nehme den Vortrag nur stückweise vor sich, und gehe nicht eher weiter, bis man den bestimmten, längern oder kürzern, Abschnit dem Gedächtnisse eingeprägt hat. Zur Nothhülfe kann man auch die Hauptsätze und Unterabtheilungen auf ein kleines Blatt zusammenfassen, und solches auf der Kanzel, zur Sicherheit, vor sich legen.

Bey dem allen, ich gebe es zu, wird für Viele das Memoriren immer eine beschwerliche Sache bleiben. Da ist nun sehr zu rathen, daß die Herren Prediger die Ausarbeitung nicht bis auf ihren sogenannten Studiertag, den Sonnabend, aufschieben — schlimm genug, wenn sie nur einen solchen Tag in der Woche haben! — Jeder muß wissen, wie viel er Zeit zum Memoriren nöthig hat, und darnach seine Maßregeln nehmen. Akademische Lehrer, Juristen in Fakultäten und andere Geschäftsmänner müssen täglich einen beträchtlichen Theil Zeit auf ihre Berufsarbeiten wenden; und sie thun es. Arbeiten wird ihnen zum Bedürfniß. Alle übrigen Stände in der bürgerlichen Gesellschaft sind genöthigt täglich zu arbeiten. Die Landleute insbesondere sind immerfort in reger Thätigkeit. Welchen Freybrief haben die Prediger, müßig zu gehen, oder nur ihre Oekonomie zu besorgen? Hiermit können sie weder vor sich selbst, noch vor ihrer Gemeinde und dem Staate bestehen.

Vierzehnter Brief.

Was die Deklamation betrift, so hört man oft das Urtheil: „das Natürlichste bleibt immer das beste.“ Allerdings. Aber welches ist es? Unstreitig ist die vollkommenste Deklamation auch die natürlichste. Allein so versteht man den Satz nicht. Man meint, jeder solle nur reden, wie es ihm einfalle, so daß niemand auf den Gedanken komme, er wolle etwas ausgezeichnet deklamiren. An diesem Urtheile ist unstreitig das hervorstehend Unrichtige Schuld, welches durch gesuchtes Pathos, und übelangewendete Histrionenkünste sich bemerklich macht. Dieß hat vielen, sonst verständigen, Männern eine ganz falsche Idee von der Deklamation überhaupt beygebracht. Sie verstehen gerade dasjenige darunter, was sie nicht ist, um es kurz zu sagen, etwas affektirtes, marktschreyermäßiges. Ist sie aber eine vollkommne Darstellung der, durch Worte bezeichneten, Gedanken im lauten Vortrage; so folgt daraus, daß jeder Gedanke nur auf eine, an sich vollendete Weise, dargestellt werden kann, und diese wird alsdann die natürlichste seyn. Alles was in der Deklamation als fehlerhaft gedacht und genannt werden mag, ist durch sich selbst, unnatürlich. Einen Redner, der auch in dem kleinsten Redetheile

natür-

natürlich, mithin ganz vollkommen deklamirte, wird man nur selten finden. Sofern es hier also eine Kunst oder Methode giebt; so hat sie keinen höhern Zweck, als zur Natur zu führen.

Hierin sind wir in unsern Zeiten gegen die Alten unglaublich weit zurück. Welchen Werth legen nicht Demosthenes und Cicero auf gute Deklamation? Und mit welcher unglaublichen Sorgfalt hatten sie sich selbst, so wie mehrere Staatsmänner, darin geübt? Selbst, da die Freyheit jenen alten Republiken entrissen war, und Staatsleute ihr Rednertalent nicht mehr, wie zuvor, geltend machen konnten, dauerte doch die Liebe zu dieser Kunst eine lange Zeit noch fort. Man schämte sich nicht, auch in höhern Jahren sie zu üben. Und was war es denn, worauf sie hinarbeiteten? Nichts weniger als leere Komödiantenkünste, wovor Cicero selbst warnt, sondern leichtes, zwangloses und verständliches Aussprechen, Haltung eines richtigen Zeitmaßes, nicht eines willkührlichen, sondern wie es der jedesmalige Affekt der Rede überhaupt, und die einzelnen Glieder derselben erforderten, eine Temperatur der Stimme, die sowohl dem Umfange der Versammlung, als dem Organe des Redenden gemäß war, durchgehends richtige Accentuation, Modulation der Stimme im Steigen und Fallen, gehörige Beobachtung der Pausen, Unterscheidung der Fragen an den Verstand von denen an das Gefühl, Mahlerey der Töne, so weit nämlich der Gedanke dieses zuließ,

und selbst dadurch mehr gehoben wurde, Vermeidung aller Monotonie, Isotonie, alles Rauhen, Heulenden, Bellenden, u. d. m. Ja selbst darauf war man bedacht, daß ein Mann aus einer Municipalstadt seinen Provincialdialekt ablegte, und den gebildetern Römischen sich eigen machte. *) Konnten das die Alten, was hindert uns, ihnen nachzuahmen? Jeder, bey dem es noch Zeit ist, ehe die Organe eine gewisse Steifigkeit annehmen, muß, da insgemein bey dem Jugendunterricht wenig dafür gethan wird, sich selbst die Sache zu einem angelegentlichen Geschäft machen. Man muß, meines

*) Cum sit quaedam certa vox Romani generis, urbisque propria, in qua nihil offendi, nihil displicere, nihil animadverti possit, nihil sonare aut olere peregrinum, hanc sequamur: neque solum rusticam asperitatem, sed etiam peregrinam insolentiam fugere discamus. Cic. de Orat. III. 12. Wir haben in Deutschland keine solche Hauptstadt, deren Aussprache man als die vollkommenste empfehlen könnte. Jede der verschiedenen großen Städte hat ihr Gutes, jede ihr Fehlerhaftes. Doch ist das Erste in der einen mehr, als in der andern einheimisch. So spricht man z. B. in Hannover gewiß ungleich besser, als in —. Jeder Mann von Bildung sollte, wenn sein Nationaldialekt entschieden schlecht ist, an der Verbesserung desselben so ernstlich arbeiten, als er es im Stande wäre. Aber die pöbelhafte Aussprache von dem Dorfe, wo dieser oder jener Prediger geboren ist; der gemeine Handwerksburschendialekt, in dem er von Jugend auf gesprochen, hat sich bey ihm auch als Prediger in nichts geändert. So spricht er nun auch auf der Kanzel.

Erachtens, erſt richtig vorleſen können, und zwar die ſimpelſten Stücke, z. B. freundſchaftliche Briefe, und durch das laute Leſen den Sinn der Gedanken auf das vollkommenſte darzulegen ſuchen. Dann kann man zu Gedichten fortgehen, jedoch zu ſolchen, deren Verfaſſer ſelbſt für die Deklamation gearbeitet haben, und hier leiſten z. B. Fabeln von Gellert ſehr gute Dienſte. Leſſingiſche Proſa, insbeſondere ſeine Schauſpiele, ſind ungemein gut für die Deklamation gearbeitet. Man wird dabey bemerken, wie viel oft verloren geht, wenn auch nur ein Wort, nur ein kleiner Redetheil falſch accentuirt wird. Im Nathan dem Weiſen kann man bey der gedrängten, zuweilen ängmatiſchen, Kürze der Diktion den beſten Verſuch hieran machen. Uebt man ſich an eigentlichen Reden, ſo muß man das nicht an ſeinen eigenen, denn die können ſehr gegen die Grundſätze einer guten Deklamation gearbeitet, die Perioden zu lang, zu ſchleppend, zu wenig für das Ohr gerundet ſeyn, und eine Menge Fehler an ſich haben, die das Wachſen in dieſer Art Vollkommenheit verhindern. Man muß Werke von guten Rednern wählen, in denen der Sachkundige es gleich inne wird, daß der Verfaſſer für den vollkommnen mündlichen Vortrag arbeitete. Wer hierüber noch nicht ſelbſt zu urtheilen vermag, ziehe einen Mann von Einſicht und Geſchmack dabey zu Rathe. So iſt unter andern Engels treffliche Lobrede auf den König auch meiſterhaft für den äußern Vortrag. Unter den Kanzel-

reden kenne, ich wenigſtens, keine vollkommnere für die Deklamation, als die von Reinhard.

Ein Landprediger ſollte eigentlich beſſer deklamiren, als ſeine Amtsbrüder in der Stadt; denn die zu großen Gebäude von Kirchen, die es da giebt, und bey deren Erbauung unſre lieben Vorfahren unbekümmert waren, ob der Prediger auch allenthalben verſtanden würde, in der Vorausſetzung, daß der entfernte Zuhörer mitunter doch wohl einen Spruch vernehmen und andächtig nachbeten könne, verderben die Stimmen, weil ſie überſchrien werden müſſen. Auf dem Lande iſt dieſes der Fall nicht. Jedoch, meint der Prediger, es ſey genug, wenn er, nach ſeiner Art, natürlich rede; glaubt er, daß es zum Unterrichte und zur Erbauung der chriſtlichen Gemeinde gleich viel ſey, ob er in zwey oder drey beſtändig mit einander abwechſelnden Tönen und Sylbenfällen ſeinen Sermon herſinge, ob er heule oder poltere, die Hälfte verſchlucke, ob er ſinge, oder wie ein Katechismusſchüler monotoniſch abbete, ob er ſeine Deklamation mit ſeltſamen Grimaſſen begleite, den Körper, im Wiegentakte, bald rechts bald links hin und her bewege, auf ſeiner Kanzel etwas vernehmlich den Paukenſchläger mache, oder mit den Händen rüſtig die Luft von ſich wegrudere; ſo wird er ſich ſchwer überzeugen, daß es etwas beſſeres hierin geben könne. Ich habe hier nur auf das, woran kein Gebildeter im Mindeſten zweifelt, auf-

merksam machen wollen, weil Erinnerungen dieser Art, auch von Mehrern wiederholt, wenigstens nicht unnütz seyn dürften. Regeln hierüber, im Einzelnen, zu geben, würde einen besondern Traktat erfordern. *)

*) Sehr zu empfehlen sind hier Sheridan: Ueber Declamation, oder den mündlichen Vortrag; mit Zusätzen von Sybel, (der auch schon vorher eine kleine gehaltvolle Schrift darüber herausgegeben hat,) 2 Theile; und Franke: Ueber Deklamation, 2 Theile. 1789. u. 1794.

reden kenne, ich wenigſtens, keine vollkommnere für die Deklamation, als die von Reinhard.

Ein Landprediger ſollte eigentlich beſſer deklamiren, als ſeine Amtsbrüder in der Stadt; denn die zu großen Gebäude von Kirchen, die es da giebt, und bey deren Erbauung unſre lieben Vorfahren unbekümmert waren, ob der Prediger auch allenthalben verſtanden würde, in der Vorausſetzung, daß der entfernte Zuhörer mitunter doch wohl einen Spruch vernehmen und andächtig nachbeten könne, verderben die Stimmen, weil ſie überſchrien werden müſſen. Auf dem Lande iſt dieſes der Fall nicht. Jedoch, meint der Prediger, es ſey genug, wenn er, nach ſeiner Art, natürlich rede; glaubt er, daß es zum Unterrichte und zur Erbauung der chriſtlichen Gemeinde gleich viel ſey, ob er in zwey oder drey beſtändig mit einander abwechſelnden Tönen und Sylbenfällen ſeinen Sermon herſinge, ob er heule oder poltere, die Hälfte verſchlucke, ob er ſinge, oder wie ein Katechismusſchüler monotoniſch abbete, ob er ſeine Deklamation mit ſeltſamen Grimaſſen begleite, den Körper, im Wiegentakte, bald rechts bald links hin und her bewege, auf ſeiner Kanzel etwas vernehmlich den Paukenſchläger mache, oder mit den Händen rüſtig die Luft von ſich wegrudere; ſo wird er ſich ſchwer überzeugen, daß es etwas beſſeres hierin geben könne. Ich habe hier nur auf das, woran kein Gebildeter im Mindeſten zweifelt, auf-

aus erſt ſelbſt prägen müßte; es würde mehr Eigenthümlichkeit, mehr Leben in die Vorträge kommen, und die Wirkung auf die Zuhörer ſtärker werden.

Dazu wird unſtreitig viel beytragen, daß man den guten Konverſationston unſrer Sprache, ſowohl bey klaſſiſchen Schriftſtellern, als im Umgange mit gebildeten Menſchen, zu ſtudiren ſucht. So hatte unter den Kirchenvätern der ausgezeichnete Redner Chryſoſtomus kein Buch ſo fleißig geleſen, als die Stücke des Ariſtophanes; und er geſteht es ſelbſt, daß er durch dieſe Lektüre ſeinen Ausdruck ungemein vervollkommnet habe. Eben ſo hatte Cicero den Terenz ſtudirt, und manche eigne Schönheit war dadurch in ſeine Rednerſprache übergegangen. Es giebt in der Umgangsſprache, im genere dicendi humili, welches freylich von niedriger oder pöbelhafter Sprache weit entfernt iſt, eine Menge Ausdrücke, die den Gedanken mit allen Nebenbegriffen genau und richtig bezeichnen, und der Kanzelredner trägt Bedenken, Ausdrücke daher aufzunehmen, weil ſie von unſerm bisherigen konventionellen Kanzeltone zu weit abzuweichen ſcheinen. Da gilt nun freylich genaue Abſonderung deſſen, wodurch das πρέπον verletzt, und nicht verletzt werden könnte. Ein richtiger Geſchmack muß den Redner auch hier leiten. Immer wird es auf die Stellung ankommen, die ein, dem erſten Anſchein nach, gemeiner Ausdruck erhält, um in der Verbindung mit andern veredelt zu werden; und dann

wirkt er sehr viel. Eben so verhält es sich auch mit gewissen veralteten, aber kraftvollen, Wörtern, die, durch die Stellung, wieder Neuheit und eine gewisse Würde erhalten können. *) Mir scheint unter andern Saurin seinen Reden eine große Vollkommenheit dadurch gegeben zu haben, daß er die gebildete Umgangssprache überall, wo sie Platz finden konnte, mit Kunst darin aufnahm. Das Ansprechende derselben ist nicht zu verkennen, und Saurins Manier hat dadurch etwas vielumfassendes. Unter den neuern Kanzelrednern giebt es, meinem Gefühl nach, keinen, der dieß so trefflich allenthalben gezeigt hätte, als Reinhard. Um meine Behauptung anschaulicher zu machen, schlage ich unter seinen Kanzelreden den ersten Band auf, der mir in die Hand fällt. „Warum" heißt es in einer ganz ausgezeichneten Predigt, Ueber die Verwandtschaft der menschlichen Laster, „warum ist man so geneigt zum Unglauben, und sucht alles hervor, was ihn rechtfertigen kann, als weil man merkt, man könne sich alsdann auch desto leichter von den Fesseln der Pflicht befreyen, und sich ganz seinen Trieben überlassen? Warum ist man so geneigt zu bürgerlichen Unordnungen, warum bietet eine Menge von Menschen die Hände so gern, so bald es darauf ankommt,

*) Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit iunctura novum. —

Hor. Art. poët. 47. 48.

bestehende Verfassungen umzustürzen, und eine neue Ordnung der Dinge einzuführen; ist es nicht die Trägheit, die nicht graben mag und zu betteln sich schämt, ist es nicht der Eigennutz, der gern reich und vornehm und mächtig wäre, ohne sich anzustrengen, und durch Verdienste sich empor zu heben, was bey solchen Unordnungen ein Glück zu machen und eine glänzende Rolle zu spielen hofft?" *) Ein anderer hätte vielleicht statt der von mir angestrichenen Ausdrücke aus der gesellschaftlichen feinern Umgangssprache mehr feyerliche gewählt, und das Treffende der ganzen Schilderung, die jeder gleich als wahr anerkennt, wäre dadurch geschwächt worden. Noch eine andere eben so meisterhafte Stelle dieser Art. Sie ist aus einer Predigt: Ueber die Wohlthätigkeit gegen Unbekannte. „Gleichgültig gegen Unbekannte dürfen wir nur dann seyn, wenn es ungewiß ist, ob sie die Wohlthaten verdienen, die sie von uns fordern, ob wir durch die Gewährung ihrer Bitten nicht vielleicht ihren Lastern Vorschub thun, und ihre schlechten Absichten befördern werden. Vorsichtig laßt uns also seyn gegen den unbekannten Landstreicher, der unsre Unterstützung verlangt; wo ist das dringende Bedürfniß bey einem Menschen, der nicht unglücklich seyn würde, wenn er einer Unterstützung werth wäre? Vorsichtig laßt uns seyn gegen den liederlichen

*) Reinhards Predigten im Jahre 1799. B. 2. S. 75. 76.

Bettler, der seine Faulheit mit dem Almosen gutherziger Geber füttert; wo ist das dringende Bedürfniß bey einem Menschen, der Kraft hat, sich seinen Unterhalt zu verdienen? Vorsichtig lasset uns seyn gegen den unbekannten Fremdling, der unsre Wohlthätigkeit in Anspruch nimmt, weil er ein Mitglied unsrer Kirche werden, und zu unserm Religionsbekenntniß übergehen will; wo ist das dringende Bedürfniß bey einem Menschen, der diesen Schritt aufschieben kann, bis er im Stande ist, ihn ohne Beschwerde für seine neuen Glaubensgenossen zu thun; bey einem Menschen, der wohl gar erst von uns unterrichtet werden will, der leichtsinnig genug ist, seinem bisherigen Glauben einen andern vorzuziehen, den er noch nicht einmal kennt, und von dessen Vortrefflichkeit wir ihm erst die Ueberzeugung auf unsre Kosten verschaffen sollen; bey einem Menschen, dem es oft gleich anzusehen ist, daß er, wie sich der Herr selbst von solchen leichtsinnigen ausdrückt, nach seinem Uebertritt ein Kind der Hölle zwiefältig mehr seyn wird, als vorher." *) Doch hiervon genug.

Ich berühre noch einen andern Punkt: er betrifft die Klagen über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsperikopen. Ich stelle mir vor, daß manche, die seit mehrern Jahren sehr laut sich beschwerten, daß die Perikopen noch nicht abgeschafft sind, eigentlich die Sache nicht von allen Seiten erwogen haben. Wenn allgemeine kirchliche Veränderungen gemacht

*) Reinhards Pr. B. 2. 1799. S. 133. 134.

werden ſollen; ſo muß es, ſo weit der Natur der Sache nach das möglich iſt, klar am Tage liegen, daß es auch wirklich Verbeſſerungen ſind, wodurch mithin mehr religiöſe Aufklärung, und mehr Tugendſinn hervorgebracht wird. Aber etwas abſchaffen, und an die Stelle deſſelben etwas ſetzen, wo jene zu erwartende Wirkung noch problematiſch iſt, heißt ſchlechthin nur Neuerungen machen. Wahr genug iſt es, daß bey der Wahl verſchiedener ſolcher Stücke, welche nun ſeit ſo vielen Jahrhunderten in der Kirche ſind abgeleſen worden, und worüber gepredigt werden ſollte, nur auf gerade wohl! ein Griff in die Evangelien ſcheint gethan worden zu ſeyn. Die Aufeinanderfolge iſt die verkehrteſte, welche nur ſeyn kann. Manche ſind ſo ſteril, daß ſie ſehr bald erſchöpft ſind, und nur mit einer gewiſſen Gewandtheit, durch eine lange Induktion, durch Kombination entfernter Aehnlichkeiten der in der Perikope ſelbſt liegenden, und der hinzugedachten Begriffe ein für die Kanzel brauchbarer Hauptſatz kann gefunden werden, mit welcher Arbeit ein Prediger oft viel Zeit verdirbt. Zu manchen Vorträgen über beſondere Pflichten des bürgerlichen und häuslichen Lebens findet ſich faſt gar keine Veranlaſſung in ihnen, und man kann ſich nur durch eine Syntheſis helfen, um vom Texte den Uebergang zum Hauptſatze zu machen; und wie oft iſt ſolcher im höchſten Grade gezwungen? So wahr dieſes iſt, ſo bin ich, meines Theils, doch mehr für die Beybehaltung der Perikopen, als da-

Bettler, der seine Faulheit mit dem Almosen gutherziger Geber füttert; wo ist das dringende Bedürfniß bey einem Menschen, der Kraft hat, sich seinen Unterhalt zu verdienen? Vorsichtig lasset uns seyn gegen den unbekannten Fremdling, der unsre Wohlthätigkeit in Anspruch nimmt, weil er ein Mitglied unsrer Kirche werden, und zu unserm Religionsbekenntniß übergehen will; wo ist das dringende Bedürfniß bey einem Menschen, der diesen Schritt aufschieben kann, bis er im Stande ist, ihn ohne Beschwerde für seine neuen Glaubensgenossen zu thun; bey einem Menschen, der wohl gar erst von uns unterrichtet werden will, der leichtsinnig genug ist, seinem bisherigen Glauben einen andern vorzuziehen, den er noch nicht einmal kennt, und von dessen Vortrefflichkeit wir ihm erst die Ueberzeugung auf unsre Kosten verschaffen sollen; bey einem Menschen, dem es oft gleich anzusehen ist, daß er, wie sich der Herr selbst von solchen Leichtsinnigen ausdrückt, nach seinem Uebertritt ein Kind der Hölle zwiefältig mehr seyn wird, als vorher." *) Doch hiervon genug.

Ich berühre noch einen andern Punkt: er betrifft die Klagen über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsperikopen. Ich stelle mir vor, daß manche, die seit mehrern Jahren sehr laut sich beschwerten, daß die Perikopen noch nicht abgeschafft sind, eigentlich die Sache nicht von allen Seiten erwogen haben. Wenn allgemeine kirchliche Veränderungen gemacht

*) Reinhards Pr. B. 2. 1799. S. 133. 134.

werden ſollen; ſo muß es, ſo weit der Natur der Sache nach das möglich iſt, klar am Tage liegen, daß es auch wirklich Verbeſſerungen ſind, wodurch mithin mehr religiöſe Aufklärung, und mehr Tugendſinn hervorgebracht wird. Aber etwas abſchaffen, und an die Stelle deſſelben etwas ſetzen, wo jene zu erwartende Wirkung noch problematiſch iſt, heißt ſchlechthin nur Neuerungen machen. Wahr genug iſt es, daß bey der Wahl verſchiedener ſolcher Stücke, welche nun ſeit ſo vielen Jahrhunderten in der Kirche ſind abgeleſen worden, und worüber gepredigt werden ſollte, nur auf gerade wohl! ein Griff in die Evangelien ſcheint gethan worden zu ſeyn. Die Aufeinanderfolge iſt die verkehrteſte, welche nur ſeyn kann. Manche ſind ſo ſteril, daß ſie ſehr bald erſchöpft ſind, und nur mit einer gewiſſen Gewandtheit, durch eine lange Induktion, durch Kombination entfernter Aehnlichkeiten der in der Perikope ſelbſt liegenden, und der hinzugedachten Begriffe ein für die Kanzel brauchbarer Hauptſatz kann gefunden werden, mit welcher Arbeit ein Prediger oft viel Zeit verdirbt. Zu manchen Vorträgen über beſondere Pflichten des bürgerlichen und häuslichen Lebens findet ſich faſt gar keine Veranlaſſung in ihnen, und man kann ſich nur durch eine Syntheſis helfen, um vom Texte den Uebergang zum Hauptſatze zu machen; und wie oft iſt ſolcher im höchſten Grade gezwungen? So wahr dieſes iſt, ſo bin ich, meines Theils, doch mehr für die Beybehaltung der Perikopen, als da-

für, daß es dem Prediger frey gelassen bleibe, jedesmal seinen Text zu wählen. Zwar würde von verschiedenen diese Wahl beyfallswerth, von manchen vortrefflich gemacht werden, aber von mehrern auch ungleich schlechter. —

Da die Perikopen einmal an der Tagesordnung sind; so werden Prediger gezwungen, sie in allen möglichen Beziehungen zu durchdenken; und, haben sie oft schon darüber gepredigt, bey jedem Worte stehen zu bleiben und den darin liegenden, oder damit in Verbindung stehenden, Gedanken zu erforschen, um auf einen nutzbaren Satz für den Vortrag zu kommen. Diese Uebung ist nicht ohne Nutzen für den Prediger selbst. Eine Menge guter, oft sehr feiner Hauptsätze, die in vielen Magazinen niedergelegt worden, sind schätzbare Früchte dieser Anstrengung. Ihre Anzahl würde vielleicht geringer seyn, wenn die Perikopen nicht zu einer solchen Heuristik genöthigt hätten. Dürfte überall der Prediger einen freyen Text wählen; wie viele würden in noch größere Verlegenheit gerathen, sogar mehr Zeit versplittern, erstlich, über die Wahl des Textes, und dann über das aufzustellende Thema. Aber es hilft es nichts; sie müssen in den Perikopen suchen. Der Fund ist, wie bekannt, nicht immer beyfallswerth; aber das würde auch der Fall bey der freyen Textswahl seyn. Mancher dürfte dieser Freyheit sich sehr zwecklos bedienen, z. B. über den Brief an die Ebräer, an die Galater und ähnliche, eine Reihe unnützer Vorträge halten, indem er sich auf

exegetische Erörterungen Paulinischer Allegorien und mehrere Schwierigkeiten einließe, vielleicht um der Gemeinde seine Kenntnisse damit zu zeigen. Gesetzt aber auch, es geschähe das nicht, was doch immer von einem und dem andern versucht werden würde; im Ganzen genommen halte ich die stehenden Perikopen zur Erbauung der Gemeinden für nützlicher. Einmal hat sie der gemeine Mann von Jugend auf auswendig gelernt, besitzt also schon etwas, woran der zu haltende Vortrag von ihm sich anknüpfen läßt. Dieß hat den Nutzen, daß er den Hauptsatz von der Predigt nebst einigen Nebengedanken — je nachdem die Köpfe der gemeinen Leute unter sich verschieden sind — desto leichter behält. Die Perikopen sind meistentheils Geschichtserzählungen, in welchen Jesus die Hauptperson ist. Die übrigen darin vorkommenden Personen handeln entweder recht, oder unrecht. Vieles führt geradezu in die Verhältnisse des häuslichen Lebens. Durch diese Thatsachen wird ihm alles mehr versinnlicht. Die Lehren und Ermunterungen zum Guten, welche der Prediger herauszieht und ausführlicher darlegt, werden ihm lebendiger, weil er sie mit Thatsachen verbinden kann. Denn alles was concret ist, geht leichter und anschaulicher in die Seele des gemeinen Mannes ein, als das Abstrakte, sey es auch noch so plan und simpel ausgedrückt. Eine Warnung vor der Heucheley wird ihm unstreitig viel anschaulicher über das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner, als wenn der Prediger etwan Jacob. 3. wählte. „Die

Weisheit von oben her ist ohne Heucheley.“ Dort ist ein Faktum, hier nur der abstrakte Satz. Ueber Heuchler selbst spricht auch der Bauer nicht selten mit andern; über den abgezogenen Begriff Heucheley unterhält er sich nicht leicht, weil ihm die Abstraktion zu schwer fällt. Es kommt also hier nur darauf an, daß die evangelischen Geschichten für das Bedürfniß des gemeinen Mannes gut benutzt werden, was freylich mehr sagen will, als daß der Prediger die in der Perikope enthaltene Geschichte in dem Vortrage nur langweilig wieder erzählt, oder nichts weiter bemerkt, als was jeder Bauer schon selbst so zu reden mit Händen greifen kann. Man verweise, wenn man es für gut findet, z. B. das Evangelium vom ungerechten Haushalter aus der Reihe der sonntäglichen Texte, und man hat einen trefflichen Sittenspiegel der gemeinen Volksklasse, doch was sag' ich der gemeinen Volksklasse? auch gebildetern Ständen, selbst manchem Hochwohlgebornen, der liederlich gewirthschaftet hat, und durch Geschäfte am Pharaotische sich zu retten sucht, entzogen. Wie lebendig können Vorträge über solche aufgestellte Thatsachen werden, und wie viel wird in dieser Rücksicht verloren gehen, wenn etwan nur eine apostolische Stelle, worin Ehrlichkeit geboten wird, zum Grunde gelegt werden sollte? Ist es wohl möglich, die Erzählung vom barmherzigen Samariter durch irgend etwas anders, würde auch das beste ausgewählt, zu ersetzen? Man wendet ein: „die Perikopen seyen auch dem gemeinen Manne schon viel

zu bekannt.“ Recht gut, daß sie es sind. Desto weniger Mühe macht es ihm, etwas daran anzuknüpfen, und durch eine psychologisch gute Behandlung von Seiten des Predigers können sie immer den Reiz der Neuheit für ihn behalten. Hätte nicht, wie bisher, an den meisten Orten über die Perikopen gepredigt werden müssen, wir würden einer Menge sehr guter Vorträge, die das größere Publikum besitzt, und die durch lebendige Anschauung sich auszeichnen, entbehren. Ich glaube, selbst in den trefflichen Arbeiten Zollikofers würde diese Eigenschaft sich öfterer finden, wenn er mehr geschichtliche Erzählungen zu seinen Texten gewählt hätte. Gesetzt auch, der Prediger erläutert nicht immer, was sich daraus erläutern lassen dürfte; das Sonntags-Evangelium selbst kann ihm die Stimmung geben, seine Sätze mehr zu individualisiren. Die Nutzbarkeit der Perikopen zeigt sich auch darin, daß der Prediger im Nachmittagsgottesdienste eine zweckmäßige Katechesation darüber halten, und den Inhalt seiner Predigt mit der Jugend nochmals durchgehen kann. Denn das wird wohl niemand leugnen, daß man der Jugend, vermittelst einer solchen Geschichtserzählung, eine Wahrheit weit anschaulicher zu ihrer Fassungskraft bringen könne, als auf einem andern Wege. Ein Theil von Lebens- und Sittenregeln ist aus diesen Stücken in die Masse der Volksbegriffe übergegangen. Auch gebraucht der gemeine Mann vieles daraus zu seiner Ermunterung, in sittlicher Rücksicht, im häuslichen Leben, auf dem

Krankenbette, und bey ähnlichen Veranlassungen. Diese nutzbare Quelle darf ihm also, nach meinem individuellen Urtheile, nicht verschlossen werden. Es ist, wie sich von selbst versteht, hier gar nicht die Frage, was gebildetern Personen, die von Jugend an einen guten Religionsunterricht empfangen haben, nutzbarer seyn dürfte, wiewohl auch diese bey der bisherigen Einrichtung wenigstens nichts verlieren werden; sondern das Volk ist es, welches wir hier immerfort im Auge haben müssen. Dieses steht noch allenthalben auf einer niedern Stufe von intellektueller und sittlicher Kultur.

Sehr gut würde es seyn, wenn mehrere Stücke aus den Evangelien, neben den eingeführten Perikopen, zu sonntäglichen Predigten ausgehoben würden. Dann könnte der Prediger abwechseln, und die bisherigen Stücke würden mit beybehalten. Wie ungemein viel lehrreiches könnte nicht noch ausgehoben, wie manche bedeutende ausführliche Rede Jesu hinzugefügt werden! Kein einsichtsvolles Konsistorium wird aber auch den Prediger hierin beschränken, oder ihn verantwortlich machen, wenn er, bey besondern Gelegenheiten, seine Texte sich wählt, wie er sie zu seinen Vorträgen am passendsten findet.

An verschiedenen Orten besteht die Einrichtung, daß zu gewissen Zeiten über den kleinen Katechismus geprediget wird. Meines Erachtens ist diese Einrichtung nicht sehr nutzbar. Es sind meistentheils gewisse Sonntage bestimmt, wo an einem z. B. über den ersten Artikel, an einem andern über den zweyten,

ten, dritten, über die Lehre von der Taufe, vom Abendmahle u. s. w. ein Vortrag gehalten wird. Der Umfang der Materie, z. B. über die drey Artikel, ist viel zu groß, als daß er in einem Vortrage nur gehörig berührt, geschweige denn ausgeführt, werden könnte. Entweder der Prediger bringt darüber eine Chrie auf die Kanzel, die, bey ihrer oberflächlichen Allgemeinheit, nichts werth seyn kann; oder er hält sich nur an einen Satz und führt diesen aus. Etwas der Art kann ja aber auch bey der nächsten Perikope geschehen, die ihm Gelegenheit dazu giebt. Soll er nur ein Hauptstück etwan paraphrasiren; so könnte das allenfalls für einen und den andern Zuhörer, der sie in der Schule gelernt, aber nicht einmal den Ausdruck richtig verstanden hätte, ein wenig nützlich seyn. Langweilig genug wird es aber dennoch ausfallen; und überdieß gehört etwas der Art mehr für die Katechesationen.

Jedoch ohne Nutzen sind Katechismuspredigten democh nicht. Es kommt nur auf eine rechte Behandlung der Sache an; und hier ist wieder zu bedenken, daß man mit der gemeinen Volksklasse zu thun hat. Ihr können sie dadurch nützlich werden, wenn man die Lehren, die sie in der Jugend gelernt hat, deutlicher erklärt, und hier und da in das Gewirre ihrer Begriffe mehr Ordnung und Zusammenhang zu bringen sucht. Soll das aber geschehen, so müssen einzelne Fragen aus dem Lehrbuche ausgewählt, und nicht ganze Artikel oder Hauptstücke genommen werden, wie alten Observanzen zu Folge,

oft zu geschehen pflegt. Wer in Nachmittagspredigten etwan ein ganzes Jahr daran zu wenden hat, muß einen bestimmten Plan befolgen. Er muß genau untersuchen, über welche Lehren es am nöthigsten seyn möchte, den Begriffen der Zuhörer Klarheit und Deutlichkeit zu verschaffen; und nie darf das Praktische irgend einer Lehre übergangen werden. Eigentliche Beredtsamkeit kann hier wenig angebracht werden, (zumal in dem didaktischen Theile) die hier ganz am unrechten Orte seyn würde. Hierbey ist aber auch zu rathen, da, wo Luther geirrt hat, nicht gegen ihn zu polemisiren, sondern, ohne alle Anmaßung, die Sache zu erklären, wie sie ist. Hierüber habe ich schon in einem vorhergehenden Briefe gesprochen. Finden sich Beweissprüche unter den Fragen, die, wie oft der Fall ist, etwas ganz anders enthalten; so ist es am besten, sie vielmehr ganz zu übergehen, als gegen ihre Beweiskraft zu argumentiren. Ein Prediger — und leider! fehlt es nicht an Beyspielen dieser mangelnden Pastoralklugheit — der etwan den Beweis für die Trinität, „Drey sind die da zeugen," auf seinen eigentlichen Gehalt setzen, wohl gar den Bauern verkündigen wollte, daß er in Handschriften so gut, als gar nicht, vorhanden sey, verdiente allenfalls eine Weisung von der höhern Instanz, daß er so zur Unzeit sein Bischen Gelehrsamkeit, welches er vielleicht vier Wochen zuvor noch nicht hatte, zur Schau trägt.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne noch einer andern Art Predigten zu gedenken, die insbe-

sondere für das Landvolk empfohlen werden. Es sind die, über ganze Lieder. Im Allgemeinen sehe ich den Nutzen davon nicht ein. Man will, daß analytische Vorträge über schwere und unverständliche Lieder gehalten werden sollen. Solche Gesänge sollten aber lieber aus den Sammlungen wegbleiben, und es wäre dann kein Erklären nöthig, zumal da es uns an verständigen und erwecklichen Liedern zu unsrer Zeit nicht mangelt. Ist der Gesang an sich erbaulich; zu was eine Predigt darüber? Der Hymnus muß durch sich selbst wirken, den Geist erheben und in religiösen Gefühlen bestärken. Die Predigten, worin Gesänge erklärt werden, sind den Gesängen, wie mir deucht, gar nicht zuträglich. Denn werden sie in Prosa aufgelöst, so verliert das, was den Geist in ihnen erheben soll, das Meiste von seiner Kraft. Besitzt ein Prediger hinlänglich Geschmack; weiß er unter den Gesängen mit Einsicht zu wählen und hält bey irgend einer besondern Gelegenheit eine erweckliche Rede darüber; so muß ihm etwas der Art wohl frey stehen; aber stehende Einrichtungen zu treffen, um über Lieder zu predigen, finde ich zwecklos.

Unser Gottesdienst hat überhaupt ein zu observanzmäßiges Ansehen. Zum Anfange gemeiniglich ein bestimmtes kurzes Lied; dann wieder eins, welches jeden Sonntag gesungen wird; es folgt Kollekte und Vorlesen der Epistel; nachher das bekannte „Allein Gott in der Höh sey Ehr,“ wenn es nicht der

Epistel vorhergegangen ist; dann erst ein freygewähltes Hauptlied, nachher das Vorlesen der evangelischen Perikope, dann der Glaube, oder auch Musik vorher, während welcher die christliche Gemeinde Muße hat, sich gehörig zu zerstreuen, zu plaudern, und endlich die Predigt. Nach dieser fast immer eins und dasselbe Gebet; nach Endigung desselben eine Menge unnützer Neuigkeiten, Abkündigungen, Mandate u. dergl. Nach der Predigt, wenn Kommunion gehalten wird, fast immer dasselbe Lied, dieselbe Formel, welche jedesmal den Kommunikanten vorgelesen wird. Welch ein ungeheurer Mechanismus! Darf man sich sonach wundern, daß die Gedankenlosigkeit in unsern Kirchen so sehr zu Hause ist, oder, daß so viele eben deßhalb so nachläßig, oder gar nicht, am öffentlichen Gottesdienste Theil nehmen? Dabey liegen, wie bekannt, auch andere Ursachen zum Grunde; aber unser steife observanzgerechte Kultus ist doch auch viel mit Schuld daran. Landprediger sollten daher, ohne viel vorher anzufragen, mehr Abänderung in dem Gottesdienst machen, und keine verständigen Obern werden sie verantwortlich machen, versteht sich, daß sie immer die erforderliche Amtsklugheit beobachten, und keine Ursache zu Klagen geben. Zwar wenn der Prediger — ein Fall, der mir wohl bekannt ist — statt des Kapitels aus der Bibel, in der Betstunde die Nationalzeitung vorliest, und dann vom Konsistorio zur Verantwortung darüber gezogen wird, so mag er sich selbst die Schuld beymessen. —

Da ich mancherley zerſtreute Bemerkungen in dieſen Brief geworfen habe; ſo ſoll noch eine darin Platz finden, die mir nicht unerheblich ſcheint. Sie betrifft die Furcht des Veraltens.

„Was hilft es," mag mancher denken, „daß man, in jüngern Lebensperioden, ſich alle erſinnliche Mühe giebt, mit Klarheit, mit Eindringlichkeit, ſogar mit Eleganz für die Kanzel zu arbeiten; wenn die höhern Jahre kommen, in denen der Geiſt ſtumpf, das Gedächtniß untreu wird, die Lebhaftigkeit in uns ermattet, der Menſch überhaupt gegen ſo vieles in der Welt gleichgültig zu werden anfängt; dann muß auch die Wärme in unſern Vorträgen erkalten. Ohne unſre Schuld werden wir dann kraftlos, oder langweilig ſprechen; der Beyfall, deſſen wir uns ehedem erfreuten, wird verſchwinden; wir werden das einſehen, und dieſem Mangel nicht abhelfen können."

Geſetzt, dem wäre ganz ſo; die Zeit, die wir benutzen, das Lebensalter, mit dem wir wuchern können, ſey uns wichtig und heilig, um für die Welt ſowohl, als für uns ſelbſt, im edlern Sinne, zu arbeiten. Möge dann der, der am beſten weiß, was uns ſelbſt und der Menſchheit heilſam iſt, unſre Kräfte, bey zunehmenden Jahren, ſinken laſſen; mögen unſre Arbeiten das Gepräge des abnehmenden Geiſtes, der träg gewordenen Einbildungskraft ſichtbar an ſich tragen; wir haben unſre Pflicht erfüllt. Dieſer Mangel kommt dann nicht auf unſre Rechnung. Aber jene Furcht des Veraltens iſt auch

übertrieben. Im Gegentheil kann der Prediger mit den Jahren immer noch zunehmen, bis etwan das Greiſenalter, in dem ſo manche unheilbare Uebel der Natur zuſammen ſtrömen, ihn zu verſchiednen Geſchäften, in einem hohen Grade, untüchtig macht. Nur das Gefühl von der Würde und Wichtigkeit des Amtes immer lebhaft erhalten; nur an Moralität ſelbſt zugenommen, und der Prediger wird, als bejahrter Mann, noch eindringlicher von Religionswahrheiten reden, als in ſeinen frühern Jahren. Spaldings beſte Predigten, die wir im Drucke beſitzen, ſind aus dem Alter, da er faſt ſechzig Jahre hinter ſich hatte. Der Kern der Zollikoferſchen wurde von ihm gehalten, da er ſchon über funfzig alt war. Ich könnte noch lebende Kanzelredner nennen, von welchen daſſelbe gilt. In dieſen Jahren zeigt ſichs dann allemal ſehr deutlich, wie jemand ſeine Jünglingsjahre und die Zeit ſeiner vollen männlichen Kraft angewendet hat. Wer dieſe ſorgfältig benutzte, hier einen reichhaltigen Schatz von mancherley Kenntniſſen, von Lebensklugheit und fruchtbaren Erfahrungen ämſig einſammelte, der kann ruhig dem Alter entgegen gehen. Die Jugendfülle wird in ſeinen Vorträgen nicht mehr, wie vormals, ſichtbar ſeyn; aber der Geiſt der Wahrheit deſto mehr; er wird manche Blume verachten, aber gereifte Frucht dafür geben; manche künſtliche Wendung, manches rhetoriſche Maſchinenwerk, welches der junge Mann in Bewegung zu ſetzen nöthig findet, wird er gar nicht bedürfen, ſondern kürzer

und sicherer den Weg zum Herzen finden. Alles wird aber darauf ankommen, wie er jene vorigen Jahre benutzt hat. Wie weit kraftvoller sind Ciceros Reden wider den Antonius, die er in seiner letzten Lebensperiode ausgearbeitet hat, gegen die, für den Quintius, oder den Roscius Amerinus, als seine frühesten, die wir besitzen!

Aber bey dem Allen wird die Vollkommenheit des alternden Predigers durch nichts so sicher erhalten, als wenn er mit den Jahren immerfort an Moralität zugenommen hat. Der Geist der ächten Tugend, der ihn selbst belebt, wird siegend bleiben. Ein Vortrag z. B. über Geduld im Leiden, über Vertrauen auf Gott bey dunklen und trüben Aussichten in die Zukunft, wird aus seinem Munde, aller Simplicität ungeachtet, ganz anders wirken, als die künstliche Rede des jungen Mannes, der wenig noch gelitten, noch wenig eigne Erfahrungen von dem Vertrauen auf Gott zu machen Gelegenheit hatte. Ein alter Prediger, wie ich mir ihn denke, bleibt dann ein herrlicher Segen für seine Gemeinde. „Ihr, die ihr einen Streit" — schrieb ehedem ein berühmter Gelehrter in seinen Jünglingsjahren — „ihr, die ihr einen Streit zwischen Alter und Beredtsamkeit findet; ihr, bey denen die Kälte des Alters das Feuer der Beredtsamkeit tilget; ihr, die ihr den Namen alter Männer mit dem Verlust der Wohlredenheit erkaufen müsset; seht an dem beredten Nitsch den Grund eures Unfalls! Sein Alter war so beredt, als seine Ju-

gend, und das Feuer, das alles entzündete, wenn er redete, nahm bey ihm mit den Jahren zu. Ein Redner, den das Feuer der Jugend erhitzt; ein Prediger, den nichts, als eine natürliche Heftigkeit rege macht, muß nothwendig lau und kalt werden, wenn jene sich mit dem Alter verliert. Aber, wenn man beredt ist, weil man tugendhaft ist; wenn die Liebe zur Tugend und ein eingewurzelter Haß gegen das Laster den Redner entzünden; wenn Glaube und Gottseligkeit dem Feuer des Predigers Nahrung und Kräfte giebt; so nimmt die Beredtsamkeit mit den Jahren zu. Man wird alle Zeit beredter, wenn man tugendhafter wird, und Lebhaftigkeit Feuer und Nachdruck mehren sich, wie die Jahre sich mehren." *)

*) S. Ernestis Gedächtnißrede auf Georg Ritsch, Generalsuperint. zu Gotha, gehalten in der vertrauten deutschen Gesellschaft zu Leipzig. 1730. (In opuscul. var. arg. a Stangio ed. p. 440.) Ich habe obige Stelle auch aus einer andern Absicht angeführt. So schrieb Ernesti, als ein Jüngling von drey und zwanzig Jahren, zu einer Zeit, da die deutsche Sprache noch tief in der Barbarey lag. Jene ganze Rede von ihm ist so vortrefflich, auch in Absicht auf Ausdruck und Darstellung, daß sie Gottsched, unter dessen Auspicien sie gehalten wurde, zuverlässig so nicht geben konnte. Aber Ernesti, vom Geiste der Griechen und Römer belebt, konnte das. Man sieht aus jener Rede, daß Ernesti, seinem Genie nach, ein Meteor unter den deutschen Schriftstellern hätte werden können, wenn er gewollt hätte. Die deutsche Literatur war aber so beschaffen, daß sein von Griechen und Römern genährter Geschmack keine Nahrung darin finden konnte. Daher vernachlässigte er sie in der Folge.

Sechzehnter Brief.

Ich komme auf einen widrigen Gegenstand, auf das Bettelwesen. Es ist das zwar eine Polizeyangelegenheit; allein, da der Landprediger viel von dieser Plage mit zu leiden hat, so mögen auch darüber einige Worte in diesen Briefen ihren Platz finden. — Ich unterscheide hier genau zwischen den eigentlichen Armen einer Gemeinde, welche wirklich Unterstützung bedürfen, und den herumziehenden Müßiggängern und Vagabunden, die, ihrem freywillig gewählten Metier nach, keine verdienen. Als Churſächſiſcher Landprediger habe ich das Unweſen viele Jahre hinter einander, in ſeinem häßlichen Flor, mit anzuſehen Gelegenheit gehabt. In einer der ſchönſten Gegenden zwiſchen Borna und Pegau, wo eine faſt üppige Triebkraft der Natur immer eine geſegnete Ernte über die andere hervorbrachte; in einer Gegend, wo unter den Landbewohnern der Wohlſtand einheimiſch war; wo die Begüterten zu ihren ländlichen Arbeiten eine Menge Hände bedurften, woran ſie oft Mangel litten, ſo erbötig ſie auch zu einem reichlichen Tagelohn ſich fanden, ſo viele Mühe ſie ſich oft, wenn die Arbeiten auf dem Felde einander ſich drängten, darum gaben; hauſten in der Nähe und in der Ferne

Menschen, die, aus Abneigung gegen die Arbeit, lieber, mit dem Bettelstabe in der Hand, die Gegend durchzogen, und von den thätigen Händen ihrer Mitbürger sich ernähren ließen. Es fehlte in dem achtungswerthen Lande nicht an Gesetzen und Mandaten wider die Bettler. Noch in den letzten Jahren, als ich da lebte, wurden sie wiederholt, mit Zusätzen vermehrt, mit Nachdruck eingeschärft; aber — nicht gehalten. Es wurden neue Arbeitshäuser errichtet, und alle Unterobrigkeiten angewiesen, das Gesindel, welches zuvor bandenweise umherzog, in diese Häuser, von Dorf zu Dorf, fortzuschaffen. Das Uebel war auf das Höchste gestiegen. Wenn ich versichre, daß jede Woche wenigstens siebenzig bis achtzig Kollektanten vor meine Hausthüre kamen, und Almosen ertrotzten, daß an gewissen Tagen, z. B. Erntefesten oder Kirchweihen, wohl hundert in einem Tage sich unverschämt hinzudrängten, eine andere Gattung nicht gerechnet, die für reisende Studenten, reisende Kaufdiener, reisende Künstler, reisende Jäger, wohl gar reisende Adliche, sich ausgaben, und ein standesmäßiges Zehrgeld forderten; wenn die Verwegensten unter diesen Hefen des Menschengeschlechts mit Feueranlegen und andern Gewaltthätigkeiten drohten, so fern sie, ihrer Meinung nach, nicht genüglich empfangen hatten; so zweifelt wohl niemand daran, daß die dortige Gegend so schlimm heimgesucht wurde, als einst das Land der Midianiter von den Heuschrecken. Die Mandate dagegen wur-

den endlich, da die friedlichen Landbewohner, mitten im Frieden, den Streifereyen solcher Feinde unaufhörlich ausgesetzt waren, auf das Aeußerste geschärft. Es gerieth eine Furcht unter sie, daß, binnen eines Monates, kein kreischendes Stoßgebet eines Bettlers vor der Thüre, kein rüdes Anklopfen eines Streichers gehört wurde. Doch die Ruhe war nur kurz:

Naturam expellas furca, tamen usque recurret!

An einigen Orten war man strenge, und hielt auf die geschärftern Mandate, an einigen gelinde, und hielt sie nicht; das Gesindel, aus Antipathie vor dem Arbeitshause und vor Schlägen, floh vor jenen Oertern, wo sie festgehalten wurden, und sammelte sich wieder desto häufiger da, wo sie gleichsam stillschweigend freye Geleitsbriefe erhielten. Man wird sagen, daß in diesem Falle die Obrigkeiten ihre Schuldigkeit nicht gethan haben, und ich verlange nicht, sie alle frey zu sprechen. Aber die Amtleute und Justitiarien können, ihren Geschäften nach, nicht immer auf den Dörfern umherreisen und über diesen Punkt der Polizey wachen; es müssen Straßenbereiter und Gerichtsdiener dahin ausgesendet werden, und diese thun ihre Schuldigkeit oft sehr schlecht. Hieran sind aber grossentheils die Unterthanen selbst Schuld. Ist eine Gegend wohlhabend; so entsteht bald nebenher, wenn nicht die strengste Aufsicht gehalten wird, Hang zur Betteley

Ich habe ſelbſt von mehr als einem Bauer dieſes gehört: „Er habe ſeiner Familie befohlen, allen zu geben, wenn ſie auch nicht alle die Gabe verdienten.“ Der Bauer hat hier immer noch eine altjüdiſche Moral. Faſten, Gebet und Almoſengeben gehörten zu den Kardinaltugenden des jüdiſchen Volks. Das Letztere machte ſogar eine Menge böſer Thaten wieder gut. Dieſes Entſündigen durch Almoſen und Gaben, ſogar von den gröbſten Verbrechen, blieb immerfort Grundſatz in der katholiſchen Kirche; er iſt auch, bey der gemeinen Volksklaſſe, unter den Proteſtanten noch ſichtbar. Dieſe Uebung der Moralität koſtet aber nichts, als Entäußerung von einem kleinen Theile ſeines Eigenthums. Müßte irgend einer Leidenſchaft dabey Gewalt angethan werden; man würde wohl ſehen, wie bald die ἐλεημοσύνη, die vom Tode errettet, und vor der Finſterniß der Unterwelt bewahrt, *) von ihrem Ehrenthrone ſinken würde. Sie hat vielmehr etwas für die Leidenſchaften. In dem Geber erhebt ſich die angenehmere Empfindung, ſich in einem beſſern Zuſtande zu befinden, als der Empfänger. Es

*) So heißt es z. B. Tobiä 4. 11. „Die Almoſen erlöſen von allen Sünden, auch vom Tode, und laſſen nicht in der Noth. Almoſen iſt ein großer Troſt vor Gott dem Höchſten.“ Alſo ein Beruhigungsmittel! Im Lateiniſchen ſteht: fiduciâ coram deo. Im Griechiſchen: δῶρον γὰρ ἀγαθόν ἐστιν ἐλεημοσύνη. „Almoſen geben iſt ein Gott angenehmes Opfer.“ S. Ilgens, Geſchichte Tobis S. 181.

religiöses Vorurtheil von der Verdienstlichkeit des Almosengebens, und ein falscher Begriff von Wohlthätigkeit gegen Arme, wobey freylich die wirklich Bedürftigen, die aus Schaamgefühl nicht betteln mögen, am meisten leiden. Der Bauer weiß, daß er wohlthätig seyn soll: diese Pflicht wird ihm im Katechismusunterrichte und in Predigten eingeschärft; und was ist leichter, so fern man etwas zu geben hat, als dem Bettler vor der Thüre eine Gabe zu reichen? Das kostet weder Nachdenken, noch viel Aufwand von Zeit, noch Anstrengung der Körperkraft, noch Ueberwindung irgend einer Leidenschaft. Ist einmal das Bettelwesen recht im Zuge; so sieht es der Bauer als etwas an, dem nicht wohl abzuhelfen sey, und macht gleich bey dem Ueberschlage seiner Konsumtion an Korn die Rechnung mit auf die Bettler. So oder so viel Scheffel, meint er, müsse er auch für die Bettler abziehen, ehe er den reinen Ertrag von seinem Gute richtig bestimmen könne, so wie er, verhältnißmäßig, ein gewisses Quantum abzieht, welches die Ratten oder Mäuse auf seinem Kornboden fressen. Bey dem allen thut er, wie er meint, hiermit recht gute Werke: er erfüllt das Gebot der christlichen Liebe vollkommen. Ja viele würden sich ein Gewissen daraus machen, dem gesündesten Bettler nicht eben so, wie dem abgelebten Greise, der am Stabe, nur noch wie ein Schatten, wandelt, seinen Schnitt Brot zu geben. Hier wird kein Unterschied gemacht; jeder gehört unter die Armen, weil er vor seine Thüre kommt.

Den ganz unverschämten Vagabunden würden freylich viele Bauern, aus christlicher Liebe, nichts geben. Aber je zweydeutiger die Buben aussehen; desto mehr erwecken sie Furcht, manche durch das Metier, wozu sie sich bekennen. Geben sich mehrere von ihnen für reisende Jäger, Scharfrichter u. dergl. aus — was ich zu hundertmalen mir selbst habe müssen sagen lassen — so fürchtet der abergläubische Bauer, die Bursche möchten mehr können, als er, und seine Kühe oder Schaafe behexen, und er giebt eilig, damit sie nur wieder abziehen. Auch die Furcht, daß ihm von den Verwegensten unter dem Gesindel das Haus angesteckt werde, macht ihn nothgedrungen wohlthätig. Es sind freylich strenge Mandate vorhanden, daß in jedem Dorfe eine Wache gegen die Bettler ausstehn; daß Straßenbereiter und Gerichtsdiener oft Acht haben sollen, ob auch die Wächter auf ihrem Posten sich befinden. Aber das wird, zumal in wohlhabenden Gegenden, sehr vernachlässigt. Kommen dringende Feldarbeiten, die Heuernte u. dergl., so lehnt der Bauer seinen Wachtspieß hinter die Thüre, und geht an seine Arbeit, weil er zu viel, bey ihrer Vernachläs-

Trefflich, wer davon zu lesen Lust empfindet, hat hierüber geschrieben Ilgen, in der Schrift: ΕΙΡΕΣΙΩΝΗ Homeri et alia poseos Graecorum mendicae specimina cum quibusdam nostri temporis carminibus ex hoc genere comparata. 1702. 4. Man findet sehr sonderbare Bettlergesänge der Griechen in dieser Schrift gesammelt.

lässigung, verliert, da oft auf einen einzigen Tag in der Ernte viel ankommt. Wird schwachen, betagten Männern die Wache aufgetragen; die gehen von selbst schon den rüstigen und handfesten Vagabunden aus dem Wege. Man erblickt daher, ofe Monate hindurch, in vielen Dörfern keine Wache, bis etwan einmal der Gerichtshalter oder Aktuarius dahin kommt, und, nach Befinden der Umstände, denjenigen, an welchem eben die Wache seyn sollte, straft. Strafenbereiter und Gerichtsdiener bekommen aus verschiedenen Dörfern ihren gewissen, freywillig von der Kommun bestimmten, Deputat an Geld, Früchten, Würsten, und andern Lebensmitteln, und sie sehen nie etwas. Wohlhabende Ortschaften pflegen sich gern eine solche abhängige Unabhängigkeit zu verschaffen. Sogar weniger bemittelte thun es. Der Bauer, der von allen Seiten, durch Gesetze, beschränkt wird, fast allen übrigen Ständen zinsbar ist, empfindet beständig Widersetzlichkeit gegen die Gesetze, und manche Art scheinbarer Unabhängigkeit, gereiche sie ihm auch zu offenbarem Schaden, ist ihm willkommen.

Man sieht aus diesem Allem, wohl ohne mein Erinnern, daß dieses Unwesen, unter dem der Landprediger am meisten mit leidet, ihm nicht gleichgültig seyn kann, und verschiedene Fragen, seine Amtsführung und Lebensweise betreffend, veranlaßt.

Daß er dem Strome nicht geradezu entgegen schwimmen könne, ist klar genug. Will er durchaus

keinem Straßenbettler etwas geben, was freylich das beſte Mittel gegen ihre Dreuſtigkeit wäre, wenn es jedermann anwendete; ſo werden ihn viele in ſeiner Gemeinde als einen Geitzigen verſchreyen. „Der Mann, wird es heißen, iſt nur auf das Zeitliche erpicht; er giebt keinem Armen einen Biſſen Brot.“ Dieſer Ruf verhindert das Zutrauen bey ſeiner Gemeinde in vielen wichtigen Fällen, woran ihm doch viel gelegen ſeyn muß. Iſt er gleich auf andere Weiſe wohlthätig gegen Arme; dieß wird ihm nichts helfen, wenn er es nicht auch gegen die Bettler iſt. Er gebe z. B. einem dürftigen Waiſenknaben, der ein Handwerk lernen ſoll, etwas Geld zu Kleidern. Mancher Bauer wird ſagen: „Hier wirft der Pfarrer das Geld weg, und den Armen giebt er nichts.“ Mehrere andere gute Handlungen der Art werden verleumdet, und ſchief beurtheilt werden, wenn er die eigentlichen Bettler, ohne Gabe, abziehen läßt. Allein es iſt auch nicht wohl möglich, ſo zu handeln. Wie manche Pfarrwohnung hat eine ſolche Lage, daß die Bettler an allen Orten eindringen können; und was ſoll er dann thun? Mit dem Geſindel ſich herumſchlagen? Die Unverſchämtheit dieſes Volks fordert ſogar mehr von ihm, als von dem begüterteſten Bauer. Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß dieſe Menſchen ihm gerade in das Geſicht ſagen: „Ja, in der Kirche reden die Pfarrer wohl davon, daß man den Armen mittheilen ſolle; aber ſelbſt geben wollen ſie nicht!“ gleichſam als wenn gerade ſie die nächſten Gegenſtände chriſtlicher

Wohlthätigkeit wären! Die vornehm seynwollenden Bettler, die Reisenden, die, wie sie vorgeben, sich jetzt in einiger Verlegenheit befinden, fordern gerade von dem Prediger, was der Bauer ihnen, von Rechtswegen, versagt. Denn kündigt sich ein Landstreicher, als ein Mann von Stande, an; der Bauer giebt ihm ein Stück Brot, wie den übrigen Konsorten, und nimmt er es nicht, so empfängt er auch nichts. Der Bauer, der einmal den Ständen über ihm nicht gewogen ist, empfindet etwas nicht unangenehmes dabey, den vornehmen Bettler, ohne Umstände, gehen zu heißen, wenn er nicht seyn will, wie andere. Aber vom Prediger fordert der Reisende nun desto trotziger eine Geldgabe, von einiger Bedeutung. Mit solchen ist freylich noch am besten wegzukommen. Der Prediger fährt am richtigsten, wenn er dem reisenden Herrn Studiosus, dem man die Unnauglichkeit gleich ansieht, gar nichts giebt. Von anderm Gesindel hat er schon etwas mehr zu besorgen. Sein Garten, der vielleicht am Anlauf liegt, seine junge Baumpflanzung, oder des etwas, kann dafür büßen müssen. Es ist leicht gesagt, daß der Prediger den Bettlern nicht geben dürfe, um durch sein Beyspiel den Satz mit aufrecht zu erhalten, daß, wer nicht arbeite, auch nicht essen solle; nur die Ausübung davon ist beynahe unmöglich.

„Aber was kann, was soll er als Prediger hierbey nun thun?“ Er bilde sich ja nicht ein, den Bauern ihre Vorurtheile, die ich zuvor nannte, so

leiche zu entreiſſen. Im Allgemeinen werden ſie immer glauben, die Pflichten der chriſtlichen Wohlthätigkeit erfüllt zu haben, wenn ſie den Bettlern das Gewöhnliche reichten. Dieß darf ihn aber nicht abhalten, ſo wohl in ſeinen Vorträgen, als gelegentlich in Privatunterredungen, offen ſeine Meinung darüber zu ſagen, und genau zu beſtimmen, wer der milden Gaben eigentlich werth ſey, und wem wir ſie, auch unaufgefordert, reichen ſollen. Die Gegengründe der Bauern ſind oft ſeltſam genug. Ich entſinne mich ſehr genau, daß mir bey einer ſolchen Gelegenheit ein Bauer jene Worte aus dem Evangelio: „Arme habt ihr allezeit bey euch, und mich habt ihr nicht bey euch," entgegen ſetzte. Er wollte damit beweiſen, daß man den Bettlern geben ſollte. Indeß, wenn man auch nur bey Wenigen das herrſchende Vorurtheil zerſtört; ſo hat man ſchon etwas genutzt, was auch auf die Zukunft einen guten Einfluß hat. Iſt einem ältern Bauer ein Vorurtheil entriſſen worden; die beßre Maxime geht vom Vater auf den Sohn über, und wuchert in der Folge.

Ueberhaupt muß man mit Katechumenen ernſthaft und vertraulich von ſolchen Dingen ſprechen, und ihnen zeigen, gegen wen ſie eigentlich wohlthätig ſeyn ſollen. Die meiſten werden zwar an den Vorurtheilen der Aeltern hängen bleiben; einige aber doch etwas beſſeres aufnehmen.

Nun treten aber noch andere Fälle ein. Manche Prediger leben ſelbſt an Ortſchaften, wo der unfau-

dere Geist des Bettelns, seit mehrern Generationen, sein Wesen getrieben hat. Die Lage des Predigers in solchen Verhältnissen ist eine der unangenehmsten. Haben schon die Väter des Gesindels sich auf diese Weise genährt; so ist das Ehrgefühl verschwunden. Sie werden von ihrem Handwerke nicht abgehen, wofern nicht die Obrigkeit die äußerste Strenge gegen sie anwendet. Es ist leichter das Stehlen in einer verderbten Gemeinde, bis auf einen gewissen Grad, auszurotten, als das Betteln. Der Dieb, der für seine Verbrechen nachdrücklich gestraft wird, empfindet, wenn er nicht im hohen Grade verderbt ist, doch schneller, daß er unrecht gehandelt hat, als der Bettler. Jenes, „Du sollst nicht stehlen," welches er in der Schule gelernt, und oft in der Kirche gehört, hat etwas so bestimmtes, daß sich ungleich weniger dagegen einwenden läßt, als gegen das Betteln. Leute von diesem Metier halten sich wohl gar für Geliebte Gottes, weil sie arm sind. Die Schrift sagt so viel zum Troste der Armen; das, meinen sie, gelte ihnen. Werden sie von der Obrigkeit behandelt, wie sie es verdienen, und mandatmäßig in Arbeitshäuser geführt, so trösten sie sich recht erbaulich mit den Schriftstellen, wo es heißt, daß die Armen verfolgt werden; ihnen ist es gewiß, daß die Reichen, nach der Lehre der Schrift, einmal ewig verdammt werden müssen; und da den Armen ein Lohn im Himmel verheißen wird, so ist ihnen nichts gewisser, als die ewige Seligkeit, weil sie arm gewesen, d. h. betteln gegangen sind.

Ich habe wohl kaum nöthig, hierbey zu erinnern, daß der Prediger diese Bettlercasuistik zuweilen weitläufig in seinen Vorträgen aus einander setzen, und Sinn und Zusammenhang der dahin gehörigen Schriftstellen deutlich darlegen müsse. Dieß ist überhaupt nöthig für die Aermern in der Gemeinde überhaupt, gesetzt auch, daß sie nicht betteln, weil sie immer dieselben Vorurtheile über Armuth und Reichthum hegen.

Leben in einer Gemeinde mehrere Bettler, und die Obrigkeit ist nachsichtig, oder sorgt nicht dafür, daß ihnen Arbeit verschafft, und sie mit Gewalt dazu angehalten werden; so verschlimmert sich die Gemeinde immerfort, und der Prediger kann wenig oder nichts dagegen ausrichten. Ihre Kinder werden zu keiner Schule angehalten. Kommen sie auch dann und wann hinein, so hat der Schulmeister die schwerste Arbeit mit ihnen, weil eine Menge Untugenden in ihnen schon gereift sind, die einen nachtheiligen Einfluß auf die Sitten der übrigen Kinder haben.

Will ein Prediger bey einer Gemeinde, die mit solcherley liederlichen Menschen angefüllt ist, auch öfters ganze Vorträge über diese Lebensart halten; sie gehen selten in die Kirche, weil die Sonn- und Festtage, auch in andern Rücksichten, für ihr Handwerk sehr nutzbar sind. An den Sonntagen, besonders während des Gottesdienstes, sind die Felder leer, und sie ergreifen diese günstige Gelegen-

heit, unbeobachtet Erdfrüchte zu stehlen, Hirsen oder Rübsaat auszuklopfen, und mit fortzuschleppen, auch auf mehrere Art den Sonntag sich nützlich zu machen. Kann nun, wie ich schon einige Male geäußert habe, der Prediger auf solche Menschen wenig oder nichts wirken; so bleibt es doch ein Verdienst, wenn er durch seinen Unterricht andere, die noch nicht zu dieser Schamlosigkeit herabgesunken sind, von solcher Lebensart abhält. —

Jedoch einige Rücksicht der Billigkeit muß auch hier gelten. Es giebt unter den herumstreifenden Bettlern zuweilen alte und entkräftete Personen, die, wenn sie auch arbeiten wollten, ihren Unterhalt nicht mehr verdienen können. Sind in einem Dorfe keine Anstalten getroffen, Arme dieser Art zu ernähren, oder ist das für sie Ausgesetzte so gering, daß es wohl kaum zum Brote, im eigentlichen Sinne, ausreicht, was soll ein armer krüpelhafter, von der Last der Jahre gedrückter, Mensch anfangen, wenn er nicht verhungern will? Hier muß der Prediger mitwirken, daß, wenn die Obrigkeit nicht thätig genug ist, die eigentlichen Armen, welche nichts mehr verdienen, wenigstens nothdürftig, von den Gemeinden erhalten werden. —

Siebzehnter Brief.

Es folgt eine Aufgabe, die zwar nur selten, zumal auf dem Lande, zu lösen seyn möchte; aber doch auch einige Rücksicht verdient. Wie hat sich nämlich der Prediger zu verhalten, wenn Menschen von einer andern Konfession zu der unsrigen übergehen wollen?

Ich lasse diesen Brief auf den vorhergehenden vom Bettelwesen folgen, da die Convertendi oft nur unnütze Menschen aus jener Klasse sind. Doch, seyen sie was sie wollen; es kommt darauf an, wie wir uns gegen sie zu benehmen haben.

Daß niemand, er sey Prediger, oder Laye, für sich Versuche machen dürfe, Anhänger einer andern Religionsparthey zu seiner Konfession zu überreden, halte ich für eine ausgemachte Sache. Ein solches Bestreben setzt immer voraus, daß man die seinige, nach der Meinung der katholischen Kirche, für allein seligmachend halte. Ich würde meine Leser für sehr finster halten müssen, wenn ich das Gegentheil hiervon beweisen wollte. Allein es giebt doch Geistesbeschränkte, die in diesem Urtheil Religionsindifferentismus entdecken wollen. Es ist aber etwas anderes, für sich, nach erwogenen Gründen, in etwas

Parthey genommen haben, und dieser Ueberzeugung gemäß handeln; etwas anderes, den abweichenden Glauben seines Nebenmenschen zu achten, und ihn ruhig bey seiner Ueberzeugung zu lassen. Es sollte daher eigentlich gar keine Toleranz in der christlichen Kirche statt finden.

Toleriren heißt dulden, gestatten, was man eigentlich zu verhindern ein Recht hat. Der Tolerirende erhebt sich also in dieser Rücksicht zu einer Art von Großmuth, oder Milde, da er vielmehr eine Rechtspflicht ausüben sollte, wo weder Großmuth noch Milde statt findet. Derjenige, welcher die Toleranz empfängt, muß sie als Wohlthat, oder Nachgiebigkeit ansehen, soll wohl gar zu einer gewissen Dankbarkeit sich dafür verpflichtet halten. Diesen Dank kann er mit gutem Gewissen schuldig bleiben; denn es betrifft eine Rechtspflicht.

Als noch eiserne Zeiten der Unduldsamkeit herrschten; als in verschiedenen Perioden des siebzehnten Jahrhunderts in der protestantischen Kirche der unduldsame, zur Ehre Gottes verfolgende, Geist des Katholicismus sein Wesen trieb, und Theologen in höhern Aemtern als Päbste sich betrugen; da war es nöthig, zuförderst auf Duldsamkeit hinzuarbeiten. Diese Bemühungen waren auch nicht vergeblich. Die heilsamen Folgen für die Menschheit, die sie hatten, sind nicht zu berechnen. Aber die Toleranz sollte endlich ganz aufhören, weil der Natur der Sache nach, alle Dissentirende vor dem

Tribunale der Vernunft gleiche Rechte haben. Religionsüberzeugung und die Art und Weise eines Kultus, nach Maßgabe derselben, ist eine Gewissensangelegenheit, die vor keinen menschlichen, sondern vor einen höhern Richterstuhl gehört. Die Dissentirenden sind ja alle Kläger und Beklagte, und zugleich Richter in eigner Sache. Doch dieser berührte Punkt gehört nicht hierher. Ich wollte nur so viel bemerken, daß niemand das unnütze Geschäft des Proselytenmachers treiben solle. Versucht es der Katholik an den Protestanten, so handelt er entweder aus Verstandesirrthum, im Geiste seiner Kirche, in welcher allein Heil zu suchen sey, und meint, daß man die Kinder, die ihre liebende Mutter verlassen haben — sehr freundliche Ausdrücke! — wieder in den Schooß derselben zurückführen müsse; oder er hat politische Absichten, die jene Kirche, wie alle Kirchen, eine mehr, die andere weniger, von jeher gehabt hat. Ich sage hiermit nicht, daß jene Rücksichten ohne Ausnahme verwerflich sind. Das Religiöse und rein Ethische bey einem kirchlichen Verein hat zwar mit keinen andern Rücksichten etwas zu schaffen; aber da das Aeußere derselben, der Kultus, unter dem Schutze der bürgerlichen Gewalt steht, und vor Beeinträchtigungen von ihr geschützt werden muß; so treten auch Maßregeln ein, die zur Aufrechthaltung äußerer Rechte, zur Beförderung der Sicherheit u. d. m. genommen werden müssen; und es kommt hier auf nichts weiter, als auf Rechtmäßigkeit an. Wenn z. B. die Protestanten da, wo

ſie von Katholiken umgeben, oder mit ihnen gemiſcht ſind, jenen nicht immer trauen, ſtreng auf ihre Rechte halten, auch wohl bey Zeiten Vorkehrungen treffen, daß jene ſich nichts aneignen, wozu ſie nicht befugt ſind; ſo thun ſie nichts weiter, als was ſie dürfen, und was auch jene, im umgekehrten Falle, fordern. Man tadelt zuweilen die geiſtlichen Obergerichte, daß ſie auf gewiſſe Gerechtſame ihrer Kirche ſo ſtreng halten, in Dingen, die wahre Adiaphora zu ſeyn ſcheinen, den Katholiken in nichts nachgeben wollen; man wirft ihnen Geiſtesblödigkeit und kirchliche Pedanterey vor, und ſagt ihnen mancherley Schönes, was ich hier nicht nennen mag; aber wenn nun Indolenz oder höfliches Nachgeben in äußern Angelegenheiten der Kirche von Folgen ſeyn könnte — ob es wirklich ſeyn werde, weiß man nicht immer vorher — wie dann? Die katholiſche Kirche bleibt ihrem Grundſatze, ſich allenthalben weiter auszudehnen, treu, und jedes Mittel, ſo unbedeutend es auch ſcheinen möge, wird gern von ihr angewendet. Es iſt wahr, ſie zeigt ſich in manchen Fällen, wo es das Lokale nöthig macht, nachgebend, und recht artig gegen die Proteſtanten; aber ſie pflegt auch das: δός τι, καὶ λάβε τι des alten Epicharmus dabey nicht zu vergeſſen. Am beſten alſo, wenn die Proteſtanten, ſo viel es ſeyn kann, von jener Großmuth, die das heilige Grab nicht umſonſt hütet, keinen Gebrauch machen. Unter die Mittelchen ſich auszudehnen, gehört denn auch das Proſelytenmachen. Es iſt wahr, man geht damit

nicht so auffallend mehr wie sonst zu Werke. Man sorgt in manchen Gegenden, wo Katholiken wohnen, die nicht die herrschende Kirche ausmachen, lieber durch die zweyte oder dritte Hand dafür, daß z. B. ein lutherisches Mädchen einen Katholiken zum Manne, und umgekehrt, nehme. Dadurch kommen immer mehr Kinder zur katholischen Parthey, als zur protestantischen. Aber es geschieht auch, bekanntermaßen, noch häufig, daß man Versuche macht, Protestanten zu bekehren, zumal wenn ein Theil der Eheleute sich schon zur katholischen Kirche bekennt. Ein Transfuga der Art ist zwar selten viel werth; aber man denkt auf die Zukunft. Die Kinder können frömmere Katholiken werden. Prediger sind, wenn ja Kirchkinder ihrer Gemeinde von Katholiken unaufgefordert angegangen werden sollten, sich konvertiren zu lassen, meines Erachtens verbunden, ihrem Superintendenten oder Konsistorio es anzuzeigen. Will jemand freywillig zu jener Parthey übergehen; so hat niemand ein Recht, ihn daran zu hindern, weil es eine Gewissenssache ist. Bemerkt hingegen der Prediger einen Parochisten, der diese Veränderung seines Glaubens nur aus bloßen Nebenabsichten zu machen den Vorsatz hätte, so wird er ihn davor warnen müssen, vornehmlich aus moralischen Gründen.

Die protestantische Kirche macht keine Partheygänger, und ich habe sonach nicht nöthig, etwas darüber zu sagen, oder einen Prediger vor diesem Geschäft zu warnen.

Allein es trifft denn doch zuweilen, daß Menschen von einer andern Konfession zu der unsrigen übertreten wollen, und sich unaufgefordert dazu melden. Ich will meine Meinung darüber sagen. Sollte ich irren; so werde ich mich gern zurecht weisen lassen.

Kommen Menschen von einer andern Konfession und erklären, daß sie zu der lutherischen hinführo sich bekennen wollen; so muß sie der Prediger annehmen, jedoch so, daß er sie frägt, ob sie auch von den unterscheidenden Sätzen der Kirche, zu welcher sie übergehen wollen, unterrichtet sind, und ob das aus Ueberzeugung von den überwiegenden Gründen derselben geschehe. Folgt ein solches Geständniß; so wird er sie annehmen müssen. Eine Art von Inquisition anzustellen, ob ihre Absichten auch lauter seyn möchten, dazu hat er kein Recht. Er muß das billig ihrem Gewissen überlassen. Gestehen sie aber gleich selbst, daß sie Nebenabsichten haben, z. B. weil etwan der geduldete Katholik kein Haus oder Grundstück, ohne einen Lehenträger, besitzen darf, und sie von dieser Einschränkung frey zu werden wünschen, so ist der Prediger nicht verbunden, sie anzunehmen. Niemand kann ihn zwingen, einen Ueberläufer zu seiner Konfession zuzulassen, der dreust genug ist, es sogar laut zu sagen, daß ihm an der Sache selbst nichts liege, und dem es vielleicht eben so wenig Ueberwindung kosten würde, bald nachher Mahomedaner zu wer-

den, wenn er bey den Türken etwan ein Landgut dafür wegschnappen könnte.

Kommen andere Konfessionsverwandten zu dem Prediger, und eröffnen ihm, daß sie zu seiner Kirche sich bekennen wollen, begehren aber, zuvor in der protestantischen Konfession unterrichtet zu werden; so kann er sie geradezu abweisen. Wie können Menschen erklären, sich künftig zu Lehrsätzen zu bekennen, wovon sie noch keine Einsicht haben? Ist es nicht das Abgeschmackteste, was sich denken läßt, wenn jemand erklärt, er wolle lutherisch werden, und weiß nicht, aus welchen Gründen? Er will, daß man ihm die Ueberzeugung vom Lutherthume erst verschaffe! Im voraus kann er ja nicht wissen, ob die Wahrheit der unterscheidenden Lehren ihm einleuchten werde, oder nicht; und doch bestimmt er schon vorher, daß er zu ihr übertreten wolle! Mit Menschen dieser Art braucht, meines Erachtens, der Prediger keine Umstände zu machen. Er kann sie ohne Bedenken abweisen. Auch giebt es Vagabunden, welche meinen, sie würden von ihren neuen Konfessionsverwandten nun auch Nahrung und Kleider empfangen. Diesen muß es gesagt werden, daß man nicht geneigt sey, eine an ihnen zu machende Eroberung auf diese Weise festzuhalten. Ist es ein Mensch, der vielleicht von den Lehrsätzen der einen Parthey so wenig etwas glaubt, als von denen der andern; was ist es nöthig, auch nur einen Augenblick Zeit mit ihm zu verderben, da man wohl sieht,

um was es ihm eigentlich zu thun ist? Unsre Vorfahren hielten, in frommer Meinung, Gott einen Dienst zu erweisen, viel auf Bekehrungen, und verschwendeten einen langen Unterricht mit den Convertendis. Sogar wenn es Reformirte waren, die wohl selten eine andere, als eine politische oder ökonomische Absicht bey ihrem Uebertritt hatten, mußte ein ausführlicher Unterricht vorhergehen; und zu was dieser? Die unterscheidende kirchliche Lehre vom Abendmahle, wobey doch der eigentliche Zweck immer derselbe bleibt, erfordert dieses nicht. Oder will man vor dem Kalvinischen absoluto decreto warnen, welches Zwinglianer nie angenommen haben? Wohl gar aus einem alten Kompendio lutherischer Dogmatik klar machen, daß bey der communicatione idiomatum auch die attributa quiescentia divinitatis der menschlichen Natur sind mitgetheilt worden? Es ist erfreulich, daß diese beiden Konfessionen schon seit langer Zeit sich immer williger genähert haben. Möchten doch auch alle bürgerliche Einschränkungen, an Orten, wo die eine herrschend, die andere geduldet ist, aufhören! Aber die heftigen Fehden, die schon zur Zeit der Reformation sich zwischen diesen beiden Konfessionen erhuben; die Wuth, mit der die lutherische Parthey in dem darauf folgenden Jahrhunderte auf die reformirte losstürmte; die groben Lästerungen, die sie über sie ausschüttete, und die jene oft eben so unglimpflich erwiederte, haben, Menschenalter hindurch, einen solchen Widerwillen der Partheyen gegen ein-

ander erhalten, daß Konfessionen, die von gleichen Principien ausgegangen waren, sich fast noch gehässiger gegen einander benahmen, als gegen die Katholiken. Wenn unter andern, zu Anfange des dreyßigjährigen Krieges, mehrere angesehene Theologen lieber den Untergang der Reformirten in der Pfalz, als den den Katholiken, wünschten, und, was sie ihrer Seits durch Ketzereyen und Verleumdungen vermochten, als Antieifer dazu betrugen; so war es gewiß das Aeußerste von Haß, der sich unter zweyen einander so genau verwandten Konfessionen entflammen konnte. *) Jedoch es ist dieß nicht ohne

Nutzen

*) Der brutalste darunter war Hoe v. Hoheneg. Nach dem, was von diesem Kirchenrathe in Dresden bekannt ist, soll er anfänglich ein gutmüthiger, wohlthätiger Mann gewesen seyn. Aber sein odium Vatinianum gegen die Reformirten war so heftig, daß er sich zu den nichtswürdigsten Pfaffenstreichen gegen die Parthey des Churfürsten von der Pfalz verleiten ließ, und als Beichtvater des Churfürsten von Sachsen, Georg I., diesen recht erbaulich wider sie aufhetzte. So schreibt er z. B. an den Grafen v. Schlick: „Mit E. G. trage ich herzliches Mitleiden, daß sie in den bewußten Sachen von den kalvinischen Brandfüchsen ist betrogen worden. Denn damit sie desto freyer handeln möchten, haben sie E. G. das Maul aufgesperrt, sie auf 16 Meilen Wegs auf die Seite geschafft, und auf ein solches Anbringen, das Ew. G. thun sollte, vertröstet: unterdessen schmieden die Herren Kalvinisten etwas anders, und verführen etliche fromme evangelische Glaubensbekenner, daß sie mit ihnen in ein Horn blasen müssen. Erbarm es doch Gott, daß man die evangelische Kirche nicht anders bedenken thut! Was wird wohl endlich künftig die Besserung seyn? Wird der kalvinisti-

Nutzen für die reformirte Kirche gewesen. Eine schwächere Parthey, der Anzahl nach, die oft beeinträchtigt wird, sucht sich immer durch andere gute

so unruhige Geist, wenn er die Oberhand überkommt, es uns erträglicher machen, als die Papisten? Das glaube ich nimmermehr. O wie Schade! O wie großer Schade um so viel edle Länder, daß sie alle dem Kalvinismo sollen in den Rachen gesteckt werden u. s. w." Dieses achtungswerthe Sendschreiben steht beym Londorp Actt. Publ. B. 1. S. 932. Ich habe es aus Heinrichs Teutscher Reichsgesch. B. 6. S. 377. 378. Hoe v. Hohenegg hetzte seinen Churfürsten am meisten gegen die Parthey Friedrichs, Churfürsten von der Pfalz, auf. Man hat ihn bey Lebzeiten, und nach seinem Tode, beschuldigt, er sey von den Katholiken bestochen worden. Dieß ist nicht juristisch zu beweisen. Aber zum Gratial für seine guten Dienste, daß er den Churfürsten bewogen, des Kayſers Parthey zu nehmen, hat er allerdings bekommen; und es scheint nicht, als habe er Umstände gemacht, die Geschenke utiliter anzunehmen. Beym Arnold wenigstens (Kirchen- und Ketzerhistorie Th. 4. S. 893.) steht folgender Brief von ihm: „Man hat mir in Schlesien so viel Ehre angethan, als ich kaum hoffen, geschweige wünschen mögen. Die Herren Fürsten und Stände haben mir ein Donativ gegeben von 2000 Gulden; Ihro Hochfürstl. Durchl. Erz-Herzog Karl hat mir ein schön groß vergüld silbern Gießbecken und Gießkannen verehrt, so sich itzo, dem Werth nach, über 1000 Gulden erstrecket. Der Herzog zu Liegnitz, alioquin Calvinismo addictus, hat mir eine guldene Kette geschenket, so itzo 400 Gulden werth u. s. w." Man sieht hieraus, daß Hoe v. Hohenegg auch tolerant war, wo Gründe ihm einleuchteten. Konnte er es gegen den kalvinistischen Glauben des Herzogs von Liegnitz nicht seyn, so war er es doch wenigstens gegen die goldene Kette, die er ihm verehrte!

Eigenſchaften auszuzeichnen. Die reformirte Kirche hat wenigſtens im ſiebzehnten und im erſten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts mehr gelehrte und denkendere Theologen hervorgebracht, als die lutheriſche, von der wir aus dem ſiebzehnten Jahrhunderte mehr dickleibige Poſtillen, Polemiken und armſeligen aſcetiſchen Wuſt haben, als was gründliche Gelehrſamkeit und Aufklärung hätte befördern können. Es ſcheint überhaupt, daß wenn ein Zeitalter, im Vorſchreiten zum Lichte, alle ſeine Kräfte aufgeboten hat, und zu gewaltſam dabey verfahren iſt, ein Zuſtand träger Ruhe darauf folgt; oder es entſpinnen ſich unnütze Streitigkeiten, die dasjenige, was das vorhergegangene Zeitalter gewiſſermaßen gut gemacht hatte, in vielen Rückſichten wieder verſchlimmern. So ging es mit der Ausbreitung des Chriſtenthums durch die Apoſtel und ihre erſten Nachfolger. Eine Menge Kräfte waren auf einmal in Bewegung; die Anſtrengung war groß; die Wirkungen des Beſſern waren ſichtbar. Aber was war nach Verlauf von ein paar Jahrhunderten aus der Kirche geworden? Die Lehrer verloren ſich in Spitzfindigkeiten und Grübeleyen, die das Licht in einem hohen Grade wieder verfinſterten. Eben ſo und noch auffallender zeigte ſich das Nämliche zu den Zeiten der Reformation. Es war im ſechzehnten Jahrhunderte nicht allein auf dem Gebiete der Theologie, ſondern auch auf andern Feldern der Wiſſenſchaften, beſonders auch in den Humanitätsſtudien ſehr viel geleiſtet worden; aber, ehe das Jahrhundert zu Ende

ging, welch eine Richtung hatte der Zeitgeist genommen? Aus den Streitigkeiten wider Kalviniſten und Kryptokalviniſten entwickelte ſich ein elender polemiſcher Geiſt, der in das folgende Jahrhundert überging, und mit Schwärmerey und Stupidität abwechſelte.

Doch ich kehre, nach dieſer Abſchweifung, wieder zu unſern Convertendis zurück.

Unter dieſe Subjekte gehören, wie bekannt, auch die Juden. Ich nehme mir nicht vor, hierüber etwas zu entſcheiden; aber eine mißliche Sache bleibt es mit dieſer Nation denn doch. Es wurde, als einige Hausväter derſelben in Berlin die Angelegenheit zur Sprache brachten, ſehr viel dafür und dawider geſchrieben, ob man ihnen nämlich die Bedingungen, unter welchen ſie Chriſten werden wollten, zugeſtehen könne, zugeſtehen dürfe. Sie verlangten etwas viel: Sie erklärten, daß ſie mit Ueberzeugung nicht mehr Juden ſeyn könnten, aber auch nicht Chriſten. Es war nur eine Vernunftreligion, die ſie eigentlich bekennen wollten. Daß der Staat, die Sache in thesi genommen, auch eine Geſellſchaft von Bekennern einer ſolchen Religion dulden könne, oder müſſe, halte ich für ausgemacht; denn es iſt eine Gewiſſensſache. Ob aber nicht der Staat dadurch eine Licenz, mit einem Religionsbekenntniſſe gleichſam zu ſpielen, autoriſiren würde, bleibt eine andere Frage. Denn iſt es nicht wider alle rechtliche Grundſätze, dem Staate, der als eine

geheiligte Person nicht belogen werden darf, und der es wissen muß, welches Glaubensbekenntniß seine Unterthanen haben, zu erklären, daß man zur christlichen Kirche sich bekenne, und dabey laut genug zu äußern, man glaube so wenig an das Neue Testament, als an Mosen und den Talmud? Eine Christengesellschaft — sind viele darunter, die eben so denken, als die Hausväter, so gehört das nicht hierher — muß das vom Staate übel empfinden, wenn er Menschen den Uebertritt zu ihrer Kirche erlaubt, die nicht sind, wofür sie angenommen werden. Ja es steht der Christengesellschaft frey, den zu ihr Uebergehenden den Zugang zu verwehren, weil sie einmal keine Christen sind. Doch die Hausväter waren ehrlich. Sie gestanden unbefangen ihre Ueberzeugung; und dieses Recht hatten sie. Sie fragten an: Ob man sie, unter gewissen Bedingungen deren ich zuvor gedachte, aufnehmen wollte; und es durfte sie nicht befremden, daß, wider Erwarten, nichts geschah, worauf selbst viele unter uns gehofft hatten.

Man wird mir zwar einwenden: „Es giebt doch Christen genug, bey denen es am Tage liegt, daß sie eben so wenig sind, wofür sie sich ausgeben, und was die Juden bey ihrem vorhabenden Uebertritt gleich frey heraus erklärten.“ Das ist es eben. Der Staat hat kein Recht, inquiriren zu lassen, ob Mitglieder in der Christengesellschaft auch überzeugt von dem sind, was sie bekennen; denn dieß bleibt eine Gewissenssache; nur das äußere Bekenntniß

gehört vor seine Kompetenz. So lange also nicht Christen aus der Menge heraustreten, und ihre Nichtüberzeugung erklären, so hat er auch über nichts zu richten. Er muß ignoriren, was vor seinen Richterstuhl nicht gehört, indem er sich, durch Untersuchen, hier eine Gewalt anmaßen würde, die ihm nicht zukommt. In diesem Falle befanden sich die Hausväter nicht. Sie waren auch noch von einer andern Seite aufrichtig. Sie gestanden, daß sie die Vortheile der Christengesellschaft, in bürgerlicher Rücksicht, gern genießen möchten, deren sie bisher hätten entbehren müssen. Ob ihnen jene Vortheile, die wohl der Hauptbeweggrund seyn mochten, nicht gestattet werden konnten, ohne sich zum Christenthume, unter gewissen Bedingungen, zu bekennen, ist eine andere Frage, die nicht hierher gehört. Nachrichten zu Folge haben sich seit mehrern Jahren verschiedene Judenfamilien in den Preußischen Landen zur protestantischen Kirche bekannt.

Was soll nun wohl ein Prediger thun, wenn ein Jude konvertirt, und vorher im Christenthume unterrichtet seyn will? Ich glaube, ihn abweisen. Will er Mitglied unsrer Kirche werden, und giebt die Entschließung dazu zu erkennen, so sollte er doch wohl mit dem Christenthume schon hinlänglich bekannt, und mit den Gründen auf das Reine seyn, die ihn zum Uebertritte bewegen. Kennt er es noch nicht; wie kann er erklären, daß er sich künftig dazu bekennen wolle? Rückt er mit ökonomi-

schen Gründen heraus; das sind hier keine, und der Prediger braucht sich gar nicht darauf einzulassen. Heuchelt er, und giebt vor, er kenne das Christenthum, habe sich von der Wahrheit desselben überzeugt, und wolle sich öffentlich zu unsrer Kirche bekennen; so muß der Prediger wenigstens von seiner Kenntniß Beweise haben, und ihn prüfen, und dann wird er ihn annehmen. Fordert aber der Jude erst Unterricht von ihm; als Prediger ist er ihm Amtswegen keinen schuldig. Will er es jedoch aus Wohlwollen, aus Eifer, der Kirche ein neues Mitglied zuzuführen; diese Erlaubniß kann ihm niemand streitig machen.

Aber was sind es denn gemeiniglich für Acquisitionen, die an Juden, zumal an herumstreifenden, gemacht werden? Menschen, die vielleicht irgendwo schon im Zuchthause gesessen haben, des Landes verwiesen worden sind, und auf der Gränze bey dem letzten Abschiedskomplimente, welches ihnen der Gerichtsdiener machte, den frommen Entschluß faßten, sich taufen zu lassen, um, bey der Feyerlichkeit einer Judentaufe, eine ansehnliche Kollekte von ihren neuen Glaubensbrüdern zusammen zu betteln, dann weiter zu gehen und — zu stehlen!

Achtzehnter Brief.

Ich muß in diesem Briefe noch einen Punkt nachholen, dessen ich im ersten Theile dieses Buchs nur mit wenigen Worten gedacht habe; der aber, seiner Wichtigkeit halber, eine ausführlichere Behandlung erfordert. Er betrifft das Besuchen der Kranken, eins der mühsamsten Geschäfte des Predigers!

Daß es auch eins der gefährlichsten sey, bezweifelt unstreitig niemand, und gewiß für den Prediger besonders gefährlich. Er muß hier reden, oft mit vieler Anstrengung; und wie viel mehr zieht er da von dem Krankenstoff in sich, als jeder andere, ja selbst der Arzt, der den Kranken besucht; weil dieser immer noch eine Stellung nehmen kann, die ihm am wenigsten schädlich ist.

Muß der Prediger dem Kranken das Abendmahl reichen, und ihn zuvor Beichte hören; so ist diese Näherung nicht ohne Gefahr, zumal bey ansteckenden Krankheiten. Beyspiele beweisen es ja, wie Prediger, besonders bey Epidemien nicht selten ein Opfer ihrer Berufspflicht werden. Bey einer Ruhrkrankheit, die in meinem Kirchspiele herrschte, hatte ich einem Patienten, wo eine heftige Entzündung,

mithin die Krisis zum Tode, schon da war, das Abendmahl zu reichen. Was in mir selbst dabey vorging, erinnere ich mich sehr wohl. Der Kranke starb, und hintennach lag ich an derselben Krankheit mehrere Wochen lang danieder. Dieß alles ist bekannt genug, und bleibt ein beschwerlicher Theil der Amtsführung. Da er aber einmal zu den Pflichten des Predigers gehört, und auch hier, bey gehörigem Nachdenken und Beobachten der Leidenden, Nutzen gestiftet, und die, so nöthige, Menschenkenntniß des Predigers dadurch bereichert werden kann; so darf er sich ihm nicht entziehen. Ich bin daher nicht der Meinung des von mir sehr geschätzten Herrn Schuderoff, der sich vor einigen Jahren sehr stark für das Gegentheil erklärte.

Es ist wahr, der Prediger hat Pflichten gegen sich selbst und seine Familie; Pflichten gegen das größere Publikum seiner Gemeinde, und es kann gerade treffen, daß Krankenbesuche, die gefordert werden, ihn gerade von der Ausarbeitung eines sehr nutzbaren Vortrags abhalten, mit dem er eben beschäftigt ist. Die Belehrung und den Trost, welchen der Prediger dem Kranken giebt, könnte ihm, wie Herr Schuderoff urtheilt, auch jeder Freund geben, der ihm nahe ist; die Superstition des gemeinen Mannes, daß das Wort des Predigers hier kräftiger wirke, als das jedes andern verständigen Mannes, wird dadurch gewissermaßen mit erhalten, wie auch das höchst verderbliche Vorurtheil, daß der

Prediger in seinem geistlichen Ornate auch den nichtswürdigsten Menschen durch Gebet und dringendes Zureden, sich das Verdienst Christi noch zuzueignen, den Himmel eröffnen könne. Es ist nicht zu leugnen, die Ansprüche der Kranken an die Zeit des Predigers sind oft sehr übertrieben. Er soll zuweilen um Mitternacht aufstehen, bey der größten Gefahr der Erkältung; wenn er auf dem Lande lebt, wohl gar im Schneegestöber oder Thauwetter einen mühseligen Weg auf ein Filial erst machen, wohin er vielleicht nicht einmal fahren oder reiten kann, um mit einem Kranken, wie man ihn auffodert, zu beten. Bey dem Allen läßt sich doch noch ein Mittelweg finden, daß diese Predigerpflicht nicht vernachlässigt wird.

Eine Menge Stände in der Welt haben ja außer den, ihnen eignen, Beschwerden des Berufs, auch gewisse Gefahren; und der Predigerstand hat die seinigen, denen er, wenn die Pflicht gebietet, nicht ausweichen darf. Bey seiner Berufung in das Amt hat er sich verbindlich gemacht, die Kranken, als Prediger, zu besuchen. Er ist verbunden, dem Staate dieses gegebne Wort zu halten; ist verbunden, als Religionslehrer das Vertrauen, welches seine Kirchkinder hier in ihn setzen, geltend und nutzbar zu machen. Selbst die Humanität, im edlern Sinne, nöthigt ihn dazu.

Ist gleich die Krankenkommunion an und für sich keine Kommunion, der Wortbedeutung nach, zu nen-

nen; so kann doch der Endzweck dieser Feyer ebenfalls an dem Kranken erreicht werden; und die Erfahrung lehrt, daß es öfter geschieht. Die lebhafte Erinnerung an dasjenige, was wir dem Stifter des Christenthums verdanken, insbesondere an seine großmüthige Aufopferung, hat immer noch gute Wirkungen in den Gemüthern der Kranken hervorgebracht, in vielen Geduld und Vertrauen auf Gott gestärkt, (von dem Mißbrauch dieser Handlung bey dem Krankenbette, nachher). Daß sonach ein Prediger nie Anstand nehmen darf, einem Kranken, der seines Verstandes noch mächtig ist, gesetzt auch die Krankheit selbst wäre ansteckend, das Abendmahl zu reichen, ist durchaus keinem Zweifel unterworfen. Der Kranke hat ein Recht es zu begehren; und dieses Recht darf ihm niemand schmälern. Die Einwendung, daß eine solche Handlung eigentlich wohl öffentlich in der Versammlung der Gemeinde geschehen solle; daß sie dort erwecklicher sey; daß sie auch die übernatürliche Kraft nicht habe, dem Menschen die Seligkeit zu verschaffen; daß sie zu einem ruhigen Sterben nicht nothwendig sey, kann hier nichts gelten. Der Kranke fordert es, und er hat die Freyheit nach seinen religiösen Begriffen und Gefühlen zu handeln, der Prediger muß es ihm reichen. Diese Art des officiellen Krankenbesuchs wäre sonach keinem Zweifel unterworfen. Aber auch außerdem ist es Pflicht des Predigers. Wie mancherley, was zur Belehrung, zur Besserung und zum Troste dient, kann hier gesagt werden? Jeder verständige Lese

kann das zwar auch, kann z. B. einem kranken Vater, der für seine Familie besorgt ist, Vertrauen auf die göttliche Vorsehung einflößen, ihn auch wohl auf Dinge aufmerksam machen, die der Leidende eben jetzt zu beherzigen am geneigtesten ist. Aber wenn vielleicht das Wort des Predigers, dieses Vertrauen entstehe woher es wolle, mehr wirken sollte; so wird er diese Gelegenheit, sich nützlich zu machen, benutzen müssen. Dieß wird besonders auf dem Lande der Fall seyn. Wer kann da, seiner Geisteskultur nach, wohl besser über dergleichen mit seinen kranken Kirchkindern sprechen, als der Prediger, zu dem hierin der Bauer, wenn sein Pfarrer ein rechtschaffner Mann ist, immer mehr Zutrauen hat, als zu einem andern? Erweisung dieser Art Pflichten thun dem Herzen sehr wohl, und vermehren das gegenseitige Wohlwollen, eins der wichtigsten Erfordernisse im menschlichen Leben, wenn man auf dem Platze, wo man sich befindet, gemeinnützig zu seyn wünscht. Oft erheitert sich die Miene des Kranken recht sichtbar, wenn der Prediger kommt, und Theilnahme an seinem Zustande, die nicht in leeren Worten besteht, zu Tage legt. Ich bin überzeugt, daß jeder Prediger, insbesondere der auf dem Lande, so fern er nicht wie ein Tagelöhner sein Amt verwaltet, und für jede seiner Bemühungen nach einem Geschenk sich umsieht, Erfahrungen dieser Art, zu wiederholten Malen, gemacht hat.

Der Nutzen der Krankenbesuche, zumal auf dem Lande, ist, auch in verschiedenen andern Rücksichten,

nicht zu verkennen. Obgleich der Prediger kein Arzt ist, und seiner Bestimmung nach nicht seyn soll; so weiß er doch in vielen Fällen mit Einsicht zu rathen, und kann Unbesonnenheiten verhindern, die in Krankenstuben häufig begangen werden. Was alte Wahrsagerweiber, Marktschreyer, Scharfrichter und armselige Dorfbarbierer für Unfug hier treiben, und welche Neigung die Landleute haben, ihnen Leib und Leben anzuvertrauen, davon ist schon an einem andern Orte geredet worden. *) Diesen Dingen kann der Prediger mit entgegen arbeiten. Das Meiste wird er zwar nicht erfahren; aber was er verhindert, bleibt immer ein entschiedenes Verdienst. Es sey mir erlaubt, hier ein Beyspiel aus meiner eignen Amtserfahrung anzuführen, nicht um von mir selbst zu reden; aber was ich selbst erfahren habe, weiß ich doch am gewissesten.

An einem Sonntage kommt, früh vor der Kirche, ein Bauer von einem nahe gelegenen eingepfarrten Dorfe zu mir, und erzählt, sein Nachbar sey seit einigen Tagen krank und werde zuverlässig sterben; er liege hart danieder; es steche ihm in der Seite; er habe Hitze; werfe Blut aus; er müsse sich bey Ausrottung eines Baums irgend einen Schaden gethan haben. Von dem Doktor in *** — der Bursche war ein Barbiergeselle — habe er sich für acht gute Groschen ein großes Glas voll Arzney holen lassen; es solle etwas kühlendes seyn; aber es sey

*) Band 1. Br. 15.

viel schlimmer mit seinem Nachbar darauf geworden. Ich vermuthete, daß der Kranke ein seitenstechendes Brustfieber habe, wobey er mit Kühltränken bald auf den Kirchhof gefördert werden konnte, und befahl dem Nachbar ernstlich, auf der Stelle ein Pferd zu nehmen, und in die nahe gelegne Stadt L. zum Doktor K. zu reiten, und ihm die Umstände zu sagen. Es geschah. Unwillig, da ich oft in der Gemeinde vor Afterärzten gewarnt hatte, warf ich das Konzept meiner Predigt, die bereits memorirt war, bey Seite, ging in die Kirche, und da das Evangelium vom Hauptmann zu Kapernaum handelte, predigte ich, was ich sonst nie zu thun pflegte, aus dem Stegreif: „Wie unbesonnen und unverantwortlich vor Gott es sey, Leben und Gesundheit unwissenden Quacksalbern anzuvertrauen.“ Gegen Abend besuchte ich den Kranken; er hatte schon Vormittags ganz entgegengesetzte Mittel von dem genannten Arzte empfangen, und fand sich in etwas erleichtert. Meine erste Frage war nach dem großen Glase Arzney von dem Barbiergesellen. Ich bat, mir solches zu schenken, weil ich fürchtete, man möchte, da es einmal bezahlt sey, beyher mit Gebrauch davon machen. Ich erhielt es; es schienen Species gemischt zu seyn, von denen immer eine die andere zersetzt, und warf den kostbaren Schatz im Augenblick zum Fenster hinaus. Dem Kranken sprach ich Muth ein, und ging. Den Tag darauf erfuhr ich, daß es sich sehr mit ihm bessere. Einige Tage nachher besuchte ich ihn wieder. Der Patient war

so weit hergestellt, daß er zum Zeitvertreibe sich seine Dreschflögel vor das Bette hatte tragen lassen, um das Lederwerk daran auszuflicken. Hat mir jemand mit seiner harten Hand die meinige dankbar gedrückt, so war es dieser, übrigens rechtschaffene, Bauer. „Ich hätte sterben müssen, sagte er, wenn Sie es nicht so mit mir gemacht hätten; und meine Kinder brauchen mich doch noch so nöthig. Sie haben aber auch einen scharfen Text in der Kirche gehabt.“ Er meinte das Thema meiner Predigt, von dem ihm seine Nachbarn erzählt hatten.

Ich lebte mit verschiedenen menschenfreundlichen Amtsbrüdern in meiner Nähe in Freundschaft, die sehr viel in dieser Rücksicht für die Wohlfahrt ihrer Gemeinden thaten, manche Aufopferungen auf eine edle Weise in dieser Rücksicht machten; und das wird hoffentlich Beweises genug seyn, wie nützlich sich der Landprediger bey Krankenbesuchen beweisen könne. Nur den einzigen Umstand noch anzuführen: Wie gut ist es nicht, wenn der Prediger dem entfernten Arzte die Umstände des Kranken schreibt? Aber er muß sich auch das Zutrauen erworben haben, daß ihn kein Eigennutz zu einer solchen Gefälligkeit antreibe; sonst wird er nicht leicht Gelegenheit finden, etwas der Art für einen Kranken zu thun. Der Bauer weiß öfters gar nicht, was er dem Arzte eigentlich sagen soll. Hat z. B. der Kranke Magen- oder Brustkrämpfe, und ein anderer meldet es dem Arzte, so sagt er gemeiniglich,

„es liege dem Patienten auf dem Herzen," weil die meisten nicht wissen, wo Magen oder Herz eigentlich zu suchen sind. Hat ein Kranker etwan Nierenschmerzen, oder etwas ähnliches; so kommt der abgesandte Bote zum Arzte, und meint, der Kranke müsse wohl schnell einen Sack voll Korn aufgehoben, und sich wehe gethan haben. Dieß sind bekannte Dinge.

So viel von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Krankenbesuche.

Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß die Ansprüche der Kranken an den Prediger oft übertrieben sind. Manche fordern, daß er alle Tage zu ihnen kommen und mit ihnen beten solle. Sie begehren das wohl gar in der Nacht zu jeder Stunde, wenn es ihnen einfällt; schicken von einem eingepfarrten Dorfe im Regen und Schneegestöber zu ihm, daß er, mit der größten Gefahr seiner Gesundheit und seines Lebens, eilen und mit ihnen beten solle. So weit geht die Verbindlichkeit des Predigers nicht. Hat er, als Mensch und als Lehrer der Gemeinde, Pflichten gegen die Kranken; so hat der Kranke auch Pflichten gegen die Gesunden, folglich gegen seinen Prediger. Er hat kein Recht, den Pfarrer, der vielleicht selbst keine dauerhafte Gesundheit genießt, Weib und Kinder hat, denen er sich, so viel möglich, erhalten soll, zur Unzeit in Gefahr zu setzen, um mit ihm zu beten. Das kann er selbst; sollte es wenigstens. Und so

wie die menschliche Eitelkeit, in mehrern Lagen des Lebens, verschiedentlich sich geltend zu machen sucht; so ist es mehrmals auch hier. Oft läßt der Kranke den Prediger kommen, und, statt daß er diesem Gelegenheit geben sollte, sich mit ihm, auf eine zweckmäßige Weise, zu unterhalten, läßt er den Prediger wenig zum Worte kommen, und betet ihm Bußpsalmen, Herzensseufzer aus Schmolke oder Quirsfeld im seltsamsten Gemisch vor, um dem Prediger eine gute Meinung von sich beyzubringen, und als ein frommer Mensch, wofür er jetzt erscheint, einen desto kräftigern evangelischen Trost zu empfangen.

Hier entsteht nun eine Frage von Wichtigkeit: Wie hat sich der Prediger gegen Kranke zu benehmen, deren Lebenswandel offenbar verwerflich, zuweilen recht heillos gewesen ist, die jetzt an einer gefährlichen Krankheit darnieder liegen, und bey denen endlich das Gewissen anfängt seine verlornen Rechte sich wieder zuzueignen? Die Dreustigkeit, mit der mehrere das Verdienst Christi zu ergreifen pflegen, ist bekannt. Soll sie der Prediger damit beruhigen? Etwan mit Liederversen trösten, wie z. B. mit folgendem, den der Kranke zu seinem Troste wohl selbst betet:

Wärens tausend Welten zu finden
Vom Höchsten zugericht,
Und du hättest alle Sünden,
So darinnen sind, verricht:

Es

Es war viel; doch lange nicht,
Daß damit das helle Licht
Seiner Gnade hier auf Erden
Sollte ausgelöschet werden.

Eine sublime Frechheit! Man schaudert, sich ein Wesen zu denken, das nach dieser Poesie, die noch von so viel Gemeinden andächtig gesungen wird, fast mehr als Teufel ist, und sich dennoch beruhigt! Solche Tröstungen brauche der Prediger ja nicht. Möge der Kranke mit allen seinen Beweisen von der stellvertretenden Genugthuung Jesu argumentiren, so viel er will; sie mögen ihm bleiben; aber er muß auch gelten lassen, „daß ohne Heiligung niemand den Herrn sehen wird," und hundert ähnliche Aussprüche, die dasselbe sagen. Daß also ein Mensch, welcher sich nie auf dem Wege der Besserung befunden, nie sich bemüht hat, ihn zu betreten, vielmehr in Lastern und Schandthaten sein Leben zubrachte, nun an der Schwelle des Todes, durch Ergreifung eines fremden Verdienstes, zur Glückseligkeit jenes Lebens gelangen könne, gelangen werde, glaube ich wenigstens nicht, und wenn ein Engel vom Himmel es mir überreden wollte. Das Beyspiel vom Schächer, der am Kreuze sich erst bekehrt haben soll, *)

*) Saurin verschwendet viel Witz, nachdem er vom Aufschub der Bekehrung nach dem Beyspiel des gottlosen Schächers trefflich gesprochen, mit dem Beyspiele des frömmern die Gemeinde zu trösten, daß die Rechtfertigung in den letzten Stunden noch möglich sey. Passionspred. B. 1. 11te Pr.

hat den traurigen Irrthum in unsrer Kirche mit erhalten, daß man bis auf den letzten Augenblick ein Böſewicht ſeyn, und dann ſich noch tumultuariſch bekehren, und ſelig werden könne. Doch dieß ſind mehr als bekannte Dinge, die ich nicht nöthig habe irgend einem meiner Leſer exegetiſch zu erörtern. Die Frage iſt nur: Was ſoll der Prediger zu notoriſch böſen Menſchen ſagen, die auf dem Krankenbette, eben wie jener Schächer, ſelig werden wollen? Ich will offen meine Meinung zur fernern Prüfung darüber darlegen.

Es wäre wider den Geiſt des reinen Chriſtenthums, wenn er ihnen nicht ſagen wollte, daß „ohne Beſſerung niemand den Herrn ſehen; daß der Menſch ernten werde, was er geſäet hat; daß Chriſtus uns erlöſt hat, damit wir fleißig ſeyn ſollen in guten Werken.“ Den Schluß, mit Beziehung auf ſich ſelbſt, wird der Kranke ſchon ſelbſt machen, und macht er ihn nicht; ſo muß ihm dazu verholfen werden. Jedoch könnte man fragen: Was wird denn nun eigentlich an ihm gebeſſert? Gewiſſensangſt, Furcht vor einem unglückſeligen Zuſtande nach dem Tode, ein Wunſch nicht böſe gelebt zu haben, um nach dem Hinſcheiden keinem unſeligen verdienten Schickſale entgegen zu gehen, iſt noch keine Beſſerung, keine Entwöhnung von der Sünde, noch viel weniger Tugend. Dieß wird man hoffentlich zugeben. „Aber, wird ein anderer einwenden, unſre Seligkeit kann ja bey Gott nicht verdient wer-

den.“ Ich gebe es zu, die Sache richtig verstanden. Denn es ist schlechterdings unmöglich, daß irgend eine Wohlthat, sie habe Nämen, wie sie wolle, von Gott verdient werden könne, welches aber die Erfüllung der Bedingung, unter welcher sie dem Menschen zu Theil werden kann, nicht ausschließt. Dem zu Folge ist es selbst, nach dem strengsten kirchlichen Systeme, nicht möglich, daß ein Mensch durch seine Schächerbuße auf dem Todesbette die ewige Seligkeit erlange. „Aber er glaube doch an das Verdienst Jesu Christi!“ Wenn dieser Glaube nichts anders seyn kann, als eine religiöse Gemüthsbeschaffenheit des Menschen, zu Folge welcher er, bey dem Gedanken an die höchste Heiligkeit, seinen Unwerth tief empfindet, voll Demuth deßhalb aller Ansprüche auf Belohnung sich begiebt, aber dennoch das Zutrauen zu Gott hat, daß er ihm gnädig seyn werde durch Christum; wenn diese ächt religiöse Gemüthsverfassung, dieser Glaube, selbst in den Bekenntnißbüchern unsrer Kirche eine Quelle aller Tugenden (mater omnium virtutum) genannt wird, so daß, wenn das Letztere fehlt, das Erstere gar nicht da seyn kann, nie da gewesen ist; wie darf da jemand behaupten, daß ein entschieden Lasterhafter noch zuletzt, durch seinen Glauben, selig werden könne? Es ist ja keiner bey ihm vorhanden. Mit dem Augenblick, in dem sich der Mensch des ächten Glaubens, so zu reden, bewußt wird, muß auch eine freywillige Liebe zur Tugend in ihm da seyn. Und wo wäre die bey einem Menschen zu

ſuchen, der in dieſen letzten Stunden nichts weiter vor dem höchſten Weſen empfindet, als Furcht, weil ihn ſein Gewiſſen an große Schulden mahnt? „Er bereut ja doch ſeine Sünden.“ Recht gut; und warum? Aus keiner andern Urſache, als weil er die Strafen fürchtet. Seine ſo genannte Rechtfertigung würde alſo nichts anders ſeyn, als ein Urtheil des höchſten Weſens, daß das Böſe nicht Böſe ſey, und eine willkührliche Erlaſſung der Strafe, weil er ſich vor ihr fürchtet, und von dieſer Furcht getrieben, mit Haſtigkeit zu Jeſu ſeine Zuflucht nimmt, ſtatt deſſen er ſogar jedes unmoraliſche Mittel anwenden würde, wenn er hoffen könnte, daß er von der Strafe damit loskäme. Das nenne ich mir doch einen Glauben!

Wir haben zuvor geſehen, daß hier an dem Menſchen nichts gebeſſert werden könne, weil jener Salto mortale vom Laſter zur Tugend nicht möglich iſt. Der Troſt, deſſen ich zuvor gedacht habe, daß er nur ruhig und voll froher Hoffnung ſeyn könne, darf ihm, meines Erachtens, der Prediger nicht geben, noch weniger aufdringen. Jedoch geht es mit ihm zum Sterben, und er hält ſich ſelbſt daran; ſo würde ich rathen, dieſes wenigſtens nicht zu verhindern. Es iſt ſchrecklich, jemanden in Verzweiflung fallen zu ſehen. Ich habe immer bey dem Sterben eines durchaus böſen Menſchen, der ſich ſelbſt noch auf dieſe Art zu beruhigen geſchäftig war, dieſes bey mir gedacht. „Unglück-

licher! du begehrst zu ernten, wo du nicht gesäet hast. Nein, zum Genuß höherer Glückseligkeit wirst du, so weit ich als Mensch, diesseits der Grenze dieses Lebens, darüber zu urtheilen wage, nicht übergehen. Alles in der Welt hätte Folgen; und deine langgewohnte große Unsittlichkeit sollte sie nicht haben? Ich finde durchaus keinen vernunftmäßigen Grund, daß dich auf einmal die Gottheit durch Wunder bessern, und der höhern Glückseligkeit fähig machen werde. Sie ist gerecht; du wirst empfinden, empfinden müssen, was du, als ein freyes moralisches Wesen, aus Vorsatz und bösem Willen, verschuldet hast; denn Strafe ist ein Uebel, welches auf böse Handlungen folgen muß, weil Gesetze übertreten worden sind. Die Zeit, die du hier versäumt hast, ist auf ewig verloren. Aber du bleibst noch ein Vernunftwesen mit moralischer Freyheit begabt. Es ist mir ungedenkbar, daß deine Verblendung ewig dauern sollte; eben so ungedenkbar, daß eine moralische Gottheit es hindern, und nicht vielmehr befördern werde, damit du einst zur Besonnenheit gelangest. Ich ahne selbst in den Strafen dazu Veranlassung, sogar Mittel zu deiner Besserung. Wie lange dein Elend dauern werde, kann ich weder vermuthen, noch wissen. Aber ich glaube getrost, daß es einst aufhören wird, denn ohne den höchsten Zweck der Sittlichkeit und der damit verbundenen Glückseligkeit kann die Gottheit dich unmöglich aus dem Nichts zum Daseyn hervorgerufen haben. Zwar wirst du wohl nie ein-

bringen, was einmal verloren ist. Gellert und Lord Charters, *) Marat und der, vom edelsten Geiste der Menschenliebe entflammte Guelfe Leopold, werden sich nie auf einer Stufe begegnen. Aber es wird einst eine Zeit kommen, wo du mit Dankbarkeit es anerkennen wirst, daß die Gottheit eben so gerecht, als gütig ist; daß es unnachläßlich war, dich zu bestrafen, selbst durch Strafen dich zu bessern, und durch Besserung der Glückseligkeit fähig zu machen."

Kommt ein Mensch, wie ich ihn geschildert habe, mit dem Leben davon; dann wird der Prediger ihm alle Hoffnung der Begnadigung abschneiden müssen, wenn er sich nicht bessert. Jenes, „Siehe du bist gesund worden, sündige hinfort nicht mehr," wie nachdrücklich kann es ihm im Beichtstuhle eingeschärft werden, wenn die Privatbeichte in dem Kirchspiele noch üblich ist! Außerdem muß eine andere Veranlassung dazu gewählt werden.

Was das Abendmahl auf dem Krankenbette anlangt, so herrschen hierüber noch die unseligsten Vorurtheile. So wie es der gemeine Mann immer für ein allgemeines Entsündigungsmittel ansieht, nach dessen Empfang er wieder in der Routine seines Lebens fortfahren könne; so hat es, wie er wähnt, auf dem Krankenbette eine besondere Wirkung. Da soll es dem verderbtesten Menschen auf einmal

*) Man glaubte in England, er sey der verdorbenste Mensch im Königreiche.

den Himmel eröffnen. Es pflegt da mancher wohl gleich, wenn der Prediger kommt, ihm den Vers vorzubeten:

Dein Blut, der edle Saft,
Hat solche Stärk und Kraft,
Daß auch ein Tröpflein kleine
Die ganze Welt kann reine,
Ja gar aus Teufels Rachen
Frey, los und ledig machen.

Ungeachtet nun zwar dieser elende Vers vom Abendmahle nicht handelt; so bezieht ihn doch der Bauer darauf, und erwartet von diesem Genusse Wunderkräfte; er erwartet Vergebung der Sünde, und die ewige Seligkeit, weil er gebeichtet und kommunicirt hat. „Nun mag es werden, wie es will. Ich kann nun ruhig seyn.“ Welcher Prediger wird das nicht mehrmals gehört haben? Diese für die Moralität so höchst verderblichen Vorurtheile müssen öfters, so wie das von der Schächerbuße, auf der Kanzel bestritten werden. Es müssen die Gründe dagegen so deutlich und andringlich, als möglich, dargelegt; es muß öfters im Beichtstuhle sowohl, als in zusammenhangenden Beichtreden Unterricht über Absicht und moralischen Nutzen des Abendmahls gegeben werden. Die öftere Wiederkehr solcher Gedanken kann zwar dem Prediger nach und nach anfangen gleichgültig zu werden. Aber das muß ihn nicht irre machen. Die gemeine Volksklasse, auch wohl manche unter den gesitteten Ständen, bedürfen

ihn; und bey Beharrlichkeit auf diesem Wege wird nach und nach doch etwas besser. Man hat auch nicht zu vergessen, zuweilen auf der Kanzel es einleuchtend zu machen, wie zwecklos es sey, den Prediger um Reichung des Abendmahls zu bitten, wenn es schon mit dem Kranken zum Sterben geht. Was soll diese Religionshandlung, wenn Gesicht und Gehör bey dem Kranken schon dahin schwinden, oder der Geist in einem Zustande sich befindet, daß er keinen Gedanken mehr fassen kann? Manche Bauern oder überhaupt gemeine Leute denken hier so: „Mit dem Genuß des Abendmahls ist die Rechnung der Sünden vollkommen getilgt. Am besten also, so kurz als möglich vor dem Tode; was nachher in dieser kurzen Frist noch gesündigt werden konnte, ist dann eine Kleinigkeit; und so ist die Seligkeit gesichert.“ Ist der Kranke schlechterdings keiner Aufmerksamkeit mehr bey dieser Handlung fähig; so muß der Prediger das Gesuch abschlagen, damit er nicht selbst jene genannten Vorurtheile davon unterhalte.

Ich komme auf einen Punkt, über den ich mir selbst lieber Belehrung erbitten, als geben möchte. Was hat der Prediger zu thun, wenn ihm von Kranken Verbrechen gestanden werden, die die Ahndung der bürgerlichen Obrigkeit, wohl die strengste, verdienen? Was der katholische Prediger hier zu thun hat, ist bekannt; er verschweigt sie; denn die Kirche, deren Diener er ist, steht über dem Staate. Wenigstens darf er sie verschweigen. Nicht so der protestantische, der ein Diener des Staats ist.

Es liegt etwas in der menschlichen Natur, welches das Anklagen gewißermaßen verabscheut. Angenehmer ist es, Angeklagte zu vertheidigen. Cicero, von vielen Seiten als Mensch einer der liebenswürdigsten, rechnet sichs zur Ehre, daß er, nur wegen dringender Noth des Staats, und aus tiefem Mitleid gegen die so schrecklich gemißhandelten Sicilier jenes Scheusal, den Verres, verklagt, aber eine Menge Mitbürger vertheidigt habe. Ein Ankläger zu seyn, hat etwas so verächtliches, daß sich niemand gern dazu versteht. Selbst bey der Mummerey, wenn nach der Carolina ein hochnothpeinliches Halsgericht gehegt wird, findet sich zum sogenannten Ankläger, der doch bezahlt wird, und bloß eine Rolle spielen soll, immer nur ein Mensch von den niedrigsten Sitten, den das Publikum verachtet. Doch dieses widrige Gefühl thut nichts zur Sache, wenn die Pflicht es gebietet, den Ankläger zu machen.

Es entdeckt z. B. ein Kranker, aus Gewissensangst, dem Prediger ein Verbrechen, worüber er sich sehr beunruhigt. Er sagt es ihm, als dem Diener der Religion, der mit der Handhabung bürgerlicher Gesetze nichts zu thun hat; denn ob das Verbrechen bürgerlich abgebüßt sey, dieß bleibt von der Bekehrung, oder moralischen Besserung des Menschen unabhängig. Zu was also anzeigen? Ut fiat justitia, wie Kant *) in seiner Rechtslehre bestimmt über

*) Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. S. 196. u. a. m. O.

den Zweck der bürgerlichen Strafen entscheidet? Durch Festsetzung dieses Selbstzwecks scheint Kant ohnedem die Kriminaljustiz um funfzig Jahre wieder zurück geworfen zu haben. Doch ich muß einzelne Fälle anführen. Gesetzt, es gesteht jemand dem Prediger, er habe, sey es vor kurzer oder langer Zeit, mit der oder jener Person im Ehebruche gelebt; soll er es anzeigen? Was dient das, zur moralischen Besserung des Kranken? Was nutzt es dem Staate? Seine Sicherheit kann und wird bestehen, ohne daß dieser Ehebruch angezeigt wird. Der beleidigte Theil hat ein Recht, bey dem Staate deßhalb zu klagen, aber niemand die Verbindlichkeit, etwas der Art anzuzeigen. Es gesteht ein anderer, er habe Feuer angelegt, und sucht, bey der Gewissensunruhe, die ihn martert, deßhalb Trost bey dem Prediger. Soll er es, wenn der Kranke wieder gesund geworden ist, bey der Obrigkeit anzeigen; und zu was? Damit er verbrannt werde, ut fiat justitia? Daß er ein Verbrechen der Art wiederholen dürfte, ist nicht wahrscheinlich, da er aus Gewissensangst dem Prediger ein Geständniß abgelegt hat, welches er außerdem wohl unterdrückt haben würde. Es ist vielmehr sicher darauf zu rechnen, daß er nie wieder eine solche That verüben werde. Doch es giebt noch bedenklichere Fälle. Es bekennt jemand einen Todtschlag in demselben Gewissensdrange. Soll der Prediger ihn anzeigen? und zu was? Damit wieder Blut fließen möge? Darum wohl nicht. Aber wer einmal einen Mord

begangen hat, der iſt des zweyten deſto eher fähig, weil der Zwang ſchon überwunden worden iſt, den es der menſchlichen Natur koſtet, eine ſolche That zu begehen. Die bürgerliche Geſellſchaft wäre ſonach nicht ganz ſicher. Geſetzt, es geſtünde ein Kranker dem Prediger, er habe ſich mit Cajus und Sempronius verabredet, an dem oder dem Tage, bey dieſer oder jener günſtigen Gelegenheit, Mävius zu ermorden, und ſein Geld oder andere Effekten zu ſtehlen, er ſey durch Krankheit bisher daran verhindert worden, die That auszuführen, ſein Gewiſſen nöthige ihn, ſie dem Prediger anzuzeigen, die That werde, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von ſeinen Verbündeten noch ausgeführt werden, wenn es nicht ſchon geſchehen ſey; wie nun? Leben und Sicherheit der Nebenmenſchen müſſen doch wohl hier mehr entſcheiden? Man ſieht alſo hieraus, daß der Prediger gewiſſe Fälle verſchweigen kann, wo die Sicherheit der Nebenmenſchen nicht gefährdet wird, gewiſſe aber auch nicht.

Dabey treten eine Menge kaſuiſtiſcher Fragen ein, deren ich nur einige berühren will. Daß niemandes Rechte geſchmälert werden, iſt eins der erſten Erforderniſſe der bürgerlichen Verfaſſung. Geſetzt nun, es geſtünde eine Frau dem Prediger auf dem Krankenbette, ſie habe in den und den Jahren mit einem fremden Manne im Ehebruche gelebt; das und das Kind ſey nicht von ihrem angetrauten Manne; dieſe Kinder beerben doch den Vater mit, deſſen ſie nicht ſind, und den rechtmäßigen Erben wird an ihrem

Eigenthume ein Theil entzogen. Was ist hier zu thun? Ein anderer gesteht, daß er vor der oder jener Zeit so und so viel gestohlen habe; er nennte die Personen, denen die Ansprüche auf ihr Eigenthum, wenn es wieder zu erstatten ist, nicht entrissen werden können; der Verbrecher hätte vielleicht noch so viel im Vermögen, um das Gestohlne wieder zu ersetzen; aber sein Haus und was er sonst besäße, gingen darüber drauf. Doch alle diese Fragen habe ich nicht aufgeworfen, um darüber unbedingt zu entscheiden. Ich wünschte vielmehr, daß dieser Punkt, der auf das Verhalten des Predigers in solchen Fällen so viel Beziehung hat, genau erörtert werden möchte.

Daß ich, wo nicht die äußerste Noth das Gegentheil gebietet, für die Verschwiegenheit des Predigers stimme, und zu keinen Anklagen rathe, wird wohl jeder aus dem zuvor Gesagten ersehen haben. Er sey überhaupt verschwiegen, auch ohne Rücksicht auf jene genannte und ähnliche Fälle. Aber wie sehr wird von Predigern dagegen gesündigt? Sie kommen aus dem Beichtstuhle, aus Krankenstuben, oder haben andere Entdeckungen von Gemeindemitgliedern erhalten, z. B. Zweifel an dieser oder jener Religionslehre; und sie erzählen es ihren Weibern, oder Amtsbrüdern auf den Kirchweihfesten. Wie gut es da aufgehoben ist, brauche ich nicht zu sagen. „Meine Frau, sagt mancher, o die verschweigt alles!“ Wie soll die Frau schweigen, da sie sieht,

wie wenig Gewalt ihr lieber Herr Gemahl über sich selbst hat, und welch ein waschhaftes Weib er ist?

Als ich bis hierher geschrieben hatte, empfing ich von einem gelehrten und denkenden Juristen, dessen Meinung ich über die Sache gern vernehmen wollte, folgende Sätze. Ich theile sie mit:

„Ein Versprechen, dazu nöthigt die moralische Vernunft, dieß fordern bürgerliche Gesetze, muß gehalten werden, so fern die Freyheit des Promittenten in dem Akt der Zusage nicht beeinträchtigt wurde."

„Alles was den freyen Willen des Promittenten verhindert und ausschließt, macht das Versprechen ungeschehen. Physischer Zwang, Betrug, eingesagte Furcht durch Drohungen von dem, welcher die Drohungen realisiren könnte, entbinden von dem ihm gethanen Versprechen."

„Auch das gegebene Wort, dessen Inhalt gegen ein moralisches oder positiv verbietendes Gesetz anstößt, fällt als nichtig dahin. Unmoralisch oder gegen ein prohibitives Gesetz handeln zu wollen, kann ich nicht versprechen."

„Eben so ist die nach gethanem Versprechen ohne meine Schuld eingetretene Unmöglichkeit eine Entbindung von dem Versprechen, ob sie gleich, in so weit sie verschuldet wäre, Entschuldigung — und falls etwas dem Versprechen gleichkommendes

geleistet werden könnte, in gewissen Fällen ein Aequivalent nicht ausschließt."

„Diese allgemeinen Sätze müssen überall in subjektiver und objektiver Hinsicht ihre Anwendung finden. Sie gehen aus der Vernunft hervor und gelten unmittelbar dem Menschen. Giebt es für Fürsten, Staatsbeamte und öffentliche Religionsdiener noch besondere Gründe für die Erfüllung ihres Versprechens; so bleibt doch auch der niedrigste Mensch im Staate aus seinem Versprechen verbindlich, und der besondere Grund, durch welchen die Pflicht jener in Absicht geleisteter Zusagen geschärft ist, erscheint als ein bloßes accessorium der Menschenpflicht, was zunächst auf ein höheres Interesse — Gemeinwohl, Religion — berechnet ist."

„Auch bey Fürsten, Geistlichen, Staatsbeamten heben sich durch physischen oder andere Art von Zwang abgenöthigte physisch und moralisch unmögliche Versprechen von selbst, und das accessorium ihrer Verbindlichkeit ex statu, das höhere Interesse, kann nie mit sich selbst im Widerspruche stehen."

„Dieß angewendet auf den speciellen Fall der versprochenen Verschwiegenheit bey Entdeckung eines Geheimnisses, so kann eine legale Hinderung dieses Versprechens nur diese seyn, wenn die Haltung desselben Widerhandlung eines moralischen oder verbietenden positiven Gesetzes seyn würde. Alle übrige impedimenta gelten hier nicht. Das Geheimniß muß bewahrt werden, wenn das Versprechen nicht

eine moraliſch oder bürgerlich ſtrafbare Handlung erzeugt."

„Wäre Letzteres der Fall; ſo hebt ſich auch bey Fürſten, Staatsbeamten oder Beichtvätern der beſondere Grund, das höhere Intereſſe, weil die Verſchwiegenheit demſelben e diametro entgegen ſteht."

„Hieraus wird ſich für den Prediger die Frage von ſelbſt beantworten, wie er ſich in dem Falle zu verhalten habe, wenn der Konfitent ihm Verbrechen im Beichtſtuhle oder auf dem Krankenbette eröffnet. Er wird ſie nicht geheim zu halten haben, erſtlich, wenn ſie noch begangen werden ſollen, zweytens, wenn aus den ſchon begangenen ein noch fortdauernder Nachtheil für den Staat, oder ein unſchuldiges Mitglied deſſelben, welchem durch die Entdeckung des Geheimniſſes noch abgeholfen werden könnte, ihm einleuchtet; denn er hat ſchon als Menſch und Staatsbürger die Verbindlichkeit auf ſich, intendirte Verbrechen zu verhüten, und den nachtheiligen Folgen bereits begangener, zum Beſten der Menſchheit und des Staats, zu begegnen. In Churſachſen iſt die Zuchthausſtrafe auf die Verheimlichung eines intendirten Verbrechens demjenigen geſetzlich beſtimmt, der Wiſſenſchaft davon hat. Der Prediger würde auch die Sache der Religion, deren Diener er iſt, ſchlecht befördern, wenn er ſie geringer halten wollte, als ſeine ſogenannte fidem pastoralem. Der höhere Grund für die Bewahrung des Geheimniſſes, welcher nur das Intereſſe

für die Religion seyn kann, würde in diesem Falle mit sich selbst im geraden Widerspruche stehen."

„Etwas ganz anderes ist es aber in Absicht längst begangener Verbrechen, die nicht wieder gut gemacht werden können, deren Folgen durch den Strom der Zeit so zu reden verschwemmt sind. Diese müssen unter dem Siegel der Verschwiegenheit bleiben, weil die Sache der Menschheit, des Staats und der Religion darunter nicht gefährdet ist. Von einem reuigen Konsitenten ist eine Wiederholung des Verbrechens nicht zu befürchten, und es ist weder ein moralisches noch positives Gesetz vorhanden, welches den Prediger zu etwas anderm verpflichtete. Die Moral und ein von den groben Schlacken des jus talionis geläutertes Naturrecht respuiren die satisfactionem publicam, und wenn irgend ein Kodex des Kriminalrechts sie noch bey Kräften erhalten wollte; so kann doch am allerwenigsten der Prediger des Christenthums zu einer Denunciation um ihrentwillen, und damit — um in der Volkssprache zu reden — dem Thäter sein Recht wiederfahre, durchaus nicht verpflichtet seyn."

Diesen mitgetheilten Sätzen stimme ich bey. Regeln, wodurch jeder besondere vorkommende Fall so gleich entschieden wäre, so daß gar kein Nachdenken darüber weiter nöthig seyn dürfte, lassen sich nicht einmal geben. *)

An

*) Die Rechtsgelehrten werfen verschiedene Fragen auf, ob der Prediger gewisse delicta futura oder delicta commissa

An die vorhergehende Aufgabe schließt sich noch eine andere an, die beichtväterliche Behandlung der sogenannten armen Sünder, die zum Tode ver-

anzeigen solle. Was katholische Canonisten darüber entscheiden, ist beynahe Unsinn. Da soll z. B. der Geistliche nicht einmal die Anzeige machen, wenn ihm wäre gestanden worden, daß Räuber in sein Haus einbrechen und ihn ermorden wollten. S. Augustini Leyseri Meditatt. ad Pandectas p. 1215. seq. (ed. tert.) Die Aussprüche der Katholiken über das sigillum confessionis, deren der gelehrte Leyser mehrere anführt, sind auffallend. Die protestantische Kirche ist immer nach rechtlichen Grundsätzen hierbey verfahren; aber die Rechtsgelehrten haben es auch nie gebilligt, wenn Prediger Anzeigen von Verbrechen machten, wobey die Sicherheit des Staats nicht gefährdet war. So hatte z. B. im Jahre 1750. ein Pfarrer im Sächs. Churkreise einen Mann denuncirt, der ihm in der Beichte gestanden hatte, zweymal mit der Frau seines Nachbars zu thun gehabt zu haben. Der Fakultätsbescheid von Wittenberg darüber ist dieser: „Hat Georg Hübner, ein Ehemann und Einwohner zu Burckersdorf, dem Pfarrer daselbst freywillig gestanden, daß er Georg Breitenhahnes Eheweibe zweymal beygewohnet, welches der Pfarrer dem Gerichtsherrn in einem Schreiben berichtet; verlanget also derselbe zu wissen, ob wider bemeldeten Hübner mit der Inquisition zu verfahren sey. Ob nun wohl Georg Hübner seinem Beichtvater das begangne delictum freywillig entdeckt, und kein ander indicium als dieses sein eignes Bekenntniß wider sich hat, hiernächst ein Prediger dasjenige, so ihm in Geheim von seinen Pfarr- und Beichtkindern vertraut wird, keinesweges der Obrigkeit zu eröffnen, sondern vielmehr zu verschweigen schuldig. Wannenhero es das Ansehen gewinnet, ob sey Hübner mit der Inquisition zu verschonen. Dennoch aber und dieweil die Oberhurerey oder adulterium duplicatum ein solches Laster, welches eine genauere

urtheilt worden ſind. Aus eigner Erfahrung kann ich nichts hierüber mittheilen. Was von den Bekehrungen dieſer Menſchen, ſo fern ſie nämlich von jeher als Böſewichte gelebt hatten, zu halten ſey, ergiebt ſich aus dem vorher Geſagten, ſo fern ich dort richtig geurtheilt habe. Jedoch die Entſcheidung über den moraliſchen Werth oder Unwerth eines Menſchen muß ſowohl vor dem Richterſtuhle der Vernunft, als insbeſondere vor dem des höchſten Weſens, ganz anders ausfallen, als nach dem, was die bürgerliche Gerechtigkeit, nach einer oder mehrern äußern Handlungen, über einen ſolchen Menſchen geſprochen hat.

Unterſuchung und ſchwere Strafe verdient, alſo von der Obrigkeit nicht ohne Aergerniß überſehen werden mag, ferner des Delinquenten freywilliges Bekenntniß, da, zumal, wie aus der Beylage erhellet, das gemeine Geſchrey vorhergegangen, eine ſattſame Anzeige zur Inquiſition macht, hierüber des Predigers Denunciation, da ſolche nun einmal geſchehen, von dem Gerichtsherrn nothwendig attendirt werden muß; ſo iſt Georg Hübner wegen des angegebnen Ehebruchs, jedoch noch zur Zeit ſummariſch, zu vernehmen, und dafern er deſſen geſtändig, alſofort zur Haft zu bringen, und über gewiſſe Inquiſitionalartikel zu befragen. Worauf, und wenn er mit ſeiner Hauptdefenſion eingekommen, ſeiner Beſtrafung halber oder ſonſt ferner ergehet, was recht iſt.“ Man ſieht hieraus, daß die Fakultät die Anzeige des Pfarrers gemißbilliget hat, da ſie aber einmal geſchehen war, die Gebühr Rechtens verfügen mußte. Denn geſchähe das nicht, ſo würde die Ungeſtraftheit angezeigter Verbrechen in ſolchen Fällen autoriſirt werden. Obiges Reſponſum habe ich aus des zuvor genannten Leyſers Meditatt. in Pandectas p. 1218. 1219.

Dieſe urtheilt über die Moralität des Menſchen nicht, weil ſie nur mit Legalität und äußern Handlungen zu thun hat. Dem zu Folge iſt es leicht möglich, oder vielmehr gewiß, daß mancher von der Obrigkeit hingerichtete Verbrecher, als moraliſches Weſen, auf einer höhern Stufe ſteht, als vielleicht einer von denen, die ihm das Urtheil ſprachen, und viele aus der Menge, die ſeiner Hinrichtung gelaſſen zuſehen. Aber es iſt nothwendig, daß er, um das Anſehen der bürgerlichen Geſetze aufrecht zu erhalten, zur Sicherheit des Staats, zur Abſchreckung für Andere, ſeine verdiente Strafe leide. Eine Kindermörderin z. B. verliert das Leben. Sie war vielleicht ſonſt von guter Gemüthsart; gerieth in die Fallſtricke der Verführung; wollte ſich aus der Schande retten; verleugnete das mütterliche Gefühl, und ermordete, was ſie ſchützen und pflegen ſollte. Der Staat muß das Todesurtheil über ſie ſprechen; denn wenn das hülfloſe Geſchöpf, welches mit Weinen das Leben begrüßt, nicht im Schooße ſeiner Mutter geſichert ſeyn ſoll, wo ſoll es das ſonſt? Und wer anders, als der Staat, hat die Verbindlichkeit, hier die Gewalt anzuwenden, um welche der künftige Bürger, der jetzt nur leiden, und ſich nicht vertheidigen kann, ſtillſchweigend ihn anfleht? Aber bey dem Allem iſt die Mörderin ihres Kindes in Abſicht der Totalität ihres moraliſchen Zuſtandes vielleicht bey weitem nicht ſo ſchlimm, als dieſe und jene ausgelaſſenen Modedamen, die eine Reihe von Jahren in Ausſchweifungen verſchwendeten, unerfahrne Jünglinge mit ihren

Netzen umspannen, Töchter erzogen, die ihnen ähnlich wurden, und, als eine Spielart von starken Geistern, das ihrer hohen Kultur so gemein, so altfränkisch vorkommende Christenthum wegspöttelten. Was ich hier von mancher Kindermörderin gesagt habe, das läßt sich auch zuweilen auf andere Verbrecher anwenden; und daraus ergiebt sich eine verschiedenartige Behandlung derselben von Seiten des Predigers. Bey den weniger Verdorbenen wird er nicht ohne Nutzen arbeiten. Er wird in ihnen die feste Ueberzeugung erhalten müssen, daß sie leiden, was sie verdient haben, und ihnen den Hingang zum Tode, so viel in seinen Kräften steht, durch Tröstungen erleichtern. Aber was ist mit den Auswürfen der Menschheit anzufangen, die schon von den frühesten Jahren an, durch immer zunehmende Verderbtheit der Gesinnungen den Grund zu den gröbsten Verbrechen legten? Die meisten von ihnen bekehren sich zwar, wie man sich hierüber auszudrücken pflegt, oft noch an dem Tage ihrer Hinrichtung, d. h. sie sind niedergeschlagen, was der Natur der Sache nach nicht anders seyn kann, und beten, als Angst, oder auch, weil sie zu Folge ihrer Unwissenheit in Religionslehren wähnen, dieser Kampf müsse ihnen den Himmel eröffnen. Es ist ein schweres Geschäft für den Prediger, einen Missethäter zum Tode zu begleiten, der ihn vor vielen andern immer als seinen Freund ansieht, weil er der einzige ist, der ihm, so zu reden, den bittern Kelch mit trinken hilft. Hier soll der Prediger, dem vielleicht eine

Menge düsterer und wehmüthiger Gedanken sich aufbringen, vor dem Publikum reden. Ganz natürlich, daß er in diesem Zustande oft selbst nicht weiß, was er sprechen soll. Kein Wunder, wenn er auch wohl Dinge sagt, die man von ihm so sonderbar nicht erwartete. Man sollte ihm in diesem Falle mehr Billigkeit angedeihen lassen. Freylich wenn der Probst H. in Koppenhagen in seiner gedruckten Bekehrungsgeschichte des Grafen Brand, der mit Struensee zugleich abgethan wurde, versichert, daß er bey dem Hinaufsteigen auf das Schaffot den Grafen an die Himmelsleiter erinnert habe, so mag er es niemanden übel nehmen, seinen Schematismus abgeschmackt zu finden, da er das Herz hatte, so etwas drucken zu lassen. Aber wenn der Prediger, während der Begleitung eines Missethäters, wo alles im Stande ist, ihn verlegen zu machen, mitunter nichts besseres sagt; so wird man ihn mit Nachsicht beurtheilen.

Man findet, daß Prediger, die einen Delinquenten zum Tode begleitet hatten, den nächsten Sonntag darauf eine Predigt über diesen Gegenstand halten; und das ist gewiß sehr zweckmäßig. Der Nutzen davon kann nicht außen bleiben. Die Gemüther der Zuhörer haben den Eindruck, den diese tragische Handlung auf sie machte, noch nicht vergessen. Das Publikum hat jedes Wort, jede Aeußerung von Furcht oder Hoffnung des Hinge-

richteten vielfältig besprochen. Diese Stimmung kann benutzt werden; nicht daß der Prediger hier Affekten zu erregen suchte; dieß würde auch wohl einem mittelmäßigen Redner in diesem Falle leicht werden, und je mehr insbesondere seine Eloquenz dem Tone sich näherte, wie er in gewissen Tragödien gefunden wird, desto lauteren Beyfall dürfte er vielleicht von dem Pöbel einernten. Nein, väterlich warnender Ton vor dem ersten Schritte zum Laster, vor verführerischen Gesellschaften, ein Hinweisen auf die traurigen Folgen vernachlässigter Erziehung, eine Ermunterung zur Wachsamkeit über seine Begierden, die, wenn sie nicht immer durch Vernunft und religiöse Grundsätze gezügelt werden, schon manchen, der es nie fürchtete, zu solchen Abgründen fortrissen; solche und ähnliche Betrachtungen werden, meines Erachtens, die nützlichsten seyn; und jeder Prediger, wenn er in diesen Fall kommen sollte, wird genau untersuchen, welche Arten von Unsittlichkeit in seiner Gemeinde gerade die herrschenden sind. Hierüber rede er mit männlichem Nachdruck. Die Trinker, die Spieler, die Diebe, die Rabenväter oder ausschweifenden Mütter, die jungen und alten Ehebrecher, und was sonst in diese nichtswürdige Klasse gehört, können hier eine Lektion bekommen, die ihnen heilsam ist. Ein Vortrag der Art, wenn er nach Inhalt und Form das ist, was er seyn soll, wird in einem vorzüglichen Grade die apostolische οἰκοδομην befördern. Gut

würde es sogar seyn, wenn Merciers *) Vorschlag, selbst bey der Hinrichtung des Missethäters einen solchen Vortrag an das Volk zu halten, ausführbar wäre. Das Opfer der Gerechtigkeit müßte nothwendig mit dabey seyn; aber wie würde die Todesangst bey ihm dadurch verlängert werden? Die Menschlichkeit schont, wie billig, hier sehr gern.

*) L'an deux mille quatre cent quarante. p. 101. in dem trefflichen Kapitel: Execution d'un Criminel. (Londres. 1772.)

Neunzehnter Brief.

Auch über Behandlung der Wahnsinnigen wird es nicht überflüssig seyn, in diesen Briefen etwas zu bemerken.

Gewiß ein herzangreifender Anblick, das Meisterwerk der sichtbaren Schöpfung in einem Zustande zu erblicken, wo das, was ihn auf eine so hohe Stufe der Wesen erhebt, die Vernunft, ihrer nicht mächtig ist! Welche Demüthigung für uns!

Ὁρᾷς, Ὀδυσσεῦ,

sagt Minerva zum Ulyß bey der Wuth des Ajax,

τὴν θεῶν ἰσχὺν, ὅση;
τούτου τίς ἂν σοι τἀνδρὸς ἦν προνούστερος
ἢ δρῶν ἀμείνων εὑρέθη τὰ καίρια;

Ὀ δ. Ἐγὼ μὲν οὐδέν' οἶδ', ἐποικτείρω δέ νιν
δύστηνον ἔμπης, καίπερ ὄντα δυσμενῆ,
ὅθ' οὕνεκ' ἄτῃ συγκατέζευκται κακῇ,
οὐδὲν τὸ τούτου μᾶλλον ἢ τοὐμὸν σκοπῶν.
ὁρῶ γὰρ ἡμᾶς οὐδὲν ὄντας ἄλλο πλὴν
εἴδωλ', ὅσοι περ ζῶμεν, ἢ κούφην σκιάν. *)

Ein schöner Ausdruck griechischer Humanität!

*) Viden', Ulysses, quanta deorum sit potentia? Quis unquam hoc viro tibi visus est prudentior, aut ad res prae-

Pflichten gegen Unglückliche dieser Art kommen dem Prediger, als solchem, nur in so weit zu, in so fern ihre Verstandesabwesenheit, Schwermuth oder Melancholie mit religiösen Ideen zusammenhängt, vielleicht aus solchen entstanden zu seyn scheint, mithin er, als Religionslehrer, etwas dagegen thun könne. Alles Uebrige, was er hier rathen oder ausführen könnte, gehört zu seinen übrigen Menschenpflichten, die er aber um so lieber zu erfüllen suchen wird, da das Amt eines Religionslehrers, in verschiedenen Vorfällen, ihn dabey unterstützt.

Die Grade jener Körper- und Seelenkrankheit sind verschieden, und bey manchen Uebeln der Art ist der Beystand des Predigers ganz unnütz. Können Unglückliche, die ihres Verstandes gänzlich beraubt sind, und bey denen nur selten lichtvolle Augenblicke den gewöhnlichen Zustand unterbrechen, in keine Sicherheitsanstalten geschafft werden, wofür allenthalben vom Landesherrn und den Kommunen gesorgt werden sollte, wenn die Familie des Unglücklichen zu arm dazu ist; so kann der Prediger nichts weiter thun, als in seinem Dorfe mit dafür sorgen, daß, so wohl der Kranke selbst, als andere vor dem

clare gerendae melior? Ulyss. Equidem novi neminem. Etsi mihi fuit offensus; tamen me miseret hominis sortem, quod culpa sua miser est. Non magis illius quam meam contemplor fortunam. Intelligo enim, nos mortales nil esse, nisi simulacra et levem umbram. Sophocl. Ajax Flagellif. V. 119 — 126.

Kranken ſicher ſeyn mögen. Bey vielen Zufällen dieſer Art iſt, bekanntermaßen, wenn bey Zeiten dazu gethan wird, durch ärztliche Hülfe etwas auszurichten. Und hier iſt der Fall, wo der Prediger ein nachdrückliches Wort reden, im Fall der Noth, auch mit Zuziehung der Gerichte, dazu zwingen kann; zumal wenn der Aberglaube des gemeinen Volks auf andere Weiſe Hülfe zu verſchaffen gedenkt.

Als ich noch Landprediger war, wurde ich einſt gegen Morgen zu einer Frau gerufen, mit der Bitte, ihr das Abendmahl zu reichen. Sie ſchickte mir zugleich ein Schulbuch, mit dem Geſuch, ihr das Evangelium Lucä XI, 14 — 28. (es iſt das Stück, wo der Teufel die dürren Stäte durchwandelt) zu erklären. Ich ging hin, und ſahe wohl, was der Patientin fehlte. Noch hatte ſie den Gebrauch der Vernunft, meinte aber, vom Teufel geplagt zu werden. Ich rieth ernſtlich zu einem Arzte und empfahl aus nahe gelegenen Städten mehrere, von welchen ſich die Familie den wählen möchte, zu welchem ſie das größte Zutrauen haben könnte. Es geſchah nicht. Den Tag darauf erfuhr ich, daß es mit der Patientin immer ſchlimmer wurde; daß man ſie bewachen mußte; daß ihre Einbildungen von den Anfechtungen des böſen Geiſtes einen ſehr gefährlichen Grad erreicht hatten; daß man eine weiſe Frau — die Frau eines Halbmeiſters — hatte kommen laſſen, die für eine anſehnliche Vorausbezahlung an Gelde, mit Zauberformeln, und übriggeblie-

benem Kommunionwein den bösen Geist hatte vertreiben wollen. Die Exaltation, die dadurch im Gemüth der Unglücklichen entstanden war, mochte wahrscheinlich der Paroxysmus erhöht haben. Dieß zeigte ich also der Obrigkeit an, die eine Meile davon entfernt war. Sie säumte keinen Augenblick. Der Aktuarius erschien mit dem Gerichtsdiener. Die alte Exorcistin wurde um die Stunde wieder erwartet, hatte aber vor dem Dorfe schon vernommen, daß sie, bey der geringsten Weigerung mit dem Gerichtsdiener zu wandern, der thätige und durchgreifende Aktuarius würde binden, forttransportiren, und in das Gefängniß werfen lassen; und sie blieb weg. Die Familie wurde nun gezwungen einen geschickten Arzt, welchen die Obrigkeit bestimmte, kommen zu lassen. Der Arzt machte seine Kur mit Brechmitteln, scharfen Blasenpflastern u. d. m., und die Patientin wurde nach Verlauf einiger Wochen glücklich wieder hergestellt.

Ich habe dieses Beyspiel bloß zu dem Ende angeführt, um zu zeigen, daß in gewissen Fällen mit dem Landmann, ohne Gewalt, schlechterdings nicht durchzukommen ist.

Woher die Gemüthskrankheiten entstehen, dieß zu untersuchen wäre hier der Ort nicht. Es ist ein Geschäft der Physiologie und Anthropologie. Jeder gebildete Mensch weiß jedoch, was Körper und Seele für gegenseitigen Einfluß auf einander haben, und daß die Zufälle der Schwermuth, der Melancholie,

der Verstandesabwesenheit bald von körperlicher Dispositon, von fehlerhaftem Nervenreitz, von verdicktem Blute, angehäufter Galle, *) unregelmäßiger Organisation dieser oder jenern feinern Organe des Körpers, ungezügelter schwärmerischer Phantasie, irrigen Religionsbegriffen, von unbändigen Leidenschaften des Stolzes, der Traurigkeit, von unglücklicher Liebe, von einem bösen Gewissen, und einer Menge anderer Dinge entstehen.

Was der Prediger, im Allgemeinen, bey der Behandlung solcher Menschen, durch seinen guten Rath, beytragen kann, ist Pflicht für ihn. In den meisten Fällen bleibt ihm schlechterdings nichts anders übrig, als guter Rath.

Nun giebt es aber auch eine Menge solcher Krankheiten, wo eine religiöse Schwermuth oder Melancholie, auch wohl besondere figirte Ideen, das Wesentliche in Absicht der Wirkungen, nicht der Ursachen, ausmachen, und wobey der Beystand des Predigers häufig in Anspruch genommen wird. Je mehr er hier Psycholog und Anthropolog ist, desto zweckmäßiger wird er wirken. Wie oft schwinden nicht die abentheuerlichsten Einbildungen des Kranken, wenn man oft ganz etwas anders thut oder veranstaltet, als daß man seinen sonderbaren Ideen Gründe entgegen setzt? Es klagt ein Mensch, z. B. ein

*) Daß Melancholie — worauf schon die Abstammung des Worts hindeutet, hierin ihren Grund habe, ist von Hippokrates an bis Boerhave allgemeine Meinung gewesen.

Handwerker von einer sitzenden Lebensart, wobey er den Unterleib preßte, und die Einbildungskraft herum zu flattern volle Freyheit hat, über Anfechtungen des Teufels. Was Subjektiv in ihm ist, wird durch die exaltirte Einbildungskraft zu etwas Objektiven bey ihm verwandelt: er sieht den bösen Geist wirklich um und neben sich spuken. Wie oft haben Prediger ihre Zeit ganz unnütz verschwendet, den Angefochtenen richtigere Begriffe von Dämonologie beyzubringen, da z. B. Reinigungsmittel des Unterleibs und Zerstreuungen weit bessere Dienste hätten leisten können! Will in solchen Fällen der Prediger, gutmüthiger Weise, durch Andachtsübungen dem Uebel begegnen, so macht er es vielleicht nur noch schlimmer, wenn physisch nicht gewirkt wird, was hier geschehen sollte, indem die vorgeblichen bösen Geister oft gar nicht zu denen gehören, die, wie die Morgenländer glaubten, „in der Luft herrschen,“ sondern deren Substanz dieses Element selbst ist.

Bey andern Gemüthskrankheiten, wo eher anzunehmen ist, daß ein irregeleiteter Verstand Ursach davon sey, ist auch durch Gründe, die auf den Verstand wirken, wofern das Uebel noch nicht zu heftig ist, mehr auszurichten. Aber in den meisten Fällen scheint mir es doch rathsamer, mit Herstellung dessen, woran der Körper leidet, sich am angelegentlichsten zu beschäftigen, *) und da muß denn, wie am Tage liegt, der Arzt dem Prediger vorarbeiten.

*) Herr Prediger Seltenreich, der eine Zeitlang selbst an einem Zucht- und Irrhause als Prediger angestellt war,

Einen einzigen Punkt, der die Amtsführung des Predigers angeht, will ich hier noch berühren. Die Anverwandten des Verstandesverwirrten, (er zuweilen auch selbst) fordern den Genuß des Abendmahls für den Unglücklichen. Soll der Prediger sogleich sich willig finden, es Menschen der Art zu reichen? Die Besorgnisse der Anverwandten oder Hausgenossen sind verzeihlich. Sie meinen, der Wahnsinnige befinde sich in Gefahr seiner Seligkeit, zumal, wenn er, wie das mehrmals der Fall ist, unbesonnene Reden führt, Flüche ausstößt, oder Dinge begeht, die ein Mensch von gesundem Verstande, aus Schamgefühl, unterläßt. Man kann zuweilen an Verstandesverwirrten wahrnehmen, daß der Geschlechtstrieb äußerst heftig in ihnen ist, und sie selbst Wünsche äußern, die jeder andere Mensch von Besonnenheit nicht so leicht laut werden läßt. Man glaubt daher, da durch Belehrung oder Zurechtweisung wenig mit ihnen anzufangen ist, es gebe kein wirksameres Mittel, sie von Zeit zu Zeit zu entsündigen, als den Genuß des Abendmahls. Ich bin nicht dafür, daß man eine ehrwürdige Sache auf diese Weise herabwürdige. Was kann es dem Verstandesverwirrten nutzen, gesetzt auch, er hätte, wie das meistentheils der Fall ist, zuweilen seine Lichtaugenblicke? Ist nicht in gewissen ganz freyen Tagen oder Stunden ein vernünftiges Verlangen darnach bey ihm vorhanden,

sagt in seinen: Beobachtungen und Erfahrungen über Melancholische, besonders über religiöse Melancholie, viel Brauchbares für Prediger. Leipzig 1799.

so, glaube ich, handelt der Prediger pflichtmäßiger, er schlägt ein solches Gesuch ab, und bestärkt den gemeinen Mann nicht in dem Vorurtheile, daß das Abendmahl ein Universalmittel für alle Leibes- und Seelennoth sey. Der Vorurtheile in dieser Beziehung giebt es ohnedem mehr, als zu viel. Man hat darauf hinzuarbeiten, daß sie sich nach und nach vermindern. Man bemerkt hier und da auch Menschen, in denen sich eigentlich keine Verstandesverwirrung findet, die aber doch so blöde sind, daß sie mehr an das Thierreich, als an die Menschengattung, sich anschließen, der Lateiner nennt sie mit einem bestimmten Worte fatuos. Auch diesen sollte eigentlich das Abendmahl nicht gereicht werden. Denn was kann sich ihre Blödsinnigkeit von der ganzen Handlung für vernunftmäßige Vorstellungen machen? Man hat Beyspiele, daß, wenn ihnen bey öffentlicher Kommunion der Kelch gereicht wurde, sie gar nicht aufhören wollten zu trinken, und der Prediger ihnen solchen mit Gewalt hinweg ziehen mußte. Ihre Thierheit offenbart sich, bey etwas der Art, sehr sichtbar. Viele Gemeindemitglieder richten auf solche Unglückliche bey dieser Gelegenheit immer ihre Aufmerksamkeit; es entsteht sogar Lachen über ihr seltsames Benehmen bey der Kommunion; und welches Hinderniß der Andacht, die hier vorzüglich herrschen soll?

Zwanzigster Brief.

Giebt es auf den Dörfern ſogenannte geheime Geſellſchaften; ſo hat der Prediger mit keinem geringen Hinderniſſe ſeiner Amtsführung zu kämpfen.

Daß Menſchen ſich abſonderten, und Konventikula unter ſich bildeten, iſt von jeher in der Kirche bemerkt worden. Niemand will gern ſeine Freyheit in Religionsangelegenheiten beſchränken laſſen. Aber es iſt auch oft ein gewiſſes Bedürfniß des Herzens die Urſache davon. Gemeiniglich ſind die ſogenannten Separatiſten eine Art Schwärmer, die nur ihre Phantaſie mit religiöſen Ideen beſchäftigen, oder eine ſolche Nahrung für das Herz ſuchen, bey welcher der Verſtand leer ausgeht. Man hat immer gefunden, wenn der theologiſche Zeitgeiſt ſich mit ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten beſchäftigte, Prediger nur Glaubenslehren, mit allen unnützen Diſtinktionen aus Kompendien, auf die Kanzel brachten, z. B. bey dem Stande der Erniedrigung unterſuchten, ob er in einer κρυψις oder κενωσις beſtanden habe, die propositiones apotelesmaticas klar zu machen ſuchten, wider die Ketzer ihre Waffen ergriffen, auch wohl, um gelehrt zu ſcheinen, eben ſo lange, als langweilige Erklärungen des Grundtextes gaben; ſo

waren

waren sie gröſstentheils selbſt Schuld daran, wenn Menſchen ſich abſonderten, nach ſchwärmeriſchen oder myſtiſchen Büchern griffen, dem Nachdenken entſagten, abentheuerlichen und tändelnden Gefühlen ſich überließen, Proſelyten ihres Separatglaubens machten, und in Konventikeln, auf ihre Weiſe, ſich erbauten. In England iſt dieſes, bey dem, faſt jederzeit kläglichen, Zuſtande der hohen Kirche, in welcher die Mehrheit der Prediger höchſt unwiſſend iſt, und nicht die gemeinſten Lehrfähigkeiten beſitzt, immer der Fall geweſen. Es würden ſonſt die bekannten methodiſtiſchen Prediger Whitefield und Wesley, die ihre Kanzeln oft an den Landſtraſsen und Zäunen aufſchlugen, durch ihre zahnarztmäſsige Eloquenz, wobey ſie aber doch mit zum Herzen ſprachen, keinen ſo außerordentlichen Beyfall gefunden haben. Hat ſich doch vor einiger Zeit dort eine Böhmiſtiſche Geſellſchaft zuſammen gefunden, die auf Ueberſetzungen, Auslegungen und Drucke von Jacob Böhmens unſterblichen Werken groſse Summen verwendete. *) Doch wir brauchen nicht nach England zu gehen, um Separatiſten und Schwärmer aufzuſuchen; wir können ſie ſchon bey uns ſelbſt hier und da neſterweiſe ausnehmen. Sogar die neueſte Philoſophie thut ein Uebriges, und hilft uns welche bilden. Ob jedoch dieſe Jünger an Konventikeln mit Theil nehmen, weiß ich nicht; unglaublich iſt mir's aber nicht. Denn warum ſollten Studenten, in deren

*) Eberhard im Leben Jacob Böhmens. Biograph 1ſter B. S. 107. (Halle 1802.)

Köpfen ein Gemisch von Spitzfindigkeiten und Mystik entstand, und die sonst nicht viel im Speicher haben, was der Verstand verarbeiten könnte, sich nicht zu Mysterien einfinden, wo Leinweber und Schneider als Hierophanten glänzen, da ihr Licht leuchten, und in diesem Babel hoher Geistesgaben unaussprechliche Worte vernehmen lassen?

Auf einer Menge Dörfern giebt es Separatisten verschiedener Gattung. Man kann sie, im Allgemeinen, füglich in drey Klassen eintheilen. Die erstere sondert sich von dem öffentlichen Kultus, aus Unglauben, oder verderbten Sitten. Diese halten keine Religionsgesellschaften unter sich. Ihre Anzahl ist verhältnißmäßig die kleinste, und ich habe hier nichts über sie zu sagen, da das schon in einem der vorhergehenden Briefe geschehen ist. Die zweyte sondert sich ab, und hält ihre eignen religiösen Zusammenkünfte. Diese sind die eigentlichen Separatisten. Die dritte wohnt dem öffentlichen Gottesdienste und der Abendmahlsfeyer der übrigen Gemeindemitglieder bey, je nachdem der Prediger nach ihrem Geschmack ist, hält aber ihre Erbauungsstunden noch besonders. An und für sich dürfte man ihnen das Recht wohl zugestehen, Religionsübungen nach ihren Bedürfnissen und Ueberzeugungen zu halten; denn Menschen haben hierüber nicht zu richten. Will jemand für sich oder mit seiner Familie, die zusammen eine Person ausmachen, Andachtsübungen halten, wozu er die abentheuerlichsten Gesänge wählt,

über die Apokalypse delirirt, Stellen voll Salbung aus Wilhelm Petersens Prophezeihungen, oder Johann Werners Nächtlichen Visionen vorliest, und auf den Geist darin aufmerksam macht; wer will ihm das wehren? Er hat das Recht dazu. Aber wenn mehrere aus verschiedenen Familien im Stillen zusammenschleichen und sich auf diese Weise erbauen; so kann ihnen solches verwehrt werden. Der Staat muß wissen, was Gesellschaften, die zu einem Religionskultus sich vereinigen, lehren und bekennen, und was sie überhaupt dabey vornehmen. Er kann sich ja nicht darauf verlassen, ob, unter dem Vorwande der Erbauung, nicht ganz andere Dinge gethan oder besprochen werden, die dem Staate gefährlich seyn könnten. Wollen die Vereinten es ihm anzeigen, und um Erlaubniß zu ihren Zusammenkünften ansuchen, und der Staat will es ihnen erlauben, so steht es ihnen auch frey, sie zu halten; dann ist aber dieser Sektenkultus etwas öffentliches, und steht unter dem Schutze der Obrigkeit so gut, als der allgemein eingeführte protestantische, er mag von ordinirten Predigern, oder Handwerksleuten, besorgt werden. Daß eine Gesellschaft solcher Menschen das Salz der christlichen Kirche werden dürfte, hofft unstreitig niemand, außer wer selbst Neigung dazu empfände. Erfähret also der Prediger, daß förmliche Konventikula dieser Art in Privathäusern gehalten werden; so ist er, als Unterthan der Obrigkeit, verbunden, bey der Behörde es anzuzeigen. Freylich hält es schwer, die eigentliche

speciem facti herauszubringen, und die Obrigkeit findet es zuweilen, aus Gründen der Klugheit, beſſer, es nicht wiſſen zu wollen, als, durch Anwendung von Gewalt, die Sache vor ihr Tribunal zu ziehen. Die Schwärmer halten ſich dann für eine Ecclesia pressa; und eine Geſellſchaft der Art iſt überaus geneigt, das Märtyrerthum zu erkämpfen. Es iſt eine alte Erfahrung, daß wider Schwärmerey die Gewalt gerade am wenigſten hilft.

Als einſt ein Schwärmer aus Griechenland, im Jahre 556. nach Erbauung Roms, gewiſſe bacchiſche Orgien, ohne den Willen des Senats und des Volks, nach Rom gebracht hatte, ſo fanden ſich eine Menge Enthuſiaſten, die ſich in einem verborgenen Schlupfwinkel der Stadt dazu verſammelten. Die unnatürlichſten Laſter wurden dabey begangen. *) So ſtark auch der Abſcheu war, den die rechtſchaffenſten Männer in Rom dagegen empfanden; ſo ließ der Senat doch nur eine gelinde Verordnung dawider ergehen, weil er meinte, daß Gewalt gegen Schwärmerey wenig ausrichten würde. Endlich, da das Unweſen zu frech wurde, ſah er ſich genöthigt, geſchärftere Maßregeln zu ergreifen. **)

Daß in manchen Konventikeln auch wohl Dinge der Art vorgehen mögen, iſt nicht zu bezweifeln.

*) Dieß beſchreibt Livius ausführlich. L. XXXIX. c. 10. seqq.

**) Ut quaestio de his habeatur, qui coissent conjurassentve quo stuprum flagitiumve inferrent. Livius l. l. c. 14.

Als im Jahre 1783 ein, durch die Berlinische Monatsschrift nachher bekannt gewordner, Schwärmer, Jacob Rosenfeld, sich für einen Propheten ausgab, die Apokalypse erklärte, in verschiedenen Brandenburgischen Provinzen Zusammenkünfte hielt, und einen großen Anhang sich erwarb; so hatte dieses Thier, außer der Befriedigung anderer Leidenschaften, auch sieben unbescholtene Mädchen gemißbraucht. Das höchste Justizkollegium verdammte ihn auch Zeitlebens zur Baustrafe; aber der, sonst tolerante, König Friedrich setzte bey diesem Propheten, vor dessen Abreise nach Spandau, noch den Staubbesen hinzu.

Es mag seyn, daß es in verschiedenen geheimen Zusammenkünften ganz ehrbar zugeht; aber ein Recht auf Duldung haben sie, wie ich zuvor schon gesagt habe, deßhalb nicht, weil es wider die Grundsätze eines wohleingerichteten Staats ist. Die Obrigkeit kann und will nicht allemal Gewalt brauchen; aber der Prediger, der mit Eifer für die Angelegenheit der Religion, für wahre Aufklärung und moralische Veredlung der ihm anvertrauten Gemeinde sein Amt zu verwalten sucht, verliert viel darunter, und leider! kann er nur wenig dagegen ausrichten. Die Menschen machen Proselyten; und wie könnte ihm dieses gleichgültig seyn? Schwärmerey und Mysticismus ist, wie Shaftesbury sagt, „ansteckender als der Schnupfen.“ Predigt er dagegen; je deutlicher, klärer, anwendbarer auf

das Leben sein Vortrag ist, desto weniger behagt er ihnen, weil die mystische Salbung, die Tändeley mit frommen Gefühlen, eine prägnante Bußsprache, die mit der Besserung nichts zu thun haben mag, vermißt wird. Die frommen Seelen, die alles von der ergreifenden und durchbrechenden Gnade erwarten, was sie selbst thun sollten, auser ihrem kleinen gefälligen Himmelswege von fünf Worten, „Gott sey mir Sünder gnädig," nicht gern etwas mehr mögen gelten, und die Licenz ihres Glaubens durch keine verdrießliche Moral wollen einschränken lassen, verlästern gerade den Prediger am unverschämtesten, der dem Geiste des Christenthums am gemäßesten lehrt. Giebt es in seiner Gemeinde Separatisten, die von allem öffentlichen Gottesdienste sich ausschließen, und ihre Privatzusammenkünfte halten; er muß sie befragen, weßhalb sie sich absondern, und an die höhere Instanz deßhalb berichten. Manche sind ziemlich gutmüthige Menschen, die vom öffentlichen Kultus sich auch nicht absondern, aber verworrene Köpfe, die in ihren Konventikeln geistliche Erfahrungen einander mittheilen, Wundergaben erwarten, die Welt, die so tief im Argen liegt, beseufzen und betrauern, durch ihre Fürbitten die Strafgerichte Gottes, die sie schon kommen sehen, aus christlicher Liebe zurück halten, aber endlich, von Weissagen und Bußkampf ermüdet, doch auch bey einer hübschen Abendmahlzeit sichs recht wohl seyn lassen, und unten stehende Worte Luthers bey ihren brüderlichen Erholungen etwas weiter ausdeh-

nen, als es Luthers Meinung war. *) „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Dieß ist die unwandelbare Regel, nach welcher alle Frömmlinge zu beurtheilen sind. Diese muß auch der Prediger in seinen Vorträgen geltend machen. Eifern und Poltern gegen diese Menschen bleibt ohne Wirkung für sie selbst, und erreicht auch bey andern den Zweck nicht, den man beabsichtet. Aber sagen wird es der Prediger öfters müssen, daß wenn jenes Heiligthun, jenes pharisäische Beten, jenes Bußseufzen, jenes Klagen über den Geist der Welt und ihren Unglauben, nur das bleibt, was es an sich selbst ist; wenn jene preiswürdigen Frommen, die Gott danken, daß sie nicht sind wie andere, nicht gerechter, nicht duldsamer, nicht gemeinnütziger leben, als ihre Mitbrüder; wenn vielmehr allenthalben ein grober geistlicher Stolz hinter ihrer Larve dem Menschenkenner hervorschimmert; wenn sie mit heiliger Miene betrügen und bevortheilen; leichtsinnig borgen, was sie nimmermehr bezahlen; wenn sie in ihre Reden voll Salbung geflissentlich Verläumdungen und Zungengift gegen Andere einfließen lassen; wenn ihr thatenleerer Glaube die disparatesten Dinge des Betens und Betrinkens und anderer Ausschweifungen zu vereinigen weiß; so liegt es klar genug

*) „Freude mit guten frommen Leuten in Gottesfurcht, Zucht und Ehre, obgleich ein Wort oder Zötlein zu viel ist, gefällt Gott wohl.“ Luthers Trostschreiben an eine fürstliche Person in geistlichen und leiblichen Anfechtungen. To. VI. Jen. 1557. fol.

am Tage, daß die Distel keine Feige, und der Dornenstrauch keine Weintraube hervorbringen kann. Die Sache auf diese Art behandelt wird vielleicht andere von der Heuchelen zurückhalten, gesetzt auch, was gemeiniglich der Fall ist, daß jene Schleicher selbst von ihrem Wege nicht abgehen. Der Prediger lasse sich nur nicht irre machen. Diese Jünger werden zwar immer auf seine Worte lauern, werden ihn verleumden, die elendesten Ausstellungen an seinen Vorträgen machen; aber er gehe ruhig seinen Weg; verwalte sein Amt mit Gewissenhaftigkeit; er suche selbst auch auszuüben, was er lehrt; und die gute Sache wird immer die Oberhand behalten. Warum sind manche Prediger so zweydeutig? Warum schleichen sie selbst, Abends im Dunkeln, in solche Zusammenkünfte, die doch in andern Gesellschaften, wo die Frivolität den Ton angiebt, ganz etwas anders zu thun wissen? Pfuy! der Schande solcher Janusköpfe, die eigentlich weniger als nichts sind, weil sie, aus Charakterlosigkeit, aus Gewinn- oder Gefallsucht, mancherley zu seyn versuchen!

Ein und zwanzigster Brief.

Sie klagen, m. Fr., daß noch kein bestimmter Lektionsplan für die Dorfschulen gedruckt vorhanden sey; und ich halte es für sehr gut, daß sie keinen haben. An der Schulordnung, die Sie besitzen, wiewohl sie in verschiedenen Punkten Abänderungen erleiden sollte, ist es genug. Weitläuftige Schulpläne für ein ganzes Land, zumal wenn sie durch den Druck öffentliche Autorität erhalten haben, sind nicht nützlich. Wie kann dabey auf eine Menge Lokalverhältnisse, die nach der Mehrheit der Gemeinden so verschieden sind, gehörig Rücksicht genommen werden? Und ist der Schulplan nicht, was er seyn sollte; ist er einmal gedruckt und publicirt; dann währt es lange, ehe er wieder abgeändert werden kann. Ich will mich bestimmter hierüber erklären.

In der Schulordnung, auf welche ich hindeute, ist nichts von besonderer Methode vorgeschrieben. Im Allgemeinen ist nur gesagt, daß Religionsunterricht nach dem Landeskatechismus gelehrt, Rechnen und Schreiben getrieben werden soll. Sie handelt außerdem nur im Allgemeinen von Disciplin, von halbjährigem Schulexamen, bestimmt das Schulgeld, wie lange Kinder die öffentliche Schule

besuchen sollen u. d. m. Es ist sehr gut, daß von der höchsten Behörde nicht mehr, ich meine im kleinern Detail, vorgeschrieben ist. Dem unfähigen Schullehrer hilft das beynahe gar nichts; und der geschicktere wird weniger beschränkt, um nach seinen Lokalverhältnissen, und den Bedürfnissen der Gemeinde, zu wirken, wie er glaubt, daß es am meisten nutzen werde. Wird von der höchsten Behörde, gesetzt auch die Mitglieder gingen noch so bedächtig und prüfend dabey zu Werke, die Methode zu genau angegeben, die A. B. C. und Lesebücher würden noch so bestimmt vorgeschrieben, die Lehrgegenstände, außer dem Christenthume, noch so genau angegeben; es würde, in der besten Absicht zu nutzen, gerade durch diese Genauigkeit und mandatmäßige Schärfe, das Gute mehr gehindert, als befördert werden. Niemand, der nur einige Neigung zu einer freyen Wirksamkeit in seinem Stande empfindet, mag sich so beschränken lassen, daß er sich von keiner Seite zwanglos bewegen könne. Die Folge davon ist, daß solche ängstlich detaillirte Vorschriften selten gehalten werden. Auch der Eifer vieler Prediger, für die Schule zu arbeiten, wird geschwächt, wenn sie nichts weiter thun dürfen, als über den Schulmeister zu wachen, daß er die vorgeschriebene Norm befolge, und sie sich selbst, oft ganz wider ihre Einsichten, streng darnach richten. Meines Erachtens ist es immer am besten, es wird geboten: daß die Jugend im Christenthume, im Rechnen, Schreiben und Choralsingen so vollkom-

men, als möglich, unterrichtet werde, und, was von Zeit noch übrig bleibt, auf solche gemeinnützige Kenntnisse verwendet werde, wodurch die Jugend im Nachdenken geübt, vom Aberglauben befreyt, und für ihr künftiges häusliches Leben verständiger gemacht werde. Dieß wird nun der Prediger, nach der Beschaffenheit seiner Gemeinde, und den Kenntnissen und Fähigkeiten seines Schulmeisters, am richtigsten bestimmen können. Religionsunterricht, Rechnen und Schreiben bleibt, wie sichs von selbst versteht, jederzeit für das Landvolk die Hauptsache. Daß dieser Unterricht kein Gedächtnißwerk bleiben müsse, brauche ich nicht zu erinnern. Wie elend hierin so viele Schulen noch beschaffen sind, ist mehr als zu bekannt. Aber das Auswendiglernen von Sprüchen, von einigen Liedern, selbst von Stücken aus Evangelien, von den zehen Gebothen u. d. m., vorausgesetzt, daß alles erklärt wird, muß, meines Erachtens, durchaus in gehöriger Maße beybehalten werden. Es ist unbedingt nothwendig, daß in jungen Jahren das Gedächtniß etwas aufnehme, was der Verstand in der Folge verarbeiten kann; besonders gut, daß der gemeine Mann bey dem Religionsunterrichte etwas auswendig lerne und dem Gedächtnisse fest einpräge, weil er, nach Entlassung aus der Schule, unter der Menge seiner Geschäfte nichts weiter hinzulernt, mithin durch dieses Auswendiglernen bey vielen einer sichtbaren Verwilderung in der Folge vorgebeugt wird. Es ist auch darum gut, damit die Gedächtnißkraft, die doch jeder

im ganzen Leben so nöthig hat, geübt, und durch Uebung gestärkt werde. Ein geübtes Gedächtniß befördert nachher in einer Menge Fällen die Geschäfte des Verstandes. Diejenigen Pädagogen, die mit dem Bauerjungen lieber frischweg räsonniren, oft über Dinge, wovon er nichts versteht, und wovon er etwas zu wissen noch nicht nöthig hat, und jene Seelenkraft darüber vernachlässigen, erwerben sich kein Verdienst um ihn.

Doch ich sehe, daß ich einen Einwurf beantworten muß.

Ich gedachte zuvor der zehen Gebote, und empfahl sie sogar zum Auswendiglernen. Mancher wird dieses altväterisch finden, und erinnern, „daß wir ja keine Juden mehr wären; daß der Dekalogus, als solcher, uns Christen nicht verbinde; daß wir vielmehr diese Vorschriften aus der Lehre Jesu und seiner Apostel schöpfen sollen.“ Alles mehr als zu bekannt. Aber wenn nun selbst jene gesetzgebende Sprache etwas Eindringliches für das junge Gemüth hätte? „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren;“ „Du sollst nicht stehlen;“ „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden u. s. w.“ Man sage es doch einmal kürzer und nachdrücklicher! Kommt man nicht im gemeinen Leben bey der Argumentation mit einem Diebe vom gemeinen Pöbel mit jenem, „Du sollst nicht stehlen,“ immer kürzer und treffender zum Zweck, als mit allem, was man aus der Lehre Jesu darüber sagen könnte?

Dieſes ſteht in der Schrift, und jenes auch; und was kann es bey einem Geſetze, welches die Vernunft ſchon anbefiehlt, zu ſeiner Gültigkeit beytragen, ob Moſes, Chriſtus, oder ein Apoſtel, es eingeſchärft hat? Uebrigens ſind dieſe Gebote gleichſam zehen Rubriken, unter welche der gemeine Mann eine Menge moraliſcher Vorſchriften bringen kann. Es kommt für ihn weniger darauf an, ob er das Verbot des Neides unter die Rubrik des fünften im Dekalogus — wohin es freylich nicht gehört — mit befaßt, als darauf, daß er ſichs einprägt, und zur rechten Zeit ſich daran erinnert. Das Gebot „Du ſollſt nicht ehebrechen" heißt bekanntermaßen nichts weiter, als was es heißt, und von unehrbaren Reden, leichtfertiger Kleidung, und was mancher alte Katechismus hineingezwängt hat, iſt darin ſo wenig die Rede, als von Defraudation einer öffentlichen Kaſſe. Aber wenn ſich nun der Bauer durch Verbindung der Ideen, bey jener Rubrik, an jene Verbote der Sittenlehre deſto leichter erinnert? Die Erfahrung beweißt ja doch, daß es geſchieht! Je weniger man Hauptrubriken im Betreff der Sittenlehre für den gemeinen Mann entwerfen kann, in welche die beſondern Pflichten hineingebracht, meinetwegen auch hineingezwängt werden, deſto beſſer iſt es für ihn.

„Aber ſoll denn dieſe fehlerhafte Methode immer bleiben?" Das iſt meine Meinung eben nicht. Ich wollte nur zeigen, daß man nicht zu heftig auf

ſie hineinſtürmen ſoll, ehe man ſicher iſt, daß beyder, an ſich beſſern, der Bauer für ſeine Faſſungskraft auch mehr gewinnt. Jedoch warum ſollte er nicht gewinnen? Es hindert an und für ſich durchaus nichts, ihm die Sittenlehre des Chriſtenthums in einer lichtvollen Ordnung vorzutragen — die zehen Gebote mag er immer lernen! — ſeinem Verſtande ſo wohl, als ſeinem Herzen nahe zu legen. Es geſchieht ja auch in verſchiedenen Landſchulen ſchon mit gutem Erfolg. Es kommt hier alles darauf an, wie der Schullehrer beſchaffen iſt. Iſt es ein Mann, der ſeit zwanzig, dreyßig Jahren, nach der alten Methode des gangbaren Katechism zu Werke gegangen, und die Sittenlehre nach dem Kompendium der zehen Gebote gelehrt, auch wohl irgend ein Buch zur Erklärung dieſes Katechism ſich angeſchafft und daraus ſeine Unterrichtsmaterialien geſchöpft hat; ſo iſt nicht leicht zu erwarten, daß er mehr nutzen werde, wenn er von ſeinem Prediger angewieſen wird, etwan nach dem bekannten Lehrbuche des würdigen Roſenmüller zu unterrichten. Ich könnte Beyſpiele anführen, wie dieſer Verſuch hier und da fehlgeſchlagen iſt.

Die Klage, daß wir keine geſchickten Schulmeiſter haben, die, nach einiger Vorbereitung, über jedes Lehrbuch nützlich unterrichten könnten, iſt gegründet genug, hilft aber dem Mangel noch nicht ab. Hat alſo der Prediger einen Schulmeiſter, der über ein beſſeres Lehrbuch zu unterrichten keine Ge-

ſchicklichkeit beſäße — Beyſpiele der Art giebt es ja in Menge — ſo wird es gerathener ſeyn, der Lehrer unterrichtet nach dem, woran er ſich bisher gewöhnt hat, und lehrt die Moral nach den zehen Geboten, worin er einmal routinirt iſt, als daß er nach einem zweckmäßigern Leitfaden, am Ende doch aus Unvermögen nichts ſagt. Der Zuſtand der Dinge iſt einmal ſo beſchaffen, daß, wenn das poſitiv Gute nicht auszuführen iſt, wir an dem relativen verſuchen müſſen, ſo viel in unſern Kräften ſteht.

Es ergiebt ſich ſchon hieraus, daß ein allgemeiner Schulplan nichts nutzen würde, weil die Subjecte unter den Schullehrern ſo ſehr verſchieden ſind. Noch kann in Churſachſen der Mann, der nur zu bewundern, kaum, oder gar nicht nachzuahmen iſt, ich meine den ehrwürdigen Dinter, nicht ſo viel vorbereitete Schullehrer bilden, als das Land bedarf. Bis dahin muß man mit allgemeinen Schulplanen Anſtand nehmen. Noch kann der ſo viel umfaſſende Geiſt des von mir ewig verehrten Reinhards nicht allenthalben heilen, wo er es gern möchte; der Hinderniſſe ſind zu viel, als daß ſie ſich ſo bald beſeitigen ließen — und in andern Ländern finden ſich deren faſt noch mehrere. — Einſt wenn die größere Zahl der Schullehrer aus lauter brauchbaren Männern beſteht, dann mache man Anſtalt zu größern, und erweiterten Schulplanen. Aber auch dann würde ich beſcheiden, als ein Menſch,

dessen Stimme nur wenig in Betracht kommen kann, machen, jedem verständigen Prediger es zu überlassen, wie er den Schulplan bey seiner Gemeinde einrichten wolle. Die Superintendenten mögen Berichte einholen; aber nicht eigenmächtig darüber entscheiden; guten Rath ertheilen mögen sie; aber auch die Gegenerinnerungen des Predigers, der sein Local besser, als sie, kennen muß, mit kalter Unpartheylichkeit hören.

Wird in einer Landschule ein nutzbarer Religionsunterricht gegeben, und Rechnen und Schreiben fleißig getrieben; so kann, muß man, da die Hauptsache geschieht, zufrieden seyn. Zu so genannten Verstandesübungen brauchen keine besondere Lehrstunden ausgesetzt zu werden. Der Verstand der Jugend wird geübt genug, wenn er bey dem, was sie lernt, gehörig beschäftigt, wenn Begriffe faßlich entwickelt werden, und der Verstand immer gleichmäßig mit andern Seelenkräften zu arbeiten genöthigt wird. Eins und das andere aus der Erdbeschreibung wird auch vom Bauer nützlich seyn; denn es ist unglaublich, wie unwissend eine Menge Menschen hierin zu seyn pflegen. Gesetzt, der Bauerknabe lernt nur im Allgemeinen, wie viel es Welttheile giebt, welches die vornehmsten Reiche, die Flüsse und Hauptstädte in denselben sind, auch was etwan darin gebaut und fabricirt wird; so ist das für ihn Erdbeschreibung genug. Der gemeine Mann liest doch Zeitungen, wenigstens ist es nützlich für

ihn,

ihn, wenn es geschieht; und wie übel ist er dran, wenn er Engländer und Russen vielleicht in einem Lande zusammen lebend denkt? Jedoch, ist der Schulmeister hierin selbst ganz unwissend, und deren giebt es ja, was soll da die Zeit mit Erdbeschreibung verdorben werden? Der Bauer, meint man, soll auch etwas von vaterländischer Geschichte wissen. Recht gut. Aber weiß denn der Schulmeister in der Regel selbst welche? Oder auch der Herr Pastor? Man sagt, es gebe deren, die es wohl bleiben lassen müßten zu sagen, durch welches politische Ereigniß die Ernestinische und Albertinische Linie entstanden sey. Ich habe, mehr als einmal, Amtswegen, einer Lehrstunde der Art beygewohnt, wo der Schulhalter einige Histörchen von Ludwig dem Springer, Landgrafen in Thüringen, der Jugend abfragte. Es waren Fragmente von Geschichtchen, die nicht einmal historisch richtig waren; aber woher sollte der ehrliche Schulhalter das wissen? Die Knaben mochten auch Wunder! denken, was der Springer für ein seltsamer Herr gewesen sey. Was nützt nun sogenannte vaterländische Geschichte von diesem Schlage? Wäre es nicht einerley, ob der Schulmeister den Jungen etwas vom Nordhäuser Wahrzeichen, oder vom großen Christoph erzählte? Weder dieses, noch jenes, macht sie eigentlich klüger, und für den Kreis ihres Lebens brauchbaren. Man will — und das klingt schön — Patriotismus durch die vaterländische Geschichte hervorbringen, unterhalten. Daß sie dieses bewirken könne, glaube ich

gern. Aber wie viel gehört dazu, um jenen Zweck zu erreichen? Wie viel muß da vom Zustande des Landes, von dessen Verhältnisse zu andern Staaten, von Gesetzen und mehrern Dingen gesagt werden, ehe eine patriotische Theilnehmung erweckt werden kann? Es muß schon eine Art pragmatischer Geist in der Geschichte herrschen, wenn sie die Vaterlandsliebe beleben soll. Was von den Schulmeistern hierin zu erwarten sey, brauche ich kaum zu erinnern, und es können sehr nützliche Schullehrer seyn, die hiervon dennoch wenig oder nichts wissen.

Auch Gesundheitslehre soll der Schulmeister vortragen. Er mag das gelegentlich thun, wenn er etwas davon zu sagen weiß, mag vor Wunderkuren der Charletane und anderem Unfug, der von Bauern in Krankheiten begangen wird, warnen; aber besondern diätetischen und medicinischen Unterricht zu geben, das sollte ihm niemand zumuthen, erstlich, aus dem ganz natürlichen Grunde, weil sein Unterricht doch nichts weiter, als bloße Stümperey seyn kann; und die schadet hier mehr, als sie nutzt. Fausts Gesundheitskatechismus ist freylich schon in mehrern Schulen ein Lesebuch geworden. Es wäre besser, man verstieße ihn wieder. Die darin enthaltenen Grundsätze sind einseitig. Was in gewissen Rücksichten schädlich ist, und werden kann, wird unbedingt, als schädlich verworfen, z. B. Fleisch, Bier, Branntewein, Tabak, Federbetten u. d. m. Es würde am Ende wenig mehr übrig

bleiben, als Wasser und Brot, und etwan eine Matratze mit Stroh oder Heckerling gefüllt. Alles was darin gesagt ist, wird den gemeinen Mann auf den ersten Blick befremden; er wird jene Verbote abentheuerlich finden, auch denen keinen Glauben beymessen, die sehr richtig sind. Daß die heranwachsende Jugend in der Folge sich darnach richten sollte, ist eben so wenig zu erwarten. Auch ist das ganze Büchlein zu diffus eingerichtet, als daß es als Schulbuch zu gebrauchen wäre. Wie sonderbar z. B. bey Gelegenheit der Zahndiät auf Hunters treatise on the teeth *) hinzuweisen. Das Werk des Engländers soll ohne Zweifel der Schulmeister nachlesen?

Naturlehre soll er ebenfalls vortragen. Kann er gelegentlich den Bauerknaben etwas von Entstehung der Gewitter, von den Eigenschaften der Luft und ähnlichen Dingen sagen; so thue er es: es wird nützlich seyn. Jedoch dem Schulmeister besondere Stunden über diese Wissenschaft aufgeben, da in der Regel wohl curta supellex bey ihm hierin seyn muß, heißt ihn und die Lehrlinge um die Zeit bringen. „Aber es ist doch bedauernswürdig, daß wir keine Schulmeister haben, die das alles leisten könnten. Warum sorgt man nicht dafür?" Ganz recht; für funfzig Thaler, die mancher Schulmeister in einem Jahre einzunehmen hat, es könnte auch wohl noch etwas daran fehlen, läßt

*) Abhandlung über die Zähne.

ſich ſchon ein Mann erwarten, der etwas mehr wiſſen muß, als vier Fakultäten zuſammen.

Was die Naturgeſchichte anlangt, darüber habe ich ſchon in dem erſten Bande dieſer Briefe kurz meine Gedanken geäußert. Was ſoll ſie dem Landmann? Diejenigen Kräuter und Gewächſe, welche in ſeiner Gegend einheimiſch ſind, Pflege und ökonomiſchen Nutzen derſelben lernt der Bauerknabe von ſeinen Aeltern beſſer, als er es in der Schule begreifen wird. Was die Naturgeſchichte der Hausthiere, ihre Abwartung und Behandlung anlangt, lernt er ebenfalls aus der Erfahrung richtiger, als der Schulmeiſter es ihm ſagen könnte. Was kann es ihm nutzen, wenn ihn der Lehrer etwan mit Raupen und Schmetterlingen bekannt macht, oder ihm etwas von Elephanten und Nilpferden erzählt? Der Geiſt des Räſonnements wird dadurch nicht geweckt. Als Baſedow und deſſen Anhänger das Erziehungsweſen auf einmal revolutioniren wollten; ſo ſollte die Naturgeſchichte, bey der zu hoffenden Palingeneſie unſers Geſchlechts, die meiſten Wunder thun. Wir bekamen Büchlein zum Unterrichte in der Naturgeſchichte, kindiſch geſchwätzig, und geſchwätzig kindiſch. In allen Familien, die vor der gemeinen Volksklaſſe ſich auszeichnen wollten, mußte nun Naturgeſchichte gelehrt werden. Die Hauslehrer ſollten hier recht thätig ſeyn. Sie waren es; und wie viel ſchöne Käfer- und Schmetterlingsſammlun-

gen wurden von den lieben Kleinen unter der Leitung ihrer Anführer nicht zusammengetragen? Viele Jahre hindurch setzte man diese Methode fort; aber sind die jungen Leute, mit denen auf diese Weise gespielt wurde, klüger, selbstdenkender, beharrlicher bey ihren Geschäften dadurch geworden? Die Naturgeschichte hat wohl bisher am wenigsten zur Kultur der Jugend beygetragen. Man will überdieß einen sehr hohen Zweck dadurch erreichen. Sie soll zur Verehrung des Schöpfers führen. Dieß leistet sie, wie sie in Trivial- und Dorfschulen vorgetragen wird, und hier gelehrt werden kann, durchaus nicht. Der Philosoph kann sie freylich brauchen, in so fern er sie bey den teleologischen Beweisen in der natürlichen Theologie mit zu Hülfe nimmt, und den daher entlehnten Ideen eine Stellung darin giebt, wie es z. B. Reimarus in seinem bekannten Werke gethan hat. So zu verfahren ist für eine gemeine Schule theils nicht nöthig, theils wäre es eine Zumuthung, die die Kräfte der Lehrer überstiege. Es ist zwar an dem, das Kunstvolle in den Naturprodukten kann an die Allmacht und Weisheit des Schöpfers erinnern. Dahin den Lehrling zu führen, müssen besondere Augenblicke der Verwunderung oder des Erstaunens über ein Naturprodukt benutzt werden, und diese Art hoher Andacht, wenn ich ihr diesen Namen geben darf, kann einen trefflichen Einfluß auf die moralische Stimmung des Menschen haben. Die frühern flatterhaften Kinderjahre sind selten diejenigen, wo solche

Gedanken und Empfindungen in der Seele hervorgebracht werden könnten. Fände sich auch eins und das andere, schon reifere, Kind dessen fähig, so ist es doch nicht die Menge, mit welcher der Lehrer hier zu thun hat. Will oder soll nun der Schulhalter auf jenen teleologischen Zweck bey seiner Klasse hinarbeiten, wie wird dieses Geschäft gelingen? Er wird, wenn er von Raupen, Schmetterlingen, Vögeln oder Säugthieren etwas triviales gesagt hat, immer das Epiphonem hinzu setzen: „Seht, wie weise und mächtig unser Herr Gott ist!" Gewiß eine elende Ascetik, wobey Verstand und Gefühl unbeschäftigt bleiben! Jedoch diejenigen Schulmeister, welche die Sache so behandeln, wie ich eben angedeutet habe, sind drum noch nicht die schlechtesten. Ich habe Stunden beygewohnt, wo weit ungeschicktere auf diesem Paradepferde ihre Touren machen wollten; und was geschah? Sie sagten den Schulkindern, daß die Kühe Gras, und die Pferde Hafer fressen; daß man das Obst frisch genießen, aber auch im Backofen und an der Sonne welken könne; daß die Mäuse in der Wirthschaft keine guten Dienste thun; daß man sie wegfangen, auch auf fleißige Katzen im Hause halten müsse u. d. m. Diese Fragen beantworteten die Kinder freylich recht gut; und nun hieß es, sie lernten Naturgeschichte; gleichsam als wenn man mit Gewalt darauf ausginge, die Zeit zu tödten!

„Es ist aber traurig, wird mancher einwenden, daß wir keine Schulmeister haben, die Dinge der

Art beſſer lehren könnten; ſie ſollten das!" Meines Erachtens iſt der Verluſt ſo groß nicht. Das Studium der Naturgeſchichte, wenn etwas namhaftes darin gethan werden ſoll, ſetzt Köpfe voraus, die durch eine eigne Richtung ihres Genies dazu angetrieben werden. Einen allgemeinen Reitz hat es nicht. Beyläufige Ideen davon kann ſich jeder erwerben; er darf nur eins und das andere Buch in dieſem Fache leſen. Aber zum eigentlichen Studium gehört ein großer Aufwand von Zeit, und ſyſtematiſche Behandlung. Dazu ſind nur wenige geneigt, brauchen es auch nicht zu ſeyn. Es kann alſo jemand ein trefflicher Schullehrer in dem Weſentlichen ſeines Berufs ſeyn, ohne daß er eigentliche Kenntniſſe in der Naturgeſchichte beſitzt. Gelegentliche Ideen, die man von etwas hat, kann man gelegentlich auch wieder anbringen; und beſitzt deren der Schulmeiſter einige aus der Naturgeſchichte, ſo kann er ſie zur Erläuterung bey dieſen und jenen Punkten ſeines Unterrichts anwenden. Aber beſondere Stunden hierüber zu halten, ſollte man ihm nicht anſinnen. Es bleibt nur Pfuſcherwerk, welches wenig oder nichts nutzt. Man ſchadet überhaupt einer Dorfſchule, oder vielmehr jeder öffentlichen Schule, wenn man die Lehrgegenſtände ſehr häuft. Beſſer Intenſion in weniger Dingen, als Extenſion und die nothwendig daher entſtehende Seichtigkeit in Vielerley. Bey dem Privatunterrichte von einigen Eleven läßt ſich allerdings mehr auf Extenſion hinarbeiten. Aber wie

ist das bey einer Menge z. B. von 150 Kindern, von ungleichem Alter, und ganz verschiedenen Fähigkeiten, möglich? Ein Theil soll buchstabiren, ein anderer lesen, ein Theil lernt erst die Anfangsgründe in der Religion, ein anderer ist schon weiter, einige fassen schnell, andere langsam, bey vielen braucht der Lehrer viel Zeit, um nur einige der leichtesten Begriffe von Religion klar zu machen, und er soll doch keins vernachlässigen! Wie viel Mühe kostet es, wenn die Menge nur deutlich und mit Accent lesen lernen soll? Wie viel Zeit geht drauf, um theils durch zweckmäßige Katechesationen, theils durch Wiederholung dessen, was gelehrt worden ist, die Jugend in den Lehren und Pflichten des Christenthums zu unterrichten, und zwar so, daß der Zögling frühzeitig die Wichtigkeit des recht- und guthandelns nicht allein einsehe, sondern auch zu empfinden anfange? Wie viel Zeit bedarf der Schullehrer zum Unterrichte im Schreiben und Rechnen? Die Anzahl der Schüler ist immer verschieden, und jeder hat Ansprüche auf Unterricht in dieser Art Kenntnissen. Sonach wird die meiste Zeit für die unumgänglich nothwendigen Dinge drauf gehen. Nur der kleinere Theil kann auf andere Gegenstände verwendet werden. Es ist unumgänglich nothwendig, es ist heilige Pflicht, für den Lehrer, zur Schwächung des Aberglaubens beyzutragen, so viel ihm nur möglich ist. Die Gelegenheiten müssen benutzt werden, und sie bieten sich bey diesen und jenen Punkten des Religionsunterrichts von selbst

dar. Hier mache er also Abschweifungen, und lehre, was nöthig und nützlich ist.

Aus dem allbereits Gesagten wird man gesehen haben, daß ich wenigstens — irre ich, so lasse ich mich gern eines bessern belehren — für allgemeine weit ausgedehnte Schulpläne nicht stimme. Jeder Prediger untersuche sein Lokale, prüfe die Kenntnisse und Talente seines Schulmeisters, und danach nehme er bey seiner Landschule die Maßregeln. Kann der Lehrer von Erdbeschreibung und andern gemeinnützigen Kenntnissen etwas brauchbares vortragen; so mag er mit diesem Pfunde, ohne Nachtheil des unumgänglich Nothwendigen, wuchern. Je mehr er dann hierin leistet, desto besser. Aber der Prediger sinne dem Schulmeister nichts an, wovon er eigentlich nichts versteht, z. B. Naturgeschichte, oder andere Dinge, über deren Anfangsgründe man dem Lehrer erst selbst Unterricht geben sollte. Die Schule würde freylich, in den Augen mancher Kurzsichtigen, etwas zu seyn scheinen; und was würde sie seyn? Die Lernenden sind nie schlimmer dran, als wenn der Lehrer in den Dingen, worüber er unterrichtet, entweder unwissend ist, oder wovon er nur einige dürftige und verworrene Begriffe aufgelesen hat. Ich würde den Beweis hierzu ausführlich darlegen, wenn ich fürchtete, daß Männer von Einsicht und Erfahrung anderer Meinung seyn könnten. Wie mancher Prediger hat seine Landschule verpfuscht, daß er allotria einführte, die noch dazu

elend genug vom Schullehrer behandelt wurden! Da soll immer sokratisirt werden! Vortrefflich, wenn man es kann, und die Methode gerade bey dem vorkommenden Gegenstande anwendbar ist! Sie ist es aber nicht allenthalben. Die Herren, die vielleicht um eine empirische Aufgabe, die die gemeinste Krautfrau in drey Worten lösen könnte, in großen Spirallinien Stunden lang herum sokratisiren, sollten sich um das Wesentliche dieser Methode erst etwas besser bekümmern. Aber sie wird angewendet, bey Gegenständen, wo Sokrates und seine Schüler gewiß recht sehr den Kopf geschüttelt hätten, wenn sie der Art Unfug, unter ihrer Aegide, würden haben begehen sehen. Doch hiervon ist eigentlich die Rede nicht.

Noch eines Punkts muß ich hier gedenken: Er betrifft die sogenannten Katecheten, deren es mehrere auf verschiedenen Dörfern, zumal in Churſachsen, giebt.

Diese machen eine elende Menschenklasse, sowohl im Betreff ihrer Subsistenz, als ihrer Nutzbarkeit, aus. Eingepfarrte Dörfer, die ihre Kinder in das Pfarrdorf zu schicken, gehalten sind, finden es zuweilen unbequem, auch wohl nachtheilig für die Gesundheit der Kleinen, sie im Winterhalbjahre dahin gehen zu lassen. Die Gemeinden nehmen sich also einen Menschen zum Unterrichte, auf ihre Kosten, an, und vergüten dem Schulmeister, was er, an gesetzlich bestimmtem Schulgelde, dabey einbüßt. Dieß wird den Gemeinden gestattet. Ehedem nahmen sie

in Churſachſen ſolche fahrende Pädagogen an, und dankten ſie wieder ab, nach eignem Gefallen. Die guten Katecheten deſertirten mitunter auch freywillig, wenn ſie vor den Soldaten nicht ſicher zu ſeyn glaubten, liefen wohl, ſchlechter Streiche wegen, davon, wenn ſie von der Ortsobrigkeit in Anſpruch ſollten genommen werden. Etwan ſeit zehen Jahren erging ein Befehl an alle Superintendenten und Pfarrer, daß die ſogenannten Katecheten unter dem geiſtlichen Obergerichte ſtehen, bey erwieſener guten Aufführung von dem Soldatenſtande befreyt ſeyn, aber zuvor examinirt und privatim in ihr Aemtchen eingewieſen werden ſollten. Die Sache wurde dadurch ein wenig beſſer; aber auch nur ein wenig. Die Gemeinden behielten die Freyheit, dem Katecheten den Dienſt aufzuſagen, ſo bald ſein Jahr um war.

Daß dieſe Pädagogen in der Regel immer elende Menſchen ſeyn und bleiben müſſen, liegt in ihrer ganzen Verfaſſung. Sie bekommen äußerſt wenig; in einem kleinen Dörfchen oft nur zehen Thaler und freye Koſt, eine Woche bey dieſem Bauer, bey dem auch zugleich die Schulſtube iſt, die folgende, bey einem andern. Die Aufmunterung zum Fleiße ſpricht ſich hier ſelbſt aus. Aber die Prätendenten zu ſolchen Stellen ſind auch eines Ehrenlohns der Art in der Regel ganz würdig. Es ſind oft nur heraufgewachſene Bauerburſche, die vor den Soldaten ſich fürchten, oder lieber täglich vier Stunden Schule

halten, als daß sie den ganzen Tag über graben oder dreschen möchten, entlassene Schreiber aus dem Dienste ihrer Herrn, verlaufene Schüler, die ihrem Gymnasio keine Ehre machten, Schulmeistersöhne, die die Väter vom Brote los seyn wollen, und ähnliche primi Ramnenses. Der Nutzen, den sie stiften, ist leicht einzusehen. Meistentheils sind sie kläglich unwissend. Die Superintendenten examiniren sie zwar; aber was wollen sie thun, wenn die Gemeinde vorstellt, daß sie, bey harten Wintern, ihre Kinder, zumal die kleinern, auf kein fremdes Dorf schicken könne, und daß einiger Unterricht doch besser sey, als keiner? Gemeiniglich müssen die Gemeinden sich verpflichten, die erwachsenern Kinder dem Schulmeister im Pfarrdorfe zu übergeben, der dann mehr, als zu viel, nachholen muß, wenn sie, einige Jahre über, der Katechet unterrichtet hat.

Dieß ist bey weitem nicht alles. Die preßhafte Lage, in welcher diese Menschen sich befinden, ihre gänzliche Abhängigkeit von den Bauern, von denen sie, ohne Umstände eben so, als die Hirten, fortgeschickt werden können, so bald ihr Jahr um ist, macht sie im höchsten Grade niederträchtig. Sie leiden alles von den Magnaten in den Gemeinden, lassen sich zu Diensten gebrauchen, deren Anfinnen ein rechtlicher Mensch etwan mit einer Ohrfeige erwiedern dürfte, vielleicht um einen Krug Bier, oder ein Glas Branntewein, mit dem Herrn Gerichtsschöppen oder einem reichen Bauer umsonst zu trin-

ken, auch wohl von der Bauerfrau, in deren Hause er eben seinen wöchentlichen Aufenthalt hat, eine Tasse Kaffee, oder ein Stück geräuchertes Fleisch zum Frühstücke zu bekommen. Sucht er sich in dem Hause, wo er die Woche über sein katechetisches Hoflager hält, nicht möglichst beliebt zu machen; so hat er einen schlimmen Stand. Der Bauer läßt es ihm entgelten, und reicht ihm so magere Diäten, daß der geplagte Katechet zusammenfällt, wie ein Windhund, und bey dem nächsten Eintritte in dieses Haus, den besondern Geschmack seines gastfreyen Wirthes schon besser ausspähet.

Der Schade, den diese Menschen stiften, ist oft noch größer. Von den Verdiensten um den Unterricht spreche ich hier gar nicht. Es wäre unnütz, sie in das Licht zu setzen. Aber ihre Sitten sind gewöhnlich schlecht, und verschlimmern sich immer mehr; und welches Beyspiel für die Jugend, wenn unter andern der Bursche auf Kegelbahnen und andern Orten, wo er zuweilen frey gehalten wird, sich unter Knechten und Hirtenjungen herumtreibt? Denn, da er nicht auf dem Pfarrdorfe lebt, so kann der Prediger auch nicht die genaue Aufsicht über ihn führen, deren er so sehr bedarf. Das Meiste von seinen Sitten erfährt der Prediger immer nicht, wenn er auch fleißig sein eingepfarrtes Dorf besucht.

Da diese Menschen von Woche zu Woche mit ihrem Aufenthalte in den Häusern wechseln; so werden sie mit allen Familien genau bekannt, tragen

Zwey und zwanzigster Brief.

Sie empfangen, m. Fr., hiermit noch einen Brief, der einige zerstreute Bemerkungen über die Bauern enthält. In dem Anhange zu dem ersten Bande *) über das Verbauern der Landprediger habe ich auf einigen Blättern einen kurzen und flüchtigen Abriß von dem Wesentlichen in der Denk- und Empfindungsart dieser Menschenklasse zu geben versucht. Sie werden jene Bemerkungen unstreitig geprüft, und mit Ihren eignen Beobachtungen, die Sie bisher auf dem Lande anzustellen Gelegenheit hatten, verglichen haben. Ich füge noch zerstreute Züge von Denkungsart und Sitten der Bauern hinzu. Auf Ausführlichkeit machen sie keinen Anspruch. Vielleicht sind sie aber deßhalb nicht unnütz.

An dem genannten Orte habe ich erwähnt, daß das Denkvermögen des Bauers stumpf sey. Ohne Beziehung auf ökonomische Vortheile, oder Nachtheile, geht er aus dem Zustande der Indolenz nicht gern heraus, um frey über die Dinge, um und neben sich, zu reflektiren. Es folgt daraus, daß sein Verstand von frühen Jahren an mehr geübt wer-

*) S. 273. — S. 283.

werden, mithin der Unterricht ihn beſſer bilden ſollte. Viele Beherrſcher der Bauern halten es für zuträglicher, ſowohl für ihn ſelbſt, als für ihre beſondern Verhältniſſe, daß er der Geiſteskindheit ſo wenig, als möglich, entwachſe. „Was klüger werden ſollte, ſagt Jean Paul, ſieht ganz wie ein Menſch aus, z. B. der Bauer.“ *) Es iſt ärgerlich, daß eine Menge Geſchäftsmänner und praktiſche Juriſten, immer den Waidſpruch im Munde führen, daß die Aufklärung dem Bauer ſchädlich ſey; und warum? „Er überhebt ſich ſeines Standes, wird luxuriöſer.“ Es iſt nicht wahr, daß er darum ſeines Standes ſich überhübe, wenn er anfängt, auch als Menſch ſich zu fühlen. Oder darf er das nicht? Man beſitzt ſelbſt keinen richtigen Begriff von Aufklärung, wenn man ſich einbilden kann, daß ſie die Menſchen verſchlimmere. Und doch ſollte man denken, diejenigen, welche ſo phlegmatiſch und entſcheidend dieſes behaupten, hätten mit möglichſter philoſophiſchen Strenge darüber nachgedacht. „Der Bauer neigt ſich mehr zum Luxus, wenn er aus ſeinem Orang-Utangs-Zuſtande heraustritt.“ Es kann wohl ſeyn, wenn er menſchlicher wird, daß er auch aus ſeinem Schmutze ſich gern herauswinden möchte; und er verſucht es. Dieß iſt doch wohl kein Verbrechen? Will er, in Abſicht mancher Verfeinerungen des Lebens, etwas mehr genießen; ſo wird ihm im Allgemeinen kein anderes Mittel dazu übrig bleiben, als bey ſeiner Wirthſchaft auch mehr nachzudenken, und

*) Freyheitsbüchlein, S. 59.

thätiger zu seyn, als er vorher war, weil er sonst sein Leben in nichts zu verfeinern im Stande seyn würde. Ich kenne Gegenden, wo mancherley Luxus unter den Bauern herrscht; aber er nöthigt sie auch zu einem ausgezeichneten Fleiße. Sie gestehen selbst, daß sie ungleich mehr Früchte der Erde abgewinnen, als ihre Väter; und das wird hoffentlich niemand als etwas schädliches für das gemeine Beste ansehen. Eine Menge Menschen in Städten gewinnen dabey, wenn der Bauer im Stande ist, etwas aufgehen zu lassen. Daß jeder Genuß des Lebens auch übertrieben wird, beweißt nichts gegen die Sache selbst.

Ich rechne ferner zur Wesenheit der Bauern eine gewisse Stumpfheit des Empfindungsvermögens, Trägheit und Plumpheit, als eine natürliche Folge des Mangels an ästhetischer Bildung, wenig Theilnehmung an Vaterland und allgemeinem Besten, Selbstheit und Eigennutz. Ueber dieß alles habe ich mich im ersten Bande dieses Buchs schon weitläuftiger erklärt. Auch ist schon da bemerkt worden, daß Liebe und thierischer Reitz wenig bey ihm unterschieden sind. Er heirathet, ohne von ehelicher Glückseligkeit, im edlern Sinne des Ausdrucks, einen Begriff zu haben, sondern weil die Jahre bey ihm da sind, und er zu seiner Haus- und Feldwirthschaft den Beystand einer Frau nöthig hat. Die Kinder sind es, welche die Humanität stärker in ihm aufreitzen, und dann werden auch seine Gefühle gegen die Frau, im bessern Sinne, menschlicher.

Fängt er an, in der sinnlichen Liebe auszuschweifen, und kann sich zu einer solchen Zeit, unglücklicher Weise, seinen Stand durch Hülfe von Knechten oder Tagelöhnern bequem machen; so wird er in den Ausschweifungen ein Thier auf bestimmte Zeiten. Ich sage auf bestimmte Zeiten, weil er doch immer nur dem Triebe folgt, so lange ihn der Trieb beherrscht. Er ist auf eine andere Art ausschweifend, als viele unnütze Menschen in den sogenannten gebildetern Ständen, die den Trieb durch die Einbildungskraft immer erregen, ihm, wenn ich so sagen darf, keine Ruhe lassen, ob er sie gleich ihnen läßt. Dieß findet bey dem Bauer nicht statt, weil das Spiel der Einbildungskraft weit träger bey ihm ist. Der verfeinerte Wüstling unterhält solches durch seine eigne Thätigkeit und unregelmäßige Aufregung, durch Lektüre in schlüpfrigen Romanen, und ähnliche Dinge. Der Bauer ist hier weniger den Gefahren der Einbildungskraft ausgesetzt. Wäre dem nicht so, es würde die kraftvolle männliche Jugend in diesem Stande Verheerungen anrichten, die unbeschreiblich wären. Es wird zwar, bekannt muß es, in diesem Stücke viel von ihnen gesündigt; oder wenn nicht der Bauer genöthigt wäre, mit dem Wandsbecker Bothen zu reden, diesen Teufel so oft krumm und schief zu dreschen, und mit seiner Sense kahm zu hauen; wenn nicht seine träge Einbildungskraft die Begierden mehr in Ruhe ließe; so wäre es um die Wohlfahrt von Millionen Menschen gethan.

In der Gegend, in welcher ich eine geraume Zeit Landprediger gewesen bin, sind weit umher die Heirathen nichts, als eine Art Handel. Der Bauerbursche, der auf die Brautwerberey ausgeht, stekt den Kaufbrief von seinem Gute zu sich, geht zu dem Vater des Mädchens, um die er anhalten will, entweder allein, oder mit einem Begleiter, der sich, wie er zu sagen pflegt, mit Redensarten gut behelfen kann. Der Vater des Mädchens untersucht dieses gerichtliche Dokument genau, nimmt auch wohl ein Stück Kreide dazu, und rechnet alles aus. Darauf macht der Freywerber den Antrag, und fordert so oder so viel Mitgift, weil er so und so viel besitze, folglich verhältnißmäßig diese Summe fordern dürfe, oder weil er diese und jene bestimmte Schuld von dem väterlichen Gute den Geschwistern zu bezahlen habe. Wird ihm die Forderung zugestanden, dann sind die Heirathskontrahenten ziemlich am Ziele. Je zuweilen wird von beiden Theilen etwas nachgelassen; vielmals auch nicht, und sie gehen, wohl wegen ein paar Kühen, auseinander, die der Freywerber noch in den Kauf verlangte, des Mädchens Vater aber nicht umsonst geben wollte. Sind sie in diesen Präliminarpunkten einig, und des Mädchens Familie wohnt auf einem andern Dorfe; so wird an einem dazu bestimmten Tage die Besichtigung von des künftigen jungen Mannes Haus, Hof und Grundstücken — dieß heißt die Bauschau — vorgenommen. Findet man solche schlecht, die Aecker nicht in der Besse-

rung,

rung, etwan in der Tiefe gelegen, wo die Winternässe keinen Abzug hat, Scheuer und Ställe in einem baufälligen Zustande; so zerschlägt sich oftmals wieder die ganze Sache. In der Regel hat das Mädchen wenig oder nichts in die Angelegenheit zu reden. Wem sie der Vater zu geben für gut findet, den heirathet sie, es geschehe gern, oder ungern. Auf was der Vater Rücksicht nimmt, ist, daß der künftige Schwiegersohn die Wirthschaft verstehe und nicht liederlich sey. Ob das Mädchen zänkisch, heimtückisch, grob, verleumderisch sey, oder andere Fehler des Charakters habe, kommt bey dem Brautwerber ebenfalls in keine Betrachtung; die Hauptsache ist, daß sie in die Arbeit eingreifen und einen Haushalt führen könne. Alles Uebrige, denkt er, wird sich schon geben. Daß sich auch Ausnahmen hiervon finden, bedarf kaum bemerkt zu werden. In andern Gegenden würde eine solche plumpe Freywerberey übel aufgenommen werden; aber die Ehen gerathen drum nicht schlimmer, vielmehr noch etwas besser, weil beide Partheyen, in Absicht auf ihren Vermögensstand, sey er gering oder ansehnlich, sich auf das genaueste verständigt haben, und nun ihre Maßregeln danach nehmen können. Feinere Bedürfnisse des Verstandes oder Herzens kennt der Bauer einmal nicht; und es befremdet ihn sehr, daß ein Mann aus einem gesitteten Stande eine gute Hauswirthin mit Vermögen nicht heirathen möge, etwan der Kleinigkeit wegen, daß sie höchst einfältig oder unschlachtig in ihren Sitten ist.

Daß der Bauer wegen der Unbehülflichkeit des Verstandes zum Nachdenken sich nicht gern in eine neue Ordnung der Dinge fügt, ist eine bekannte Sache. Alles was er für zweckmäßig und brauchbar halten soll, muß er erst durch die Erfahrung kennen lernen. Daher bleibt er immer lieber bey dem Hergebrachten. Eingeführte Observanzen, z. B. bey Ehrentagen, behält er bey, wenn sich gleich mit der geringsten Mühe etwas besseres an ihre Stelle setzen ließe. Er läßt da lieber das Gedächtniß für die übrigen Seelenkräfte vikariren. Gewisse Glückwünsche, die z. B. einem Kindtaufvater, oder einem Brautpaare gesagt werden, sind vielleicht hundert Jahre alt. Der Sohn lernt sie vom Vater; und weiß er sie einmal auswendig, dann ist er, so wie mit einem und demselben Beichtformulare, für alle Ehrentage auf sein ganzes Leben versorgt. Er betet seine solenne Glückwünschungsformel ab, und weiß es oft selbst kaum, wenn er zu Ende damit ist. Ja sogar observanzmäßige Späße, die bey Ehrentagen einmal eingeführt sind, kommen nicht ab, so wie die Speisen, und die Ordnung, in welcher sie von jeher nach einander aufgetischt wurden. Sind die Bauern einmal dahin, daß sie sich über einen Schlendrian dieser und anderer Art hinwegsetzen, so ist in der Verstandeskultur schon um ein Beträchtliches von ihnen vorgeschritten. Aber die Trägheitskraft äußert sich überall, so daß jede, auch kleine, Veränderung in etwas, ihm durchaus mißfällig ist. „Das ist sonst nicht gewesen," heißt es, „Es ist

etwas neues.“ Ohne es sich deutlich erklären zu können, fürchtet er bey jeder Veränderung immer etwas unangenehmes. Er ist mißtrauisch und besorgt, es werde dabey nicht bleiben, sondern zu der unbedeutend kleinen Veränderung, zu einer andern Zeit, schon etwas wichtigeres hinzukommen, und die Sache am Ende wohl gar in Geldgeben für ihn sich entwickeln. Daher sieht er alte Herkommen, die abgeschmacktesten Gebräuche, z. B. bey dem Gottesdienste seines Orts, für Rechte an, die er sich nicht dürfe entreissen lassen. Allenthalben ist er eingeschränkt; der Rechte hat er wenig; er sucht zu sichern, was einmal da ist, sollte es auch noch so sonderbar, am Ende ihm wohl gar nachtheilig seyn, so fern er nur etwas Willensfreyheit dabey geltend machen kann. Gesetzt, es wäre auf einem Dorfe der Gebrauch gewesen, daß an einem gewissen Tage der Pfarrer auf das Chor trete und predigte, der Schulmeister hingegen vor den Taufstein und sänge, und der Prediger fände gut, das zu ändern; es würden allemal Mißvergnügte unter den Bauern seyn, die das nicht zugeben wollten. „Wir müssen, heißt es da, das Unsrige geben; wir wollen das Unsrige auch haben.“ An einem Orte, den ich genau kenne, und wo die Gemeinde, im Ganzen genommen, eine recht gute Menschengattung ist, war es noch vor sechzehn und mehrern Jahren alter Gebrauch, daß der Schulmeister den Abend vor dem Pfingsttage auf alle Wiesen der Bauern ging, von jeder einige Körbe voll Gras nahm, und sie in die

Kirche schleppte. Hier lag denn mehr als ein Fuder in den Gängen, vor dem Altare, und in den Weibersitzen umher. Es blieb drey Feyertage über in der Kirche liegen. Die Ausdünstung davon war heftig und schädlich. Dessen ungeachtet hatten mehrere Prediger hinter einander an diesem Orte jene drey Festtage über in dem Heustalle gepredigt. Nach Verlauf derselben bekam es der Schulmeister zu seinem Wirthschaftsgebrauch, der es auch bedurfte, weil es ihm selbst an einer Wiese mangelte. Es hatte nämlich ein alter Schulmeister in vorigen Zeiten, um ein Füderchen Heu zu bekommen, den Bauern diesen Vorschlag gethan. Sie waren ihn eingegangen mit Genehmigung des damaligen Pfarrers. Nun kam ein Prediger zu dieser Gemeinde, der, unbekannt mit der abentheuerlichen Sitte, als er am Pfingsttage in die Kirche tritt, nicht wenig über einen so barockischen Anblick erstaunt. Was soll er thun? Er hält den Gottesdienst, und erkundigt sich, nach der Kirche, woher diese Sitte komme, hört die Geschichte davon ruhig an, erklärt aber, daß er die folgenden Festtage nicht predigen werde, wenn das Heumagazin nicht ausgeleert würde. Verschiedene Gemeindemitglieder machten Gegenvorstellungen. „Wir müssen, hieß es, das Unsrige geben; wir wollen das Unsrige auch haben.“ Der Prediger gab freylich nicht nach, und es durfte kein Gras wieder in die Kirche geworfen werden. Aber nun wollten die Bauern dem Schulmeister künftig auch kein Gras wieder schenken. Jedoch der Gerichts-

direktor machte die Sache mit ihnen so ab, daß die nützliche Observanz für den Schulmeister wenigstens blieb.

Keine Volksklasse ist bey gerichtlichen Streitigkeiten so hartnäckig als der Bauer. Wie viel langwierige Processe, die durch Beweis und Gegenbeweis gehen, werden von ihnen geführt, wobey denn mehrere hundert Thaler verstritten werden, und der Gegenstand wohl nicht einen Groschen im Jahre einbringt. Dieß läßt sich aus der Lage des Bauers erklären. Von Zeit zu Zeit wird ihm bald von dem einen Stande eine Abgabe zugemuthet, von dem andern eine Last aufgeworfen. Dadurch entsteht in ihm eine Art Enthusiasmus, dasjenige, was er Sein nennen zu dürfen glaubt, fest zu halten, es möge kosten, was es wolle, gleichviel ob der Gegenstand etwas, oder nichts werth sey. Processe und Streitigkeiten vor Gericht sind auch fast das Einzige, wo er, wenigstens dunkel, empfindet, daß er im Staate eben so wohl etwas gilt, als die höhern Stände. Nicht Personen, sondern die Gesetze, die über alle entscheiden, sollen ihm helfen. Gewinnt er einen Proceß; so hat er das angenehme Gefühl, daß er vor den höchsten Landeskollegien etwas gegolten habe, weil sie die Gesetze für ihn handhabten, und ihm Recht sprachen. Die Fälle, wo seines Gleichen ohne Ursache stritten, verloren, Kosten zahlten, auch wohl in üble Umstände dadurch geriethen, berechnet er nicht so, als jene, wo sie Recht behielten. Manche sehen sie auch als ein Spiel an, bey welchem sie das

Geld nicht achten, und sich freuen, wenn sie nur siegen. Am hartnäckigsten geht es zu, wenn benachbarte Kommunen in einen Rechtshandel mit einander verwickelt sind. Der Gegenstand ist oft wenig, oder nichts werth. Aber es ist eine Art von Krieg, der, der Ehre halber, geführt wird. Hier zeigt sich mehrmals die Leidenschaft des Stolzes in der sonderbarsten Gestalt. Ich habe mir von Rechtsgelehrten über den Trotz benachbarter Gemeinden gegen einander mancherley mittheilen lassen. Ein einziges Beyspiel davon zur Probe.

Zwey benachbarte Gemeinden streiten mit einander wegen einer Koppelhuthung. Die eine behauptet: die Trift gehöre ihr allein; die andere: auch sie habe das Recht ihr Vieh dahin treiben zu lassen; der Anger sey gemeinschaftlich. Die erstere läßt jener das Hüthen gerichtlich untersagen. Jene befiehlt ihrem Hirten, dennoch dahin zu treiben. Von der erstern gehen Männer hinaus, pfänden den Hirten, und nehmen ihm den Huth. Jene Kommun gebietet dem Hirten, dennoch wieder auf den Anger zu treiben. Man pfändet ihn zum zweytenmale, und nimmt ihm die Mütze. Nun wird der Proceß angefangen, die Gerechtsame beider Theile werden untersucht, die ältesten Leute als Zeugen abgehört; es geht durch alle Instanzen. Die Gemeinde, welche gepfändet hat, behält Recht, jene bezahlt noch obendrein alle Kosten. Das Endurtheil wird den Partheyen publicirt; es ist nichts weiter übrig, als die

Pfänder, den alten Huth nebst Mütze des Hirten, wieder zurück zu geben. Die Gemeinde, welche den Proceß verloren hat, will sie auf der Gerichtsstube nicht annehmen. „Sie habe verloren, müsse die Kosten bezahlen, verlange aber, daß die Pfänder auf dem Anger, wo sie genommen worden, wieder ausgeliefert würden.“ Die Sieger erklären, sie würden, nachdem sie den Proceß gewonnen hätten, es wohl bleiben lassen, auf den Anger zu gehen, und die spolia opima dort hin zu tragen. Da beide Theile sich nicht vereinigen — ob der Unterrichter nicht Gewalt hätte brauchen dürfen, kann ich nicht entscheiden — so entsteht daraus eine neue Klage, worauf endlich der Bescheid erfolgt, die Gemeinde, welche Recht behalten, solle die Pfänder in der Gerichtsstube abgeben. Die Kosten, eine kleine Summe von 45 Rthlr. 8 Gr. tragen gleichmäßig beide Theile.

Sehr schlimm, wenn die Leidenschaften in einem hohen Grade bey den Bauern durch solche Dinge aufgeregt worden, oder wenn Versuche, zu ihrem Rechte zu gelangen, durch Chikanen vereitelt worden sind. Dann erfolgen zuweilen Wagstücke von tragischen Folgen. So hatte vor mehrern Jahren eine Gemeinde an der Altenburgischen Grenze, die von einem Gutsbesitzer auf das Aeußerste gedrückt zu seyn glaubte, den Entschluß gefaßt, ihn gemeinschaftlich zu prügeln, bis es genug wäre. „Wir schlagen den Kerl todt, hieß es, und bezahlen ihn, er mag kosten was er will.“ Der Entschluß wurde auf dem

Felde ausgeführt; und hätte sich der Gutsbesitzer, bey dem Platzregen von Stöcken, der über ihn gekommen war, nicht todt gestellt; er würde ohne Barmherzigkeit expedirt worden seyn.

In nichts ist der Bauer sorgloser, als in Dingen, wobey Leben und Gesundheit in Gefahr kommen, zumal wenn er irgend einen Aufwand dagegen machen soll. Die gegenwärtig unangenehme Empfindung, etwas zu geben, wirkt stärker, als die zu besorgende Gefahr von der Zukunft, die er sich nicht lebhaft genug denkt, auch wohl zu denken nicht im Stande ist. Man wird daher finden, daß er in Krankheiten seiner Familie nicht eher zu einem Arzte seine Zuflucht nimmt, als bis die Gefahr schon groß ist. Da er die gesitteten Stände nur für solche ansieht, die von Brandschatzung des seinigen leben, so wähnt auch mancher, der Doktor mache die Krankheit nur schlimmer, um desto länger daran zu heilen, und ihm mehr Geld abzunehmen. Zu diesem Vorurtheile geben freylich betrügerische Dorfbarbiere Veranlassung, die unbedeutende äußere Schäden aufhalten, um nachher desto mehr daran zu verdienen. Dieses unbesonnene Wagen in Gefahren des Lebens und der Gesundheit geht zum Erstaunen weit. Wird etwan ein Bauerhund, der sehr wachsam ist, von einem tollen gebissen, es kostet Mühe seinen Herrn zu bewegen, den Gebissenen sogleich todt zu schlagen. Er weiß zwar recht gut, wie gefährlich der Biß

des tollen Hundes für Menschen und Thiere ist; aber er will doch lieber abwarten, ob auch sein Hund wirklich in die Wuth gerathen möchte. Das Unglück kommt dann zuweilen schnell; man macht ihm Vorwürfe, und er entschuldigt sich: daß er doch erst hätte abwarten müssen, ob sein Hund, wie er sich ausdrückt, auch wirklich thöricht werden würde.

Unter seine Begriffe von Vorsehung gehört gewissermaßen mit der, von einem Fatum. „Es hat nicht anders seyn sollen," sagt er, oft bey Dingen, wo es am Tage liegt, daß er durch seine freye Thätigkeit, oder durch mehr angewandte Klugheit und Vorsichtigkeit ihnen eine andere Wendung geben konnte. Er giebt z. B. einem Knaben ein muthiges Pferd, welches dieser noch nicht regieren kann; der Knabe ist unglücklich, und der Vater tröstet sich damit, „daß es nicht anders habe seyn sollen." Dieser Glaube beruhigt ihn in vielen Lagen des Lebens, wo der Trost für Gebildetere theurer wird. Immer ist er bey Unglücksfällen auch resignirter. Seine träge Phantasie, welche Scenen für die Zukunft nicht lebhaft genug abbilden kann, schützt ihn vor zu ängstlichen Sorgen. Aber auch dieses muß man gestehen: Die Macht der Religion zeigt sich doch bey Vielen auf eine ausnehmende Weise. Wer den Bauer, ich meine den bessern Theil unter dieser Klasse, näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, wird sich an Aeußerungen erinnern, die mit überwältigender Kraft

an das Gefühl ansprachen. Er wird Sterbende gefunden haben, die, voll froher Hoffnung eines bessern Lebens, und voll Vertrauen, daß Gott für ihre hinterlassene Familie sorgen werde, mit einer Ergebung in den höchsten Willen das Leben verließen, welche fast Lust zum Sterben einflößen konnte. Er wird bemerkt haben, wie mancher alte achtungswerthe Bauer, bey der Aussicht auf ein Mißjahr, wovor den Jüngern bange zu werden anfing, fest vertrauend auf die Vorsehung sagen konnte: „Unser Herr Gott hat die Israeliten in der Wüste ernährt; er wird bey uns schon Rath schaffen.“ Nicht zu verwundern. Sein Gott ist der alte treue Hausfreund seiner Jugendzeit, nicht das metaphysische Abstraktionswesen des Gelehrten, von dem, er hier so viel erwartet. Im Vorbeygehen bemerkt, sieht man hieraus, was alte biblische Geschichten, recht behandelt, für Lebensführung und Bildung des Bauers für einen Nutzen haben können; gewiß einen größern, als das gerühmte Hypomochlion, wodurch die gesunkene Menschheit in den rechten Standpunkt gehoben werden soll, ich meine die Naturgeschichte, zumal wie sie die Schulmeister zu lehren wissen. Freylich die Landleute sollen nicht so unwissend bleiben. Sie bleiben es mitunter doch auf eine auffallende Weise. Als ich kaum in das Amt gekommen war, gedachte ich in einer Predigt am Reformationsfeste der Protestanten, weil ich glaubte, jedermann würde dieses Wort verstehen. Wenige Tage darauf fragt mich ein alter, sonst sehr ver-

nünftiger Bauer: „Sie nannten vorgestern auf der Kanzel Protestanten; sagen Sie mir doch, was sind das für Kerle?“ Ich erklärte ihm das. Der Bauer war übrigens ein verständiger Mann, bey dem Wittwen und Waisen sich Raths erholten; und sein Rath war immer gut. In der Amtsstube, bey Erbschaften, Vergleichen und ähnlichen Dingen war er dem Amtmann fast unentbehrlich. Was Protestanten wären, hatte er bisher nicht gewußt. Er versäumte keine Predigt, und suchte aus jeder heraus, was er für das Leben brauchen könnte, und hatte ein festes Vertrauen zu Gott und einer bessern Zukunft. Was er wußte, war alles aus Erfahrung geschöpft, und er sah darin heller, als hundert andere. Was außer der Erfahrung lag; hatte für ihn keinen sonderlichen Werth. Um sein Räsonnement auf die Probe zu stellen, sagte ich ihm einmal, wir hätten Ursach zu glauben, daß die Menge Sterne, als große Himmelskörper, von lebendigen und vernünftigen Geschöpfen bewohnt seyen. Denn die höchste Macht, verbunden mit der höchsten Weisheit und Güte, schaffe nichts umsonst. Er hörte dieß alles gelassen an. „Sagen Sie mir, was Sie wollen, antwortete er endlich, ich glaube es doch nicht. Sie sind nicht oben gewesen, und ich nicht; und aus der Schrift können Sie mir nichts beweisen.“ Ich führe dieses Beyspiel bloß deßhalb an, um zu bemerken, daß man bey dem Bauer am sichersten in etwas zum Zweck gelangt, wenn man e concessis mit ihm argumentiren kann.

Daß der Bauer abergläubisch ist, darf niemanden befremden. Der Aberglaube ist Naturanlage bey jedem Menschen, und die Erziehung muß ihn schwächen, wo möglich austilgen. Es ereignet sich so mancherley um und neben uns, was uns sehr befremdet, und wo schon ein gewisses Studium, des Menschen und anderer Gegenstände der Sinnenwelt, vorhergehen muß, um Grund und Ursache anzugeben. Wo Menschen diese nicht wissen, da wird zur Erklärung aus übernatürlichen Gründen Zuflucht genommen, und die Wirkungen der Superstition sind da. Bey der Idee von dem Unfuge, welchen der Satan in physischer und moralischer Rücksicht in der Welt anstifte, bleibt die Weisheit und Güte des Schöpfers bis auf einen gewissen Punkt gerechtfertigt; denn die Aufgabe vom Uebel in der Welt aus kosmologischen Gründen zu erörtern, bleibt für den gemeinen Mann immer sehr schwer. Damit sage ich nicht, daß man seinen Aberglauben auf irgend eine Weise begünstigen solle. Nur wundern darf man sich nicht, daß er ihm so sehr ergeben ist. Die Geschichten vom Teufel, von Gespenstern der ungestümsten Gattung, von bösen Buben, denen der Fürst der Finsterniß den Hals gebrochen hat, und ähnlichen Auftritten, haben gerade das rohe tragische, welches die Phantasie dieser Menschen in Bewegung setzt. Es ist eine gemischte nicht unangenehme Empfindung, in Spinnstuben durch Traditionen der Art ein wenig erschüttert zu werden. Das Dunkle, Geheimnißvolle liebt jeder Naturmensch.

Daher hat auch der Bauer gemeiniglich kein Zutrauen zu dem Arzte, wenn er nicht auf eine myſtiſche Weiſe in Krankheiten das Harnglas des Patienten in die Hand nimmt, etwas weit von ſich entfernt hält, und weiſſagt. Soll er ihm die Umſtände des Patienten erzählen; ſo hat der gemeine abergläubiſche Bauer vor dem Arzte keine Achtung. Der Arzt kann getroſt weiſſagen. Die Punkte, welche er nicht triſt, achtet der Bauer nicht, ſondern nur die, welche er errathen hat. Und wie leicht iſt es da nicht, mit wichtiger Miene zu ſagen, daß der Patient matt ſey, verdrießlich, des Appetits zum Eſſen ermangle u. d. m.? Der ehrliche Bauer bedenkt nicht, daß dieſes die gemeinſten Kennzeichen von jeder Art Krankheit ſind. Macht ihm ein Mann aus geſitteten Ständen hierauf aufmerkſam; es hält ſchwer, ihn zu überzeugen, weil er immer die Meinung hegt, daß die höhern Stände ihm nicht wohl wollen. Ein Glück alſo für ihn, wenn ſeines Gleichen veranlaßt werden, ſolche Dinge verdächtig zu machen, oder ihr Trügeriſches auf eine entſcheidende Weiſe darzulegen. Vor einiger Zeit lebte an der Thüringer Grenze von Sachſen ein Schuſter, Namens Sebaſtian, der ſchlechte Schuhe machte, aber deſto fleißiger Kranke kurirte. Seine ganze Semiotik war das Harnglas. Daraus log und prophezeihete er, ſo viel ihm jedesmal nöthig zu ſeyn ſchien. Viele ſeiner Patienten ſtarben zwar; aber ſein unverſchämtes Weiſſagen ſicherte ſeinen Kredit. Jedoch ein Dorfrichter ſchöpft Verdacht gegen ſeine Kunſt, legt

sich frisch und gesund in das Bette, befiehlt seiner Frau, den Doktor Bastian zu rufen; — zum Doktor hatten ihn die Bauern ohne Diplom promovirt — er kommt. Der schlaue Patient geberdet sich kläglich. Der Doktor besieht den Harn, und äußert sich, daß der Herr Richter wohl kaum davon kommen werde; aber er wolle sein Möglichstes thun. Es vergeht eine Stunde; es wird Tischzeit; der Herr Doktor wird zum Essen genöthigt, und nimmt Platz. Die Hausfrau trägt eine ungeheure Schüssel voll derber Mehlklöße auf; der Doktor nimmt vorlieb. „Wird mir doch auf einmal recht wohl, ruft der Todtkranke im Bette; ich will auch ein paar Bissen miteſſen.“ Er macht sich auf, setzt sich, und wirft einen Klos nach dem andern hinunter. Der Aeskulap staunt; der Appetit vergeht ihm, so wie er bey dem Patienten zuzunehmen scheint. Nachdem dieser sich genüglich restaurirt hat, „Hallunke, mir fehlt ja nichts,“ greift er nach seinem Dornstocke, giebt dem Herrn Doktor ein halb Dutzend derbe Jagdhiebe, und wirft ihn zur Thüre hinaus. Sein Kredit, nebst seinem Brote, war nun dahin.

Es ist bekannt, daß der Bauer von allen Seiten durch Auflagen, Mandate u. s. w. beschränkt ist. Dem zu Folge erfüllt er immer nur den Buchstaben der Gesetze, und umgeht sie, selbst zu seinem Schaden. Dieß kann man unter andern sehr deutlich daraus wahrnehmen, weil viele den Zolleinnehmern und Accisbedienten, um hier und da durch-

schlüpfen zu können, das Jahr über, bedeutendere Geschenke opfern, als ihre gesetzlichen Abgaben ausmachen würden. Einmal glauben diese Menschen, die Obrigkeit suche nie der Unterthanen Bestes, sondern jederzeit nur ihr eignes. Da der Bauer von Patriotismus bisher noch so gut als keinen Begriff hat; so traut er auch niemanden zu, daß er für das gemeine Beste etwas thun könne, ohne, wenigstens in der Entfernung, den Lohn dafür wahrzunehmen. Daher bey ihm die geheime Widerspänstigkeit gegen obrigkeitliche Befehle. Dazu kommt ferner das Streben nach einer gewissen Unabhängigkeit. Ob er sich nun gleich in den genannten Fällen von Zollbedienten und Straßenbereitern abhängig macht, wenn er z. B. die Accise zu defraudiren sucht; so hält er sich doch hier für frey, da er freywillig und mit Aufwand sich die Möglichkeit verschafft hat, den Landesherrn zu betrügen.

Nach der schlechten Meinung, die er von den höhern Ständen überhaupt hat, und zu Folge der eigennützigen Grundsätze, die in ihm herrschend sind; kann er sich kaum überreden, daß ein Amt im Staate vergeben werde, ohne daß die Kollatoren sich dafür bezahlt machten. Hat z. B. ein Gerichtsherr eine Justitiariusstelle zu besetzen; so glauben eine Menge Bauern, derjenige Mitbewerber, der am meisten dafür bezahle, werde sie erhalten, und dann sein Amt schon auf eine Art verwalten, daß jene Kosten wieder herauskommen. Was Pre-

diger- und Schulmeisterstellen anlangt, hegt er von Kirchenpatronen und Konsistorien die nämliche Meinung. Haben Examinanden von einem Konsistorio den Repuls bekommen, so lächelt er, wenn er es erfährt, und eröffnet seinem Nachbar: „Daß der Student wohl einfältig gewesen und bey dem Kollegio nicht gut möchte ausgefallen seyn.“ „Ach!“ setzt er vielleicht hinzu, im Fall der Nachbar es nicht glauben sollte, „wenn nun ein anderer es besser versteht, was die Herren wollen. Sie sind alle hohl im Leibe.“ Einer Menge Bauern würde es nicht im Mindesten anstößig seyn, wenn sie sogar mit Augen gesehen hätten, daß ihr Pfarrer seine Stelle kaufte. „Wer etwas haben will, wird der Bauer behaupten, der muß etwas daran wenden; das Geld ist ja nicht weggeworfen,“ so wenig als er Geld für verloren ansieht, wenn er z. B. Kalk, Düngesalz, Gyps für die Verbesserung seiner Felder gekauft hat. „In einigen Jahren kommt das schon wieder heraus.“ Nichts würde ihm hierbey auffallen, als wenn er höre, daß z. B. sein Pfarrer die Pfründe, nach Beschaffenheit der Einkünfte, viel zu theuer habe bezahlen müssen. „Es ist unchristlich,“ würde er sagen, „wie soll ein Mann dabey bestehen? Nur alles was recht ist.“ —

Ich habe bemerkt, daß der Sächsische Bauer im Thüringer Lande und in den angrenzenden Ernestinischen Erbtheilen viel Lust zur Musik hat. Fast auf allen Dörfern wird Sonntags Musik zum Besten gege-

gegeben, oft genug ein elender Ohrenschmauß; aber es ist doch Musik, und ein Schulmeister verliert immer an Achtung, wenn er kein Kirchenstück aufführen kann. Daß dieses immerfort dauert, ist nicht zu verwundern. Der Bauer ist einmal daran gewöhnt. Aber woher es gekommen sey, kann ich mir nicht hinlänglich erklären. Ob vielleicht Herzogs Ernst des Frommen Beyspiel dazu beygetragen hat, der eifrig dafür besorgt gewesen ist, daß die Musik in seinem Lande getrieben würde, und daß von da aus die Liebe zu dieser Kunst den benachbarten Gegenden sich mitgetheilt habe? In der Pflege um Leipzig, und weiter davon entfernt, hat der Bauer durchaus keine Neigung dafür. Der Gesang ist auch auf den dasigen Dörfern ungleich schlechter, als der, der Thüringer, Gothaner, Eisenacher, Coburger, u. a. Man sollte glauben, in wohlhabenden Gegenden müsse die Musik, als eine Art Luxus, weit leichter Eingang finden; aber dem ist nicht so. Man kann in dem Leipziger Kreise dem Bauer zureden, seinen Knaben Violine oder ein anderes Instrument lehren zu lassen; er geht ungern, oder gar nicht daran. Daraus, meint er, würden Musikanten, und Musikanten wären Müßiggänger, die, wenn sie Sonntags in den Bierhäusern aufgewartet hätten, Montags schliefen, und nicht arbeiten möchten. Irre ich nicht, so liegt in den Gegenden, wo bey den Bauern mehr Neigung zur Musik herrscht, auch wohl noch eine andere Ursache zum Grunde. Ihre Lage war vielleicht ehe-

dem preßhafter; sie waren mit Frohndiensten überhäufter, als andere; und die Musik wurde ein Mittel, sich das Leben leichter zu machen. Doch dieß sind bloße Vermuthungen.

In Sachsen herrscht unter den Landleuten viel Furcht vor dem Soldatenstande. Geht man in die Preußischen Lande, so sind die Unterthanen längst daran gewöhnt, und die Schulknaben freuen sich wohl, wenn sie ein Regiment exerciren sehen, in einigen Jahren auch mit dabey zu seyn. So stark ist die Macht der Gewohnheit! Am meisten verstößt der Prediger in Sachsen bey seiner Gemeinde, wenn er öffentlich ermuntert, dem Landesherrn als Soldat zu dienen. Bey dem allen aber giebt man den Sächsischen Truppen das ehrenvolle Zeugniß, daß sie ihrem Fürsten treu dienen, und brav sind. Wie gering ist die Desertion, wenn sie einen Feldzug machen, und wie geachtet ihre Humanität in feindlichen Ländern! Wie getrost kann ein Befehlshaber sich auf die Treue seiner Untergebenen verlassen! Unstreitig ein Beweis, daß der Kern der Nation gut ist. Die Sachsen sollten sich weniger vor dem Soldatendienste fürchten. Er hat sein Nachtheiliges; aber auch sein Gutes. Die Mannschaften, welche in Städten liegen, verderben allerdings, in mancherley Rücksichten, die Sitten; und wenn auch alle Gebote der Gesetztafeln von ihnen gehalten würden, eins gewiß nicht. Lockere Maximen kommen dadurch auf die Dörfer, wenn Soldaten, nach geendigter

Kapitulation, in die Heimath zurückkehren. Sind es ausgezeichnet liederliche Menschen unter den Soldaten gewesen; sie stiften nachher mancherley Böses in den Gemeinden, welches die Obrigkeit nicht verhindern kann. Der Strafen bey den Soldaten vielleicht schon gewohnt, fürchten sie sich nun auch wenig vor den Ahndungen der Civil-Obrigkeit. Jedoch andere bringen auch wieder einen Geist der Ordnung, eine Pünktlichkeit bey ihren Geschäften, und einen gewissen äußeren guten Anstand mit zurück, der alle Achtung verdient. Immer kommt z. B. der Bauer bey allen Angelegenheiten, seine ökonomischen Geschäfte oder Dinge, wobey gleich auf der Stelle ein Vortheil zu machen ist, ausgenommen, zu spät. Wer unter den Soldaten gedient hat, ist jedesmal begreiflich erinnert worden, wenn er irgendwo zu spät kam; und diese andressirte Pünktlichkeit bleibt.

Es ist ein großes Uebel, daß hohe Spiele unter den Bauern, zumal in wohlhabenden Gegenden, üblich geworden sind, insbesondere Hazardspiele. Ansehnliche Getreidepreise und zunehmender Luxus haben diese Pest wo nicht hervorgebracht, wenigstens weiter verbreitet und verstärkt. Die Befehle der Obrigkeit dagegen richten wenig aus, weil die Vorsicht und Schlauheit der Spieler schon Mittel findet, den Nachforschungen zu entschlüpfen. Es ist unglaublich, wie viel an den Spieltischen reicher Bauern, oft in einem Abende, verloren wird. Doch nicht allein die Reichen treiben dieses unselige Handwerk,

auch die Aermsten versuchen es, und verschwenden, ehrloser Weise, was ihre Weiber und Kinder zum Unterhalte bedürfen. Diese Menschen sind oft schlimmer, als das Rabengefieder, lassen, von der Spielwuth ergriffen, die Ihrigen lieber zu Grunde gehen, als daß sie sich Gewalt anthäten, und ihrer Leidenschaft entsagten. In dem überaus gesegneten Altenburgischen Lande herrscht jene Spielsucht in einem beyspiellosen Grade. Man setzt bey Hazardspielen Laubthaler ellenweise. Eine halbe Elle Laubthaler machen, wie ich gehört habe, sieben Stück. Das angränzende Sachsen scheint mit dem Altenburgischen Landvolke zu wetteifern. Wohin wird das endlich führen? Nicht allein, daß sich so viele zu Grunde richten; diese Wuth bringt eine Menge anderer Untugenden, Untreue in Geschäften, Betrug, Leichtsinn, Diebstahl und Wollust hervor. Menschen, die die Nächte hindurch sitzen, und Bier und Branntewein unmäßig bey dem Spiele trinken, schweifen auch in andern Punkten aus. Auch an diesem Unwesen soll nach der Meinung mancher weisen Männer die Aufklärung Schuld seyn. Ich möchte wohl wissen, wo die Aufklärung bey solchen unordentlichen Menschen eigentlich zu suchen wäre! Hätten sie, in sittlicher und religiöser Rücksicht, einen höhern Grad von Aufklärung erreicht; das Uebel würde vielleicht geringer seyn. Die Lästerer der Aufklärung sollten doch bedenken, daß die höhern Stände in dieser Rücksicht, so wie in vielen andern, die niedern mit verderbt haben. Noch

nie ist ja die Spielsucht unter ihnen epidemischer gewesen, als in unsern Zeiten. Es fehlt ja wenig, daß nicht die Beysitzer eines Wohledlen Stadtraths eine Pharaokarte zu sich stecken, und, zur Abwechselung, unter ihren Berathschlagungen, auf dem Themistempel, ein freundschaftliches Bänkchen halten. Wird der Bauer, bey der Menge leidenschaftlicher Spieler in allen höhern Ständen, den entgegengesetzten Weg gehen?

O,

Divis orte bonis, optime Saxoniae
Custos,

möchte deine Häuslichkeit, deine beharrliche Entfernung von allem, was die Leidenschaften nährt, und Familienglück hindert, allen deinen Unterthanen ein Muster seyn! Durch dich hat der Wohlstand, der Friede und die Sicherheit des Landes so viel gewonnen,

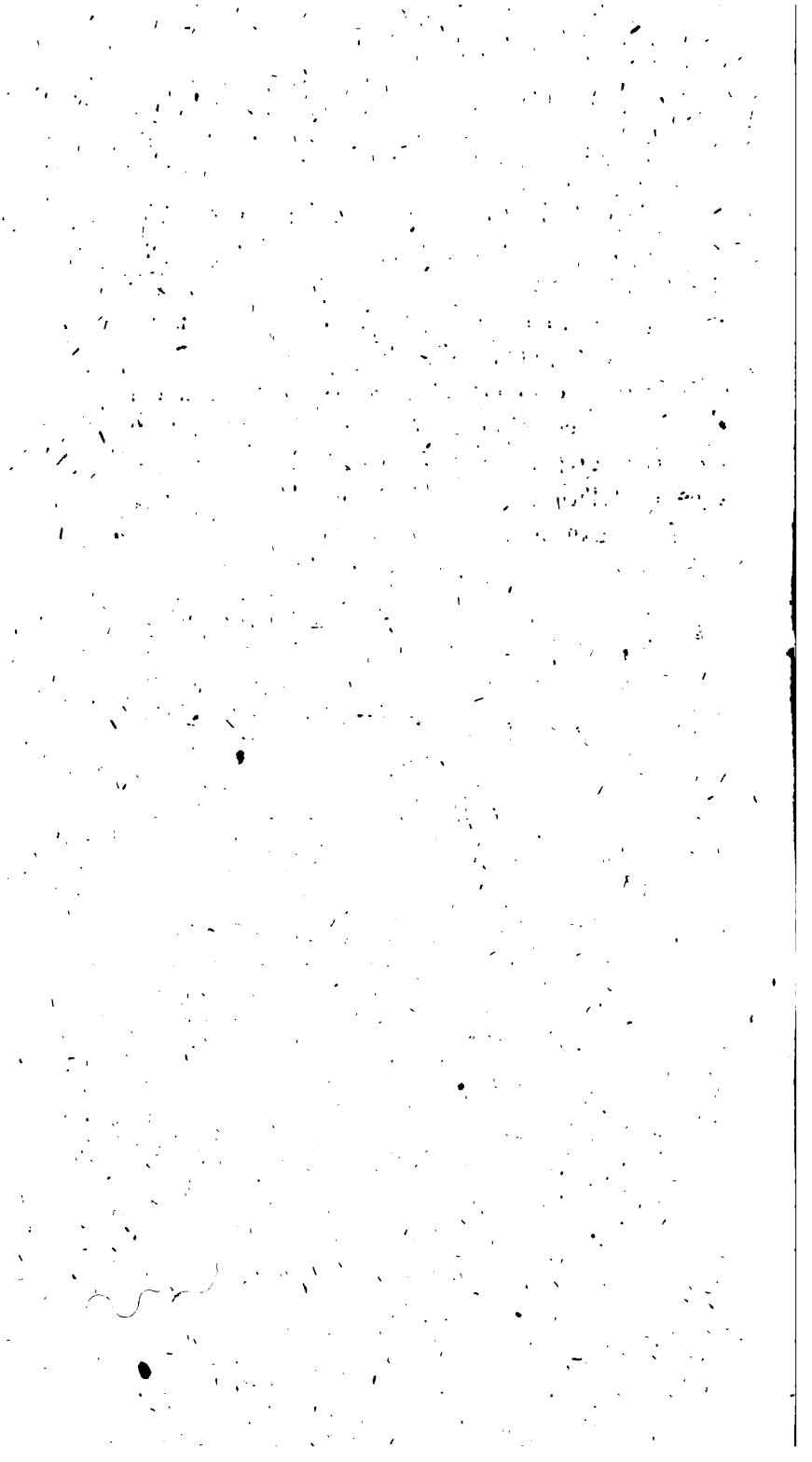
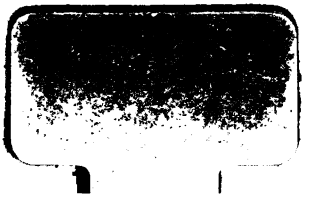
Tutus bos etenim rura perambulat;
Nutrit rura Ceres, almaque Faustitas.

Wer sollte nicht wünschen, daß die Unterthanen sich dieses Glücks immer würdig behaupteten! —

Die Bauern, wenn sie gleich den höhern Ständen nicht hold sind, wollen es doch wenigstens gern eben so bequem haben. Sie ahmen ihren Luxus in einer Menge Dingen nach, und der sogenannte Bauernstolz zeigt sich hierbey oft in der lächerlichsten Gestalt. Daß der reiche Anspänner in wohl-

habenden Gegenden sich Canapees, feine Comoden, niedliche Rennschlitten, theures Tuch zu seinem Sonntagsrocke, seidene Kleider für Frau und Töchter anschafft, wird niemanden wundern. Diese Dinge finden sie angenehmer, zum Theil bequemer, als was ihre Väter hatten. Aber wenn sie sich hier und da Bibliotheken kaufen, bloß um sie zu haben, so befremdet das schon mehr. Im Altenburgischen findet man deren. So hat sich unter andern ein dortiger Bauer eine Bücherſammlung für mehrere hundert Thaler, mit Zuziehung seines Pfarrers, angeschafft, aus dem Grunde, weil er das Geld liegen habe, und so gut eine Bibliothek bezahlen könne, als vornehme Leute. Der Bursche kann aber kaum lesen.

Doch dieß sey an zerstreuten Bemerkungen über die Bauern hiermit genug, da ich ohnedem gesonnen bin, zu einer andern Zeit, so weit meine Einsichten reichen, über Sitten, Lebensart, Kultur und Luxus der Bauern ein ausführlicheres Werk zu schreiben.

Aus dem von mir Gesagten ergiebt sich unstreitig von selbst, wie nöthig es für den Prediger ist, diese Menschen immerfort zu studiren, um seinen Unterricht, nach dem Grade ihrer Bildung, nach Maßgabe ihrer geerbten Volksmoral, nach ihren herrschenden besondern Sitten, einzurichten. Alle Anweisungen zur Popularität für die Dorfkanzeln, die, wie oft, sehr übel verstanden, in seichtes und plat-

tes Geschwätz übergeht, alle Magazine, die auf diesen Zweck hinarbeiten, alle Volksbücher, womit jede Messe uns reichlich versieht, werden den Prediger nie geschickt genug zu seinem Amte machen, wenn er das zuvor genannte Studium unterläßt. Dann wird er aber auch die Wege finden, auf denen am besten ihnen beyzukommen ist. Er wird nicht bloß zu ihrem Verstande und Herzen reden, sondern auch aus demselben heraussprechen, und desto nützlicher für seine Gemeinde wirken.